


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

# Tag der An[illegible]r



# Zwei Jahre in Petersburg.



# Zwei Jahre in Petersburg.

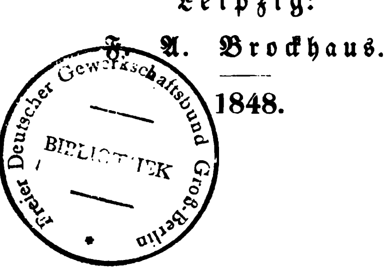
Aus den Papieren eines alten Diplomaten.

Herausgegeben
von
**Fanny Tarnow.**

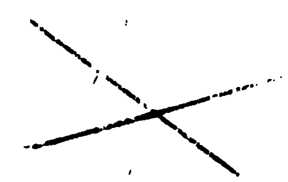
Zweite Auflage.




Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.



Es ist ein ewiger Cyklus gegeben zwischen der Kunst, zu beobachten, und der Kunst, die Beobachtungen zu erklären. Dieser Cyklus lebt als Gesetz in uns, und wir können das Eine so wenig lassen als das Andere: es ist die Axe, auf der der forschende Geist sich fortbewegt; ihre Scheitelpunkte sind Erfahrung und Idee.



# Vorwort.

---

Es drängt von Außen sich in jeder Richtung
  Ein Strom von Bildern in des Menschen Sinne,
  Der strebt, daß er ihm Wahrheit abgewinne;
  Umsonst, die Wirklichkeit ist nur Erdichtung.

Er zittert ob des theuern Scheins Vernichtung,
  Bekümmert, daß ihm alles Sein zerrinne.
  Da zeigt sich ihm zu schönerem Gewinne
  Die Welt der Wahrheit in der Welt der Dichtung.

So schwinden in ihr Nichts die Truggestalten
  Der Nacht, wenn durch des Aethers weite Räume
  Die Sonne sich ergießt im ew'gen Lichte.

Beglückt, wem mitten in dem Land der Träume
  Der Dichtung Sonnenblicke sich entfalten,
  Daß sich sein Leben schmücke zum Gedichte.



## Zum Lebewohl an alle mir Wohlwollende.

Mit ernster Wehmuth trete ich aus der stillen Abgeschiedenheit von allem literarischen Verkehr, in der ich seit Jahren lebe, noch einmal hervor, um dem Publicum die zweite Auflage eines Buches zu überreichen, welches bei seinem ersten Erscheinen eine so günstige Aufnahme fand, daß die ganze Auflage in wenig Wochen vergriffen wurde und nun schon seit Jahren kein Exemplar mehr im Buchhandel aufzufinden war. Es ist mir aber jetzt, wo ich mich mit raschen Schritten dem Ziele meiner irdischen Laufbahn nähere, eine heilige Pflicht, dies Denkmal der Ehrfurcht und der Liebe, das mein Herz dem edlen Freunde weihete, auf dessen Wunsch es geschrieben wurde, zu erneuern, und es möge mir zugleich vergönnt werden, den Verehrern des großen Mannes Einiges von meinem Verhältniß zu ihm zu sagen, da ich die einzige vertraute

Freundin bin, die er in den letzten 30—40 Jahren seines Lebens gehabt hat und die sich seines Vertrauens erfreuen durfte.

Ganz fremd, unbekannt und ohne alle Empfehlungsbriefe ging ich nach Petersburg, um die geliebteste, unvergeßliche Freundin meiner Jugend wieder zu sehen, die dort seit einem Jahre verheirathet lebte. Ein glücklicher Zufall war von dem entscheidendsten Einflusse auf meine dortigen Verhältnisse, weil er mir zwei Freunde zuführte, die beide mit einander wetteiferten, mir den Aufenthalt in Petersburg reich und gehaltvoll zu machen. Dem Einen gab, als er Odessa verließ, um nach Petersburg zurückzureisen, eine deutsche Frau einen Band meiner Erzählungen mit, um ihn während der einförmigen Reise zu lesen, und als er bei seiner Ankunft in Petersburg zufällig erfuhr, die Verfasserin derselben sei vor einigen Wochen aus Deutschland angekommen, suchte er mich auf und bot Alles auf mir den Aufenthalt in der prachtvollen Kaiserstadt angenehm zu machen, wozu ihm bei seinem glänzenden Verhältnisse viele Mittel zu Gebote standen. — Klinger las nie Romane — aber auch ihm spielte mein guter Genius eine deutsche Literaturzeitung in die Hände, in der er eine Recension

meines Romans: „Thorilde von Adlerstein“ fand und er, der in tiefer Einsamkeit lebend, nie Besuche machte und in keiner Gesellschaft erschien, fand sich doch bewogen, die junge deutsche Schriftstellerin aufzusuchen, und noch jetzt, nach so vielen Jahren, am Rande des Grabes, segne ich die Stunde, in der er es that, als die schönste meines Lebens. Ich habe, Gott sei Dank! in meinem Leben edle Menschen kennen gelernt und der Name des Mannes meiner ersten, schönen und heiligen Jugendliebe wird von ganz Deutschland noch jetzt mit feiernder Hochachtung genannt — allein nur Klinger verdanke ich das seltene und hohe Glück, Ehrfurcht vor dem sittlichen und geistigen Werthe eines Mannes empfunden, und seinen Werth mit allem Zauber einer Begeisterung erkannt zu haben, die mir zum Vorgefühl der Seligkeit eines höhern Daseins geworden ist. In meinen Briefen aus Petersburg habe ich den Eindruck geschildert, den Klinger's Besuch auf mich machte — darf ich es mir aber wol erlauben von dem Eindrucke zu reden, den ich auf ihn machte? Oft in meinem Leben bin ich mir einer großen, von mir unwillkürlich und unwissentlich geübten Macht über Menschen bewußt geworden; nie hat sich diese aber mächtiger bewährt als

bei Klinger's erstem Besuch, der sich zu Stunden ausdehnte und wo er mir zuletzt von den tiefsten Schmerzen seiner Seele, von dem Verlust seines einzigen Sohnes und dem Jammer seiner Frau sprach, die seit dem Tode desselben täglich zu der Stunde, wo sie die Todesbotschaft erhielt, in furchtbare Krämpfe verfiel. Ein solches vertrauungsvolles Sichgehenlassen war aber bei Klinger etwas so ganz Ungewöhnliches, daß er mit sich darüber zürnte und es mir nicht vergeben konnte, Thränen in seinen Augen gesehen zu haben. Es vergingen Wochen, ehe ich ihn wieder sah; endlich aber kam er doch und dann immer häufiger, so daß es bald zur Regel wurde, daß er wöchentlich zwei- bis dreimal Vormittags zu mir kam und einige Stunden blieb. Klinger liebte sein deutsches Vaterland treu und kräftig; er war stolz darauf ein Deutscher zu sein; aber von diesem innig geliebten Vaterlande glaubte er sich vergessen und er war es auch wirklich vor 30 Jahren. Sein Name klang nur noch wie eine Sage aus der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur und das schmerzte ihn tief. Ich kam nun im Jahre 1815 nach Petersburg, voll der glühendsten Begeisterung für die erlebte, große Zeit des Befreiungskrieges und mit einer ihn überraschenden

Kenntniß seiner Jugendzeit, seines jugendlichen Lebens und Wirkens und der Zeitgenossen desselben. Seit meinem dreizehnten Jahre hatte ich täglich einige Seiten in Klinger's Werken gelesen und als gleich in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Petersburg ein Aufsatz über ihn im Morgenblatte erschien, den ihm unser beiderseitiger Freund Graf Gustav Sivers mittheilte, dankte er mir herzlich dafür. „Am Abend meines Lebens," äußerte er, „wird mir noch die nicht mehr gehoffte Freude, mich von Ihnen verstanden zu fühlen, wie mich nie ein Mann verstanden hat." Um dieses Wortes willen vergönne ich es mir, jenen Aufsatz hier einzuschalten.

„Wenn Sie mich fragen, was mich von Allem, was ich in Petersburg gesehen, gehört, erlebt habe, am tiefsten ergriffen und den lebendigsten unvergänglichsten Eindruck in mir zurückgelassen hat, so nenne ich Ihnen Friedrich Maximilian Klinger, dessen persönliche Bekanntschaft in mir die Verehrung noch tiefer begründet hat, mit der ich mir früher seinen Namen als Dichter nannte. Wohl weiß ich, daß ich den Adlerflug des Geistes eines solchen Mannes nur zu bewundern, nicht zu fassen vermag, und oft geblendet meinen Blick vor der Feuerglut der Wahrheit senke, in die er kühn und unverwandt blickend, nur das Licht eines seinem

Geiste verwandten Elements erkennt; aber ich fühle auch, daß ich in allen seinen Werken den Gang seiner Empfindung mit zu empfinden vermag und daß daher sein Bild in einer Lebendigkeit vor mir steht, die die Wahrheit der innersten Anschauung verbürgt. In dieser Hinsicht allein wage ich es, auch Ihnen, lieber H., einige schattenähnliche Umrisse zu dem Bilde dieses wahrhaft großen Mannes mitzutheilen."

„Klinger ist von Gestalt sehr groß und trägt sich stolz und edel. Seine Haltung ist nicht steif, aber militairisch, und vorzüglich liegt in der Art, wie er den Kopf trägt, etwas sehr Charakteristisches. Man sieht es ihm an, daß er immer gerade gestanden und sich nicht gebeugt hat. Das Bild vor der neuesten, in Königsberg erschienenen Ausgabe seiner Werke sieht ihm sprechend ähnlich; nur ist es viel jünger als er, wenn man ihm gleich auch im Leben seine sechzig Jahre und darüber nicht ansieht. In seinem Gesicht ist kein Zug der Milde, keine Freundlichkeit; aber auch durchaus nichts Hartes und Abstoßendes; nur Gepräge der Großheit und einer ernsten, im Laufe der Jahre vielleicht eisern gewordenen Kraft. Sein Sprachton ist herbe und doch hat sein Accent eine so erschütternde, so zermalmende und tiefgreifende Gewalt über das Gemüth, daß ich ihm aus meinem Leben und Empfinden durchaus nichts zu vergleichen weiß. Sie wissen es, H., wie ich aller weichlichen Empfinde-

lei entschieden abhold bin und mich der Herrschaft über mein schnell- und tiefbewegliches Gefühl rühmen darf; allein so wie ich diesem Titanen gegenüber zum ersten Mal in meinem Leben den vollen Ernst der reinsten Ehrfurcht vor Menschengröße empfunden habe, so habe ich auch in der ersten Unterhaltung mit ihm bei einigen seiner Aeußerungen mein Blut kälter und immer kälter durch meine Adern rieseln fühlen. Ich weiß für den Eindruck, den er auf mich gemacht hat, nur einen Vergleichungspunkt, den des Erbebens, das mich bei Lesung des griechischen Trauerspiels: «Prometheus in Fesseln,» durchschauert hat."

„Klinger's äußere Verhältnisse sind sehr ehrenvoll und glänzend. Er ist General, Curator der Universität Dorpat, Director des Pagen- und Cadettencorps, sowie auch mehrerer der Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Institute der Kaiserin Mutter unter seiner Aufsicht stehen. Seine Lebensweise weicht von der hier gewöhnlichen sehr ab, da er, außer bei Hofe, fast nur in seinem Geschäftskreise sichtbar ist, keine Gesellschaft, kein Schauspiel, kein Concert besucht, und, mit sehr seltenen Ausnahmen, nur für seine Pflichten und für seine Bücher lebt. In seinem Leben als Mensch, Gatte und Vater hat das Schicksal seine Kraft furchtbar ernst geprüft. Der Schmerz eines solchen Mannes hat etwas so Ehrfurchtgebietendes, daß ich ihn kaum anzudeuten wage. Er verlor in der Schlacht bei

Borodinow seinen einzigen Sohn, der nach dem allgemeinen Urtheil werth war, der Sohn eines solchen Vaters zu sein; die Sonne des väterlichen Lebens versank mit der Blüte aller seiner Hoffnungen in dies Grab. Die unglückliche Mutter weinte sich über den Verlust ihres Lieblings blind.“ — —

„Er hat hier viel Feinde; man schilt ihn rauh, hart, menschenfeindlich; allein auch die erbittertsten seiner Gegner lassen ihm den Ruhm einer strengen, unbestechlichen Rechtschaffenheit. Das ist auf jedem Standpunkt im Leben ein hoher, vor Gott und Menschen ehrenwerther Ruhm, auf dem, wo Klinger seit dreißig Jahren steht, ein sichrer Bürge des moralischen Heroismus in der Seele des Mannes, der ihn bewährte. Und kann man, darf man denn von dem Löwen erwarten und fodern, daß er wie eine Schlange schleichen, wie ein Fuchs listig, wie ein Lamm sanft sein soll? — dürfen gewöhnliche Menschen es sich anmaßen, für die Kraft und den Kampf eines solchen Geistes einen Maßstab haben zu wollen? — Ich kann natürlich über Klinger's staatsbürgerliche Wirksamkeit kein Urtheil haben; mein Blick ist für dergleichen Gegenstände zu beschränkt, als daß ich mir getrauen dürfte, den Sinn, in dem er handelt, immer richtig deuten und fassen zu können; allein man muß doch voraussetzen, daß er den Standpunkt, von dem aus er wirkt, hell und scharf ins Auge gefaßt und klar zu überschauen vermag, was geleistet werden soll

und in welchem Geiste es geleistet werden darf. Als eine Deutsche an liberale Ansichten gewöhnt; gewöhnt, die edelsten Männer unseres Volkes in ihrer Würdigung derselben übereinstimmen zu sehen, hat nun für mich Vieles von dem, was man hier hört und sieht, etwas recht schmerzlich Beklemmendes. So z. B. der streng militairische Zwang, der in Dorpat auf den edleren der dort studirenden Jünglinge wie ein eisernes Joch liegt, allen jugendlichen Aufschwung des Geistes lähmt und nur die Bildung zu mechanischen Geschäftsmaschinen für den Staat dulden und erzwingen zu wollen scheint. Wie schön, wie groß, wie wahrhaft königlich ist Gustav des Dritten in Upsala gesprochenes Wort: «in diesen Mauern kann man nie zu frei sein.» Darf man denn die Würde des Jünglings als Mensch der bürgerlichen Zweckmäßigkeit so unterordnen, daß man ihm das Glück des frischen, jugendlichen Lebensmorgens verkümmert und seine Bildung zur Größe des Weltblickes hemmt? Soll denn nicht die Universität für ihn ein Ort sein, wo er sich zum Menschen bildet, ehe er Staatsdiener wird, und muß sie, wenn er sich zu dem Ersten bilden soll, nicht für ihn ein Asyl der Freiheit sein? Ist unsere Zeit nicht darin edel, daß die blos mechanische Thätigkeit einer bestimmt begrenzten Geschäftsbildung ihrem Geiste nicht mehr für ihre Söhne genügt? — Nie wird der Wille des Einzelnen, selbst nicht der Wille des Herrschers, dem

Lebensstrom der Menschheit eine willkürliche Richtung zu geben vermögen; aber er soll das Organ des Selbstbewußtseins derselben für die Menge werden und das Rauschen jenes mächtigen Stromes, den wir Zeitgeist nennen, soll uns durch die Willensthätigkeit der Lenker und Führer wie ein freies vernunftmäßiges Fortschreiten erscheinen. — Wer möchte glauben, daß es Klinger an Achtung für die Jugend und das edelste Ziel ihrer Bildung fehlen könnte? — Wo man das Wirken eines solchen Mannes nicht versteht, muß man schweigen, vorzüglich da, wo es so schwer auszumitteln ist, inwiefern sein Wirken ihm eigenthümlich angehört. Ihn darüber in Anspruch nehmen zu wollen, wäre ungeziemende Kühnheit; nicht für den, der als freier Mann den Beruf hat, das Heiligthum des innern Lebens, Freiheit, Wahrheit, Recht zu vertheidigen; wohl aber für mich, die ich als Frau keineswegs meine Gefühlsansicht als klare, geistige Anschauung auszusprechen, berufen und fähig bin*)."

„Ueber Klinger als Schriftsteller hört man hier so beschränkte und albern absprechende Urtheile, daß man ganz verdutzt wird, wenn man sie hört. So sagte mir z. B. noch vor einigen Tagen eine junge, durch ihre Geistesbildung hier sich auszeichnende Dame, die mir mit recht wohlgefälligem Be-

*) Im Jahre 1817 erbat Klinger seine Entlassung als Curator der Universität Dorpat.

hagen von Voltaire's Witz und seiner, freilich unnachahmlichen und unübertrefflichen Gabe, das Heiligste in den Sumpf der Persiflage herabzuziehen, gesprochen hatte, mit einer Art von frommem Entsetzen: sie habe nie eine Zeile von Klinger gelesen, da seine Werke als gotteslästerlich viel zu verrufen seien, als daß sie es wagen möge, sie zu lesen. Ja freilich hat er nicht für unbärtige Knaben und empfindelnde Mädchen geschrieben! Der furchtbare Ernst seiner Dichtungen fodert ein Gemüth, das in sich die Kraft hat, ohne Schwindel in die finstre Tiefe blicken zu können, die das Menschendasein, von so Vielen zu ihrem Glücke ungeahnet, hat. Auch ist es wahr, daß, einzeln genommen, vielen seiner Werke die Versöhnung fehlt, so daß sie, so gelesen und beurtheilt, das Herz zerreißen; aber sie bilden ein Ganzes und nur als solches müssen sie aufgefaßt werden. Von Allem, was ich von der neuern europäischen Literatur kenne, erscheint mir nichts so plastisch schön, als Klinger's Werke; ihnen fehlt der süße Reiz, die frische Lebenswärme, der milde Farbenzauber, mit dem die Malerei ihre Gebilde schmückt; sie sind, wie Marmorbilder, nur durch den Wiederschein geistiger Schönheit schön. Man hat in den letzten Jahrzehenden so viel über antik und modern geschrieben, so Vieles als Vergleichungspunkt und Beispiel des Gegensatzes zwischen beiden aufgestellt; aber, wie mich dünkt, den großen Reichthum an

Ideen, der auch in dieser Hinsicht durch ein Studium von Klinger's Werken erweckt und benutzt werden könnte, zu wenig beachtet. Klinger ist als Schriftsteller in mehr denn einer Rücksicht unvergleichbar. Die edle Einfalt seiner Diction, die Reinheit seiner Sprache, die Fülle seiner erhabenen Begeisterung, seine seltene Welt- und Herzenskenntniß, sein ächt philosophischer und dabei zugleich so genialisch kühner Blick in den geheimnißvollen Grund alles Daseins, in die verborgenste Tiefe des Menschengemüths, sind von Wenigen erreicht, vielleicht von Keinem übertroffen. Was ihn besonders und eigenthümlich auszeichnet, ist die Verbindung des philosophischen Geistes mit dem Dichtergenius in ihm, eine Verbindung, die sich so innig unter den Deutschen, außer bei Klinger, vielleicht nur noch in Schiller offenbart hat; doch die innere Selbstthümlichkeit des Menschen spricht sich bei dieser Gleichheit des Strebens Beider sehr verschieden aus; in Schiller als reine Idealität, in Klinger als Heroismus der moralischen Kraft. Was Klinger geworden sein würde, wenn er in Deutschland gelebt, sich unter seinem Volke und mit seinem Volke fortgebildet hätte, ist ein interessantes Problem; allein nun lebt er seit dreißig Jahren in Rußland, in der Sumpf- und Stickluft des Hof- und Weltlebens.— Er, dessen Element die reinste Alpenluft moralischer Würde und erhabener Liebe hätte sein müssen, wenn seine hohe, reiche Natur

zu einer ganz harmonischen Ausbildung hätte gelangen sollen. Klinger's Sinn, sein Thun und Sein brandmarkt alle feige, moralische Schwächlinge unserer Zeit; der Charakter des Mannes ist der Triumph der innern unbezwinglichen Willenskraft über das äußere Verhältniß; was er aber in diesen Verhältnissen nicht bewährt hat, was seinem Leben und seinen Werken fehlt, ist Glaube an die Kraft der Liebe. Das ist die große Schuldfoderung, mit der dieser hohe Geist einst vor das Weltgericht treten wird und die nur ein höheres Dasein von ihm einlösen kann."

„Was ich von Klinger's Werken mit vorzüglich liebe, sind seine beiden Trauerspiele: «Der Günstling» und «Damokles.» Ich ahne wol, daß ihnen etwas fehlt, um nach den Regeln der Dramaturgie und den einmal, Gott weiß von wem, zugeschnittenen Kunstformeln vollendete dramatische Meisterwerke zu sein; allein mit allen Kunsttheorien unbekannt, wird meinem Gefühle dadurch der Genuß derjenigen Schönheit nicht verkümmert, der sie für mich zu einem ewig frischen Quell der Erhebung und der Begeisterung macht. Von dem Jünglinge, der beide Trauerspiele lesen könnte, ohne daß wie ein Blitz durch alle Adern seines Empfindens die Flamme der unvergänglichen Sehnsucht nach einer großen That, nach einem großen Menschen schlüge, würde ich überzeugt sein, daß er der Alltäglichkeit angehöre für immer. Als Tragiker er-

innert Klinger an Alfieri und Alfieri an ihn, und es ist der Beobachtung werth, wie sich der Norden und der Süden in der Tiefe des Gemüths beider Dichter eint."

„Klinger's Romane umfassen Natur und Staat, Ideal und Wirklichkeit, alles Hohe und Nichtige des Lebens, alles Ewige und Vergängliche des Menschenherzens. Wer mit dem Glücke einer friedlichen Beschränkung auszureichen vermag, wem das Schicksal die Gunst gewährte, das, was kein Verstand der Verständigen ergründet, in der seligen Einfalt eines kindlich gläubigen Gemüths im Herzen zu tragen, der lasse Klinger's Werke ungelesen. Sie können ihm nur rauben, wofür es keinen Ersatz hienieden gibt. Wessen Geist sich aber einmal die dunklen Räthselfragen des Schicksals über Zweck des Daseins, Willensfreiheit, Vorsehung und Ewigkeit selbst aufgeworfen hat, wer zu seinem innersten Sein, zum vollkräftigen Gefühl seines Lebens, der Begeisterung für Tugend und Wahrheit bedarf; wessen Herz blutet bei dem rastlosen Kampfe des Guten mit dem Bösen und bei all den zahllosen Gräueln der Weltgeschichte, bei dem scheinbaren Sieg der Finsterniß, bei der Gebrechlichkeit des Menschenherzens und der Zufälligkeit von — Menschentugend; — wer von hoffnungslosen Zweifeln sein Leben verfinstert, sein Herz beklemmt, seine Seele beängstet fühlt, der befreunde sich mit Klinger's Genius, mit seinem kühnen Forschungs-

geiste und dem erhabenen Sinn, dem die Menschheit auch in ihrer Erniedrigung noch Menschheit bleibt, und kräftige sich an seiner Kraft zu der Würde; sich selbst über das Gemeine in Welt und Leben unentstellt empor zu halten."

„«Faust,» «Raphael» und die «Reisen vor der Sündflut» stellen uns die Resultate auf, die die metaphysische Speculation, die Theologie und die Geschichte als Antwort auf jene dunklen Räthselfragen, dem Geist des Forschers bieten. Man hat Klinger vorgeworfen, Faust sei nur darauf berechnet, alle Illusionen der Phantasie in Bezug auf das wirkliche Leben zu zerstören, und einen tiefen Schatten auf das edelste Streben des Menschen zu werfen. In Faust ist uns freilich mit furchtbarer Energie das Bild eines edlen Geistes aufgestellt, in dessen Seele der Durst nach Wahrheit verzehrend brannte, weil die Wissenschaft, von der er Labung hoffte, ihm nur Zweifel gab und Unmuth gegen den in ihm erweckte, der ihn fähig schuf, das Licht zu ahnen, und ihm doch die Macht versagte, aus der Nacht zum Lichte durchzudringen. Faust fühlt die Kette der Nothwendigkeit um den nach Freiheit strebenden Menschengeist geschlungen; keine Erdenmacht vermag sie zu sprengen und er fühlt sich schutzlos dem Hohn der dunkeln Macht dahingegeben, die durch die Folgen unserer Thaten der Freiheit des Willens und der Tugend des Menschen zu spotten scheint. Er geht unter und sein

Untergang verkündet uns, daß die Speculation nur Räthsel aufzuwerfen, nicht sie für Glück und Frieden genügend zu lösen vermag."

„Gewährt die Theologie, was die Speculation versagt? Hat das, was sie uns, über die Grenzen der Vernunfterkenntniß hinaus, als Antwort auf die Räthselfragen der Speculation verkündet, Menschenwohl gegründet und edle Geister befriedigt? — Raphael ist eine schaudervolle Antwort auf diese Frage. Es gibt nichts Tragischeres in der Geschichte der Menschheit, als daß sie Klinger den Stoff bot, seinen Raphael zu schreiben, und doch durfte dieser in dem Cyklus seiner Schriften nicht fehlen, ohne für Welt- und Menschenkenntniß eine Lücke zu lassen, die, damit das Ganze vollendet heißen konnte, ausgefüllt werden mußte. Wir wenden uns entsetzt von diesem gräßlichen Misbrauch des Heiligsten ab und forschen, welche Auskunft uns denn die Geschichte über jene in der Brust des denkenden Menschen ewig sich erneuernden Fragen zu geben vermag. Sie zeigt uns in den Reisen vor der Sündflut, wie der Mensch Religion, Staat und Wissenschaft zu Werkzeugen seines Unglücks durch Misbrauch erniedrigt hat und wie nur die dürftige Beschränkung eines rohen Naturzustandes ihm Frieden sichern und Ruhe gewähren zu können scheint. Aber darf er sich an diesem genügen lassen? Kann er es, da ihn ein zu seinem eigensten Wesen gehörender, von seinem

Menschsein nicht zu sondernder Trieb rastlos treibt, das Warum seines Daseins ergründen zu wollen? — Und wo, wo soll er denn nun die Antwort auf das fragende Wort seiner Seele suchen? — «Giafar» eröffnet einen neuen Weg, sie zu erhalten. Wir sehen in ihm die Bestimmung des Menschen in hoher Würde aus der moralischen Freiheit seines Willens entwickelt, und in ihr lösen sich die schreienden, herzzerreißenden Mistöne der früher erhaltenen Antworten in reine Harmonie auf. Giafar stirbt im Kerker den Tod des Verbrechers, aber sterbend konnte er sich sagen: «Um mich her sehe ich die Leichen meiner Geliebten, ahne die Vernichtung meines ganzen edlen Geschlechts, sehe alle meine Zwecke zum Guten von der Hand eines Mannes zertrümmert, dem ich mich aufgeopfert habe; höre sie verspottet, sehe sie entstellt! In dieser Qual, dieser Finsterniß, diesem Zweifel erwarte ich den Tod des Verbrechers, und was ist es nun, das mir eine lichte, leuchtende Flamme vorhält in diesem schrecklichen Dunkel? durch was besieg' ich diese Zweifel? Ich habe die Neigung zum Bösen besiegt. Die Reinheit meines Willens ist es, das Gefühl, nach dem Gesetz der Vernunft gehandelt zu haben; die Ueberzeugung, daß ein Wesen nicht vergehen kann, das durch den Verstand gewirkt hat, diese sind es, die mich erheben!» —"

„In diesem erhabenen Glauben Giafars findet das Herz Beruhigung, Trost und Hoffnung; die

Morgenröthe der Ewigkeit erquickt das thränendunkle Auge und der freie Geist begrüßt in ihr seine Heimat; aber nun tritt der kalte Verstand, die strenge Welterfahrung hinzu und forscht hohnlächelnd, ob jene himmlische Begeisterung mehr denn Schwärmerthorheit ist, der wir, einem Traume nachjagend, die Wirklichkeit opfern. — Diesem Zweifel begegnet Klinger in dem Faust der Morgenländer, in welchem er darstellt, wie jener Glaube nicht blos unentbehrlich zum Glück, sondern das Glück selber ist, und wie der Mensch, der diese heilige Flamme des Herzens durch den kalten Verstand auslöscht, sich selbst um den edelsten, den höchsten Gehalt des Lebens betrügt. Was ist schöner, als die aus Abdallahs Geschichte hervorgehende Lehre: «Das Herz belebe die Blüte des Lebens, welche der kalte Verstand zu vertrocknen strebt. Die schöne Blüte wird dann reifen zur Frucht, in einfachen, stillen Thaten des menschlichen Lebens. Das Herz erschaffe die That, der Verstand überlege und rathe, Güte und Weisheit umschließen beide, dann geht der Sterbliche sichern und festen Trittes einher, das Uebrige ist dann des Schicksals.» —"

„Durch Abdallah zu der Ueberzeugung gelangt, die Liebe zu dem Wahren und Guten, die Begeisterung für das Schöne und Ewige gehören wesentlich als eine Bedingung unsers Glückes zu unsrer Natur, zu unsrer wahrsten und eigentlichsten Humanität, führt uns der Dichter nun

in die um uns und mit uns lebende Welt ein, um an ihren Erscheinungen die Wahrheit dieses Endresultats aller seiner vorhergehenden Werke zu prüfen. Nicht mehr vergangene Jahrhunderte, nicht das wunderbar phantastische Morgenland sind der Schauplatz, der sich uns eröffnet, es ist die Gegenwart mit aller Frische ihres Lebens, es ist die jetzige Zeit selbst mit allen ihren Andeutungen, ihren dunklen Gewittern, ihren prophetischen Blitzen, ihren Spaltungen und der Gewalt ihres Kampfes, die sich uns hier in einer Eigenthümlichkeit und Klarheit offenbart, wie sie nur die umfassendste Weltanschauung, die vollendetste Menschenkenntniß zu erzeugen vermögen."

„Vielleicht gibt es kein treueres Gemälde des Zeitpunktes, in dem die französische Revolution zur Sprache brachte, was als mächtiger Gährungsstoff seit Jahrzehenden in den Gemüthern sich regte, als Klinger in der «Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit» aufgestellt hat. Helvetius' System, aus einem geistig-sinnlichen Zeitalter für ein sinnlich geistiges Geschlecht erbaut, der Widerstand, den Rousseau's Idealität in der Glut der Phantasie dagegen bot, die Verzerrung aller einfachen Naturgefühle zur Empfindelei und Schwärmerei, die immer mehr sich entwickelnde Opposition gegen alle bestehende Form des bürgerlichen Lebens, die kränkliche Reizbarkeit eines ermatteten Geschlechts, das Alles ist hier mit Meisterhand geschildert. Die

klare Anschauung der Vergangenheit kann allein unserm Blick auf die Erscheinungen der Gegenwart Sicherheit und Ruhe geben, und so ist Ernst von Falkenberg als ein Beitrag zur Veranschaulichung des Geistes der neuesten Zeitbegebenheiten nicht blos philosophisch, sondern auch historisch wichtig. Auch ist es eine Eigenthümlichkeit dieses Buches, daß es für unser Geschlecht eine, allen übrigen Klinger'schen Werken fehlende nähere Beziehung in sehr ernster Bedeutung hat. Die ästhetische Ueberbildung vieler Frauen unserer Zeit und die daraus hervorgehende Kränklichkeit der Idealität, die der wahren, frischen, kräftigen Gesundheit des Leibes und der Seele so sehr nachtheilig ist, ist in Amelie strenge und ernst warnend dargestellt. Möchte dieser Theil des Buches doch von recht vielen unserer gebildeten Frauen beherzigt werden, vorzüglich von den Müttern talentvoller Töchter! — Ernst's Schicksal als Bürger, Gatte, Vater, Freund ist zermalmend; aber er rettet aus dem verheerenden Orkan desselben den Glauben an die Tugend, die Zuversicht zu dem eigenen Herzen und dadurch über sein Schicksal erhoben, steht er, zwar still und trauernd, aber groß und ungebeugt da."

„Jean Paul's bekannter Ausspruch über Klinger: «In ihm haben zwei Welten so lange mit einander gekämpft, bis die bürgerliche siegend vorwog,» hat Klinger durch sein Werk, „der Weltmann und der Dichter,» widerlegt. Ein Mann, dem die Na-

tur «des Schwärmers Ernst,» das Leben «des Weltmanns Blick» gab, konnte freilich nur dies reiche Werk, diese unerschöpfliche Goldgrube der genialischsten Idealität und der scharfsinnigsten Weltanschauung schreiben und es wäre wol schwer zu entscheiden, ob man an diesem Werke mehr die Tiefe des Gemüths, oder die in seltener Vollendung ausgeprägte künstlerische Form in der hohen Einfachheit der angewandten Mittel bewundern muß. Aber eine blos geistige Anschauung der Welt- und Lebensverhältnisse hätte, verbunden mit dem höchsten Scharfsinn ästhetischer Kunstbildung, ein solches Werk nicht hervorbringen, kein Mann es schreiben können, in dessen Innerem der Sieg der bürgerlichen Welt über die ideale entschieden gewesen wäre. Solche Früchte wie dieses Buch entkeimen nur dem Herzen, nur dem Gemüth des Verfassers, so ein Buch läßt sich nicht machen, nicht erdenken; es kann nur aus dem Sein des Dichters hervorgehen, es muß gelebt sein und diese Individualität des Dichters durchstrahlt das Kunstwerk, so objectiv es dann auch sein mag; sie ist der unsichtbare geistige Zauber, der uns in den Dichtungen hoher Geister so unwiderstehlich ergreift, den die bloße Kunst nie zu erreichen, nicht einmal nachzuahmen vermag, und den wir in den Erzeugnissen des glänzendsten Talents oft vermissen, wenn es hervorbringt, was der Genius nicht eingegeben hat."

„In dieser Hinsicht sind auch die «Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur» als ein Schlüssel zu Klinger's übrigen Werken, als ein Commentar zu seinem Leben und Sein vorzüglich wichtig. Selbst die uns in der Weltklugkeit sonst überlegenen Franzosen haben in ihrer Literatur kein ähnliches Werk aufzuweisen, und man fühlt die dürftige Einseitigkeit, mit der sie das Leben auffassen, nicht tiefer, als wenn man La Rochefoucauld und Klinger in ihren sich an Form und Stoff des Inhalts ähnlichen Werken mit einander vergleicht. In Klinger's Betrachtungen finden wir bei einer wahrhaft dichterischen Einbildungskraft den treffendsten Adlerblick des Geistes, hohen Sinn und ein Herz, das aus einem düstern Leben voll bitterer Erfahrungen die Energie gerettet hat, sich mit dem philosophirenden Geiste zu befreunden, der nur in den Wünschen, den Ahnungen und Hoffnungen dieses Herzens die Versöhnung mit den Räthseln dieser dunkeln Erde fand."

„Die sittliche Verdorbenheit kann freilich mit außerordentlicher Kunstfertigkeit und mit einer ausgezeichneten Bildung und Verfeinerung des Geschmacks verbunden sein; allein die wahre Poesie quillt nur aus dem Innersten des Gemüths hervor und der hohe Werth ihrer Schöpfungen liegt in Beziehung auf die Menschheit darin, daß sie durch ihre das Herz bewegende, die Seele erhebende Darstellungen die Begeisterung für das sitt-

lich Schöne in unserm Gemüth erweckt und sie läutert und kräftigt. Das Höchste in der Kunst ist von sittlicher Schönheit unzertrennlich und dieser lebendige Ausdruck des Edelsten im Menschen ist es, der Klinger's Werken in der Liebe edler Menschen Unsterblichkeit sichert, so lange auf dieser Erde Herzen schlagen, die für Menschenwürde zu erglühen vermögen. Er hat die Menschen geschildert wie sie sein sollen und wie sie sind; er hat es empfunden, inwiefern der Mann im thätigen Leben der Verwirklichung der Ideale der moralischen Welt in seinem Herzen entsagen muß, um in einer dem Schönen feindlichen Welt Gutes stiften zu können; aber in allen seinen Werken zeigt er uns den freien edlen Willen in der Brust des Menschen, das äußere Verhältniß beherrschend und dem Schicksal selbst nicht erliegend, und durchdringt unsre Seele mit dem Gefühl, daß keine Erdenmacht, und sei sie unsrer Fähigkeit zum Glück noch so feindlich, die Würdigkeit des Glückes in uns besiegen kann, so lange wir uns selbst treu bleiben."

Nach einem Jahre verließ ich Petersburg. Beim Abschied sprach mir Klinger den Wunsch aus, ich möge dereinst nach seinem Tode sein Andenken bei seinen Landsleuten zu erneuern suchen und noch in seinem letzten, 14 Tage vor seinem Tode geschriebenen Briefe wiederholte er diese Bitte. Sie war

mir heilig. Als ich die Kunde desselben erhielt, schrieb ich in Zeit von sechs Wochen das Buch, das ich nun noch einmal in die Welt sende, weil ich diesen Beitrag zur Kenntniß des wahrhaft edlen und großen Mannes nicht mit in die Vergessenheit des Grabes versenkt wissen möchte, deren Schleier sich bald über mich und mein kleines Leben decken wird.

Wie lebhaft schwebt mir in diesem Augenblicke das Bild des letzten Tages vor, den ich mit Klinger verlebt habe. Er kam schon um zehn Uhr Vormittags, mich zu einer Fahrt nach Kamini-Ostrow abzuholen, da ich den Wunsch geäußert hatte, die 30 Landschaften aus der Krim, die mein Freund Karl von Kügelgen für den Kaiser Alexander gemalt hatte und die in Kamini-Ostrow in seinen Zimmern hingen, noch einmal zu sehen. Diese Gemäldeschau war beendet und ich saß mit Klinger in dem kleinen Cabinet des Kaisers, als dieser, von dem wir glaubten, er sei in Zarskojé-Selo, ganz unerwartet zu uns eintrat. Auch Ihn, den Mann, der damals noch Klinger's schönste Freude, wie später sein bittrer Schmerz war, sah ich an jenem Morgen zum letzten Male. In meinem Alter ist mir noch die Freude geworden, Klin-

ger's schriftstellerischen Werth neu anerkannt und gewürdigt zu sehen. Da aber Alles, was man von und über sein Leben und seinen Charakter gesagt hat, nur auf Hörensagen beruht, wird es Denen, die ihn als Schriftsteller ehren und lieben, doch auch interessant sein, ihn über sich selbst sprechen zu hören. Am 2. April 1818 schrieb er mir:

„Da Sie, meine theuerste Freundin, mir vermöge der nur zu kurzen unvergeßlichen Zeit Ihres Hierseins, mehr als eine holde geistige Erscheinung, wie etwa in einem glücklichen Traume gesehen, vorschweben, so kommen mir auch Ihre Briefe zu wie eine willkommene Erscheinung von jenseits. Und dieses mußte erfolgen, da wirklich unser Zusammensein, Gegen- und Aufeinanderwirken, nur ein geistiges, intellectuelles Forschen in Beziehung auf uns, in Beziehung unserer verschieden aufgefaßten Weltansichten war. So wird mir Ihre Stimme aus der Ferne zu einer Erinnerung, an die man das knüpft, wodurch man etwas werth ist, sein und bleiben will und kann. Da Ihr Leben nun, wie das meine, auf diesem Punkte ruht, so sind wir durch dieses Einverständniß ungetrennt durch die Entfernung; wir werden uns im Gegentheil noch vertrauter begegnen, denn das, was mir Ihre

Reden, Ihre Blicke bis zur reinsten Wahrheit gesagt und bedeutet haben, wird durch Ihre willkommenen Briefe nur beurkundet. So mag denn dieser mächtige Talisman, das Binde- und Loosungswort zwischen uns sein und bleiben: Glück und Genuß im moralischen, intellectuellen, selbstständigen innern Sein und als Bedingung des Lebens.

Die herrliche Rede unsers Alexander's, welche er den 15. März in Warschau gehalten hat, wird Ihr Herz gehoben haben, zu dieser Zeit, wo so Vieles geschieht, was Geister unsrer Art schlafend und wachend peinigt. Sie sehen, daß unser Alexander derselbe ist und bleibt, wie ich ihn 1801 in meinen Betrachtungen verkündigt habe, und so erfüllt er das Ideal, welches ich damals mit Zuversicht und zu meiner Beseligung von ihm aufgestellt habe. Diese Rede ist eine Erhebung und Belebung aller edlen Geister, ein Strafvermahnungs- und Zurechtweisungswort, für alle Elenden, die aus Feigheit, Furcht, Selbstsucht, Verblendung unfähig sind und bleiben wollen, zu begreifen, daß Tugend, Muth zu ihr, Achtung der Menschen und Beförderung ihres Werths, die wahre und ächte und zuverlässige Stärke eines Regenten sind. So

hat nun Er, an den Keiner das Recht hatte, das zu fodern, was er hier gegeben hat, durch sein edles Gemüth, seinen hellen Verstand den schönsten Lorbeer der Regententugend erworben, nachdem so viele seines Standes (von denen man berechtigt ist, es zu fodern) nicht aufzublicken und zu reichen wagen, weil das feige, verblendete Herz, der verkehrte Verstand in der offenbarten Wahrheit nur ein schreckendes Gespenst erblicken. Wenn nun Er, der seiner Tugend, der sich selbst vertraut, aus freiem Gemüth, den Lorbeer frisch und blühend um seine Stirn flechten kann, so kommen Andere nur dazu, versengte, abgefallene Blätter, getrieben von einer andern Frucht, aufzulesen. Die Wirkung auf mein deutsches Vaterland muß mächtig sein, denn das Wort kommt von dem Großmächtigen ganz unerwartet, und so fühle ich als Deutscher das Herrliche davon gedoppelt.

Sie lassen die Frauen mich fragen: Und was gelten wir denn diesem Manne u. s. w. Hier die Antwort aus meinem Leben und aus meinen Schriften, die das äußere Zeichen von meinem innern Leben sind. Ich habe eine gute, redliche, verständige Mutter gehabt, eine treffliche, so gute, schöne als geistreiche Schwester, die ich vor zwei Jahren

durch den Tod verloren. Sie hinterließ mir vier Nichten, die mir durch ihre Briefe bezeigen, daß sie ihrer Mutter würdig sind. Ich habe eine treue, gute, gebildete, ganz ihren Pflichten lebende Frau gefunden. Aus der großen Welt und einer glänzenden Sphäre trat sie zu mir ein, als ich noch Subalterner war; sie wußte sich von dem ersten Augenblicke an in mein einfaches Wesen und Leben so zu schicken, daß sie keinen Blick mehr rückwärts warf. Was sie als Mutter war, hat sie bewiesen und beweist es zu meinem Leiden noch. Ihr muß ich, wie Sie wissen, ihr allein das Opfer meines längern Hierverbleibens bringen. Ich habe, wie ich Ihnen schon früher sagte, in meinen blühendsten Jahren eine Frau in Wien geliebt, die an Geist, Schönheit und Bildung eine der ersten ihres Geschlechts war. Ich habe sie geliebt mit aller Kraft des Herzens und des Geistes, mit allen meinen Fähigkeiten. Als ich nach der Beendigung der Reise, die ich mit dem damaligen Großfürsten Paul und seiner Gemahlin nach Italien machte, nach Wien zurückkam, erhielt ich die Botschaft ihres Todes mit meinen Briefen an sie, von denen die letzten noch unerbrochen waren. — — In meinen Werken finden Sie zur Beantwortung der Frage.

Die Mutter in den Zwillingen, im Günstling Arete, Imo in Damokles, Hermione in Aristodemus und selbst Medea. Dann Abbassa in Giafar, Rosa in Sahir und selbst die Frau in der Geschichte eines Deutschen. Wenn man mir nun als Widerlegung oder als Kehrseite den Schwur gegen die Ehe, die §§ in den Betrachtungen entgegensetzen wollte, so würde ich antworten: Da ich das Gemeine, Alltägliche so gut kenne, so beweist eben dieses meinen Glauben an das Höhere und bekräftigt die Möglichkeit und Wirklichkeit des aufgestellten, entgegengesetzten Ideals. — Da ich die gesammte moralische, politische Welt aus meiner Ansicht und Erfahrung, nach meinem Innern und von Außen darzustellen strebte — um des Friedens in meinem Innern willen — so hab' ich doch wol nicht die Frauen, das schönste Gebilde derselben ausgeschlossen? So wußte ich doch wol aus eigner Erfahrung und eignem Anschauen, daß sie eigentlich nur der beglückende Theil dieses Ganzen, theils wirklich sind oder es doch sein könnten? daß also ihnen Alles zum Preis oder Vorwurf zufällt, was uns zufallen mag; nur von Letzterem weniger, da die Männer die Welt anordnen, in der sie ihnen den Platz anweisen. Misfallen meine Schriften

den lesenden und gebildeten Frauen, was ich recht wohl begreife und sogar natürlich und recht finde, so ist der Grund davon gleichwol nicht Geringschätzung der Frauen. Daß die Versöhnung meinen Schriften fehle, kann es auch nicht sein, da eine der geistreichsten, edelsten und bedeutendsten Frauen im Morgenblatte angezeigt hat, was das Princip der Versöhnung in Klinger's Schriften sei. So habe ich Ihnen denn abermals einen langen Brief über mich selbst geschrieben. Nehmen Sie ihn als einen Beweis meiner Gesinnung und meines Zutrauens zu Ihnen an; an einen Mann würde ich so nicht schreiben und so ist es ein Beweis mehr, was mir die Frauen sind; aber wahr ist es, ich rechne Sie zu den seltensten und edelsten, die mir begegnet sind, und danke Ihnen herzlich für Das, was Sie mir geworden sind und mir immer bleiben werden. Mit Verehrung und mit treuer Freundschaft,

**Klinger.**"

Auf einer mehr denn 50jährigen literarischen Laufbahn ist mir soviel Liebes und Freundliches zu Theil geworden, daß ich sie nicht verlassen kann, ohne den Lesern zum Abschiede ein Wort des Dan-

kes zu sagen, die sich meiner noch aus ihrer eig= nen Jugendzeit erinnern. Das Lesepublicum, zu dessen Lieblingen ich einst gehörte, hat einem jün= gern Geschlecht Platz gemacht; die Zeit ist zur dauernden Theilnahme an einfachen Darstellungen aus der Gemüthswelt zu ernst geworden; die Ju= gend hat jetzt andere mächtigere Interessen, andere Sorgen, Schmerzen, Hoffnungen und Illusionen als zu meiner Zeit; mir ist aber noch keine tiefe Kluft zwischen ihr und meinem Alter fühlbar ge= worden, und dankbar erkenne ich die Rücksicht — ich möchte es Pietät nennen — an, mit der mehrere unserer jungen Literaten das Andenken an eine der Lieblingsschriftstellerinnen ihrer Mütter geachtet ha= ben. Im Alter, wo man keine Hoffnungen für das eigne irdische Dasein mehr hat und nur auf Erinnerungen beschränkt ist, bedarf man mehr als in irgend einem frühern Zeitpunkte des Lebens, der Kräftigung durch große Ideen und die Begeiste= rung für alles Schöne und Große, die seit frühe= ster Jugend die Seele meines Daseins war, ist für mich noch nicht versiegt und ich hoffe, daß sie bis zu meiner Todesstunde mir wie ein vermittelnder Pulsschlag, mit den edlen Bestrebungen und Rich= tungen der Neuzeit, treu bleiben wird. Ich bin

alt geworden, allein mein Herz bewahrt noch die Kraft zu glauben, zu hoffen und zu vertrauen und so verklärt sich mir das Abendroth meines Lebens zum Morgenroth einer schönern Zukunft für Deutschland und seine Söhne und Töchter.

Möchten diese zum letzten Lebewohl an alle mir in der Ferne Wohlwollenden gerichteten Worte, noch in manchen Herzen eine freundliche Erinnerung an eine, in unserer Literatur Verschollene wecken und mein Andenken bei ihnen erneuern.

Dessau, den 18. Februar 1848.

**Fanny Tarnow.**

Den Honig irdischer Weisheit sammeln wir nicht aus Blumen ein, sondern aus Dornen.

Bulwer.

Nein, meine theure geliebte Großmutter, rief Klara, indem sie sich weinend in die Arme der Frau von Burg warf, fürchte für mich nicht die Gefahren dieser großen fremden Welt. Der geliebte Freund, dem du mich anvertrauest, fuhr sie fort, indem sie ihrem Gatten, dem Grafen Nordeck, die Hand reichte, wird mir ein sicherer Führer sein. Und trage ich nicht dein Bild im Herzen? wird mir nicht ewig jede Erinnerung an dich zur Mahnung werden, deiner werth zu bleiben? Kann dein Kind aufhören, dich zu lieben?

Nordeck zog seine Gemahlin sanft aus den sie umschlingenden Armen der ehrwürdigen Großmutter, von der sie seit ihrem vierten Jahre, wo der Tod ihrer Eltern sie zur Waise machte, erzogen war. Sorgen Sie nicht für Klara's Geschick, bat er;

ein reines Herz ist auch ein starkes Herz, und welche Gefahr kann sie bedrohen, wenn die Liebe sie beschützt?

Ach, antwortete Frau von Burg, bis jetzt ist sie in ihren süßen Jugendträumen von Menschenwerth und Menschenglück so ungestört geblieben, daß ich bei ihrem Eintritt in die Welt vor dem unausbleiblichen Erwachen aus demselben wol bangen muß. Unschuld, Liebe und Vertrauen waren die Schutzengel ihrer kindlichen Unbefangenheit, und sie hat bis heute, unbekümmert um die Folgen ihrer Handlungen, die Bedeutung ihrer Worte, nur den Eingebungen ihres Herzens gehorcht. Alle Sitten, Gebräuche und Meinungen der großen Welt sind ihr durchaus fremd. Seit vierzig Jahren aus den Stürmen des Lebens in diese stille, ländliche Abgeschiedenheit gerettet, bin ich selbst mit der jetzigen Welt so unbekannt, daß ich Klara aus meiner Vergangenheit, die wie ein halb vergessener Jugendtraum hinter mir liegt, keine für die Gegenwart brauchbare Lebensregeln mitzutheilen wußte. Für den Unerfahrenen sind diese überdem doch nur ein leeres Kapitel; nur der Erfahrene prüft sie mit dem Interesse, mit dem der Weltumsegler eine Reisebeschreibung liest, die ihm die

bekannten Klippen und Untiefen und seine bei ihrer Umschiffung bestandenen Gefahren zurückruft. Klara steht jetzt an einem Wendepunkte ihres Geschickes, der für ihr Glück und ihren Werth entscheidende Folgen herbeiführen muß; ich lege die Leitung desselben mit meinem besten Segen vertrauensvoll in Ihre Hände, lieber Sohn. Bringen Sie sie mir gut und unverdorben zurück, wie ich sie Ihnen jetzt übergebe, und sein und bleiben Sie ihr in allen Lagen ein weiser, zärtlicher und nachsichtiger Freund.-

Nordeck drückte die Hand der ehrwürdigen Frau an seine Lippen, und die Thräne, die sein Auge füllte, wiederholte das Gelübde, das er am Morgen dieses Tages vor dem Altar ausgesprochen hatte. Er umfaßte seine Gattin und trug sie rasch in den mit vier Postpferden bespannten Wagen, der sie dem Landgute entführen sollte, dessen Umkreis bis jetzt ihre Welt gewesen war.

Noch in der Blüte des männlichen Alters, gehörte Graf Nordeck schon zu den ausgezeichnetsten Staatsmännern unserer Zeit. Seine Jugend hatte er auf Reisen und an den größten Höfen Europas zugebracht und es schwer gefunden, die Anfoderungen der Weltklugheit mit seiner moralischen

Kraft und der sittlichen Reinheit seines Willens in ein richtiges Verhältniß zu bringen. Ungefährdet und unverletzt vermochte er seine Laufbahn als Diplomat nicht zu wandeln; doch blieb ihm stets die Erkenntniß des reinen Menschenwerthes und seine Hochachtung desselben, und je heller er den Trug des Weltverkehrs und die glänzende Nichtigkeit alles Dessen, was sich in ihm und durch ihn erstreben läßt, kennen lernte, desto lebendiger und tiefer wurde seine Sehnsucht nach einem stillen und wahren Herzensglück. Er erkannte die Gefahr, bei diesem flüchtigen Umherstreifen, bei diesem täglichen Verkehr mit Menschen, die den Menschen nur als Mittel, nur als Repräsentanten von Diesem und Jenem betrachten, sein Herz allmälig an der Fähigkeit, lieben und vertrauen zu können, verarmen zu fühlen. Fast allgemein glaubt man, der Verstand müsse durch mannichfaltige Lebenserfahrungen gewinnen und die Klugheit durch die Menschenkenntniß, die man ihnen verdankt, reifer werden; doch Nordeck empfand, daß man bei einem frischen, kräftigen Herzen, wenig Zweifel und viel Glauben an das Gute sicherer auf dem Wege zur Wahrheit und zum Glücke wandele, als es an der Hand des Weltverstandes und der Le-

benskluglyeit zu geschehen vermag. Die vornehmen jungen Männer unserer Zeit sehen gemeinhin das Familienleben nur als eine Zuflucht an, die sie erst dann aufzusuchen brauchen, wenn sie sich auf ihrer Wanderung durch die Welt stumpf und müde gelaufen haben. Nordeck dagegen glaubte, daß man, einmal zu diesem Punkt ermattender Abspannung gelangt, so wenig mehr glücklich zu sein als glücklich zu machen vermöge, und war daher entschlossen, das Glück zu ergreifen, so lange sein Herz noch die Kraft habe, es frisch und fröhlich zu empfinden. Reich, vornehm, von edler Gestalt, wurde er von den Müttern gefeiert, von den Töchtern ausgezeichnet, fand aber kein Mädchen, das er seine Gattin zu nennen gewünscht hätte. Da erhielt er von seinem Hofe den Befehl, mit geheimen Aufträgen nach Petersburg zu gehen, wo er, ohne officiell als Gesandter aufzutreten, doch wahrscheinlich ein bis zwei Jahr bleiben mußte. Auf der Reise dorthin führte ihn eine Familienangelegenheit zu der Frau von Burg, die er, ohne sie persönlich zu kennen, als eine treffliche Frau und als die geliebteste Jugendfreundin seiner verstorbenen Mutter ehrte. Frau von Burg wohnte in einer der reizendsten Gegenden unsers deutschen

Vaterlandes, und als Nordeck an einem schönen Frühlingsabend von dem Gipfel eines Berges herab das Thal erblickte, in dem ihr Gut lag, glaubte er ein Paradies vor sich zu sehen: klare, stille Seen, maigrüne Saatteppiche, Fluren und Wiesen mit blühenden Fruchtbäumen eingefaßt, schattige Gebüsche auf den Bergen, grünes Walddunkel voll Nachtigallgesang und Quellengeriesel, reinliche Dörfer, Kirchen, die wie geweihete Friedensstätten dalagen — und in diesem Paradiese fand er gute, glückliche Menschen, fand an der Seite ihrer Großmutter die kaum siebzehnjährige Klara, blühend in vollem Zauber jener reinen, süßen Anmuth, die die unvergängliche Liebenswürdigkeit einer edeln, weiblichen Natur verbürgt. Alle seine Jünglingsträume gingen in diesem Elysium wie eine neue Morgenröthe des Daseins entzückend und verklärt in der Seele des Mannes wieder auf, und je länger er Klara sah, desto beglückter und vertrauender wurde er.

In Klara's Herzen schlummerten die tiefsten und mächtigsten Gefühle noch unter dem Rosenduft reiner Kindlichkeit; ungefesselt von irdischer Schwere schwebte diese zarte Psyche, die die Natur in das Gewand der blühendsten Jugendschönheit

gehüllt hatte, über das Leben hin. Ihre tiefblauen Augen schwammen in jenem ätherklaren Krystallglanz, der dem Menschenauge nur so lange entstrahlt, als noch keine Leidenschaft den Frieden himmlischer Unschuld in unserer Seele getrübt hat. Lange dunkle Wimpern beschatteten den wundervollen Glanz dieser Augen, und einen ganz eigenen Zauber verlieh dieser holdseligen Erscheinung die Ahnung, daß sie sich im Lauf einiger Jahre zu noch herrlicherer Schönheit, die Knospe zur vollen Blüte sich entfalten werde. Nordeck führte durch seine Liebe für Klara den Uebergang von bewußtloser Kindlichkeit zur Jungfräulichkeit rasch herbei; sie verehrte ihn, wie sie ihren Schutzgeist verehrt haben würde, wenn er ihr sichtbar erschienen wäre, und mit tiefer Rührung und unaussprechlicher Wonne sah er in ihrem Besitz für sich das wahrste und höchste Glück erblühen. Die Zeit drängte ihn in ihren Anfoderungen; in dem kurzen Zeitraum weniger Wochen lernte er Klara kennen, warb um sie und empfing am Altar das Gelübde ihrer Liebe und Treue.

Als Klara jetzt an seiner Seite in dem Reisewagen saß, war es, als wolle sie noch im Vorübereilen liebend von Wiesen, Fluren und Gebüschen

Abschied nehmen, die der Schauplatz der Freuden ihrer Kindheit gewesen waren; sie bog sich weinend aus dem Wagenfenster und schien es ganz zu vergessen, daß sie nicht allein war; plötzlich wandte sie sich aber um und reichte ihrem Gatten die Hand mit einem Blick, der Verzeihung für ihren Schmerz zu fodern schien. Nordeck's Zärtlichkeit, der Reiz seiner Unterhaltung, die Zerstreuung der Reise — es war die erste, die Klara über die Grenze des Thals führte — besänftigten allmälig den Trennungsschmerz, den sie empfand; er unterhielt sie durch eine Beschreibung von Petersburg und entwarf ihr ein Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse, in die sie dort eintreten sollte. Klara hörte ihm mit Vergnügen zu; doch nie vergaß sie in dem Bild von ihrer Zukunft und der Freuden, die sie erwarteten, das Wiedersehen ihrer theuersten und geliebtesten Gespielin und Freundin voranzustellen, die seit einem Jahre in Petersburg lebte.

Wie glücklich bin ich, sagte sie eines Tages zu Nordeck, daß gerade das einzige bekannte Wesen, das ich in Petersburg vorfinde, meine Herzensfreundin ist. Ich habe, seitdem Frau von Walden Therese nach Rußland mitnahm, nur selten Nachricht von ihr gehabt, und dies betrübte mich sehr,

da ich bis zu unserer Trennung gewohnt war, sie täglich zu sehen.

Du kennst ja auch wol den jungen Walden, da dieser gleichfalls in Deutschland erzogen ist? fragte Nordeck.

O ja, antwortete Klara erröthend; er brachte seine Ferien immer bei der Tante meiner Therese in Rosenhof zu, und wir sahen uns dann täglich.

Klara's Erröthen fiel Nordeck auf; die Reinheit ihres klaren Blickes und die unbefangene Ruhe, mit der sie lächelnd zu ihm aufsah, machten dies Erröthen unverdächtig; aber er konnte es doch nicht lassen, sie neckend zu fragen, warum sie roth geworden sei?

Die Farbe ihrer Wangen wurde noch lebhafter, doch zögerte sie keinen Augenblick, ihm mit der Aufrichtigkeit eines Engels zu gestehen, sie wisse es selbst nicht; aber es sei ihr bei Nennung von Walden's Namen schon öfter begegnet, daß sie roth geworden sei. Ich hatte Gustav sehr lieb, setzte sie hinzu, fast so lieb wie meine Therese, da wir Drei gewissermaßen mit einander aufgewachsen sind, und doch konnte ich meine Blödigkeit gegen ihn nie ganz überwinden. Als er das letzte Mal bei seiner Tante war, um von uns vor seiner Rück-

kehr nach Rußland Abschied zu nehmen, war er sehr betrübt, obgleich er zu seiner Braut reiste, und auch ich habe viel geweint, als er schied, und konnte mich lange nicht über seine Abreise trösten.

Schweige, rief Nordeck bewegt, wecke mich nicht aus dem süßen Traume, der Gegenstand deiner ersten Liebe, deiner ersten Jugendneigung zu sein!

Klara sah ihn groß an. Wohl bist du das, antwortete sie, indem sie seine Hand zärtlich an ihr Herz drückte; wie hätte ich denn Gustav lieben können? er war ja schon seit seiner Kindheit mit einer Andern verlobt und hat nie daran gedacht, mich heirathen zu wollen. Nein, lieber Nordeck, setzte sie mit dem vollen Ausdruck tief empfundener Wahrheit hinzu, ich habe gewiß nie einen andern Mann geliebt als dich; und nun ist es ja vollends ganz unmöglich, ich bin ja deine Frau.

Nordeck sah mit tiefer Rührung in ihr frommes, treues Auge und drückte sie fest an seine Brust. Er fand in ihrer unschuldsvollen Offenheit einen neuen Bürgen für die Ruhe seiner Zukunft, und doch blieb ein stummer Seufzer in seinem Herzen, da er sich nicht verhehlen konnte, daß sie sich seiner Liebe mehr dankbar und vertrauend hingab,

als daß sie sie erwidert hätte. Ihr Herz schien sich, gleich einer Sensitive, zagend zu verschließen, sobald es von einem tiefern glühenden Gefühl berührt wurde, und die Liebe war in allen ihren leidenschaftlichen Empfindungen für sie immer noch ein Räthsel, für das es in ihrer Brust kein lösendes Wort gab. Er fühlte aber auch, daß ihr Vertrauen zu ihm ein tief innerliches und ihre Neigung zu ihm stark genug war, es ihr zum Bedürfniß zu machen, sich in alle seine Wünsche zu fügen und in seinem Glück ihr eignes zu finden. Klara's Eintritt in die Welt und ihre neuen Verhältnisse mußten für sie manche gefährliche Prüfung herbeiführen; das konnte er sich nicht verbergen und fühlte die Schwierigkeit der Aufgabe, die sich ihr aufdringenden Ansichten und Erfahrungen so zu ordnen, daß die Harmonie ihres innern Lebens ungestört bleibe, und ihr Geist sich entfalte und bilde, ohne ihr die einfache Kraft des Herzens zu rauben, mit der ein weibliches Gemüth im Weltgewirre oft da siegend ausreicht, wo der geistesstarke Mann erliegt.

Nach einer dreiwöchentlichen Reise näherten sie sich dem Ziel derselben. Von Strelna aus ist der Weg nach Petersburg meilenweit mit reizenden

Landhäusern besetzt, welche alle die Aussicht auf das Meer oder auf einen Arm der Newa haben. Von der Landstraße sind diese Wohnungen durch Gärten getrennt, deren Hauptzierden die Birken sind, welche mit ihren schneeweißen Stämmen und dem blassen Grün ihrer Blätter einen pittoresken Abstich zu den dunkeln Fichtenbäumen bilden, die, wie sie, keine Fremdlinge in dem kalten Lande sind. Alle diese Landhäuser sind in dem verschiedenartigsten Styl erbaut: hier erhebt sich in der Mitte eines großen Rasenplatzes ein zierlicher griechischer Tempel, dort eine chinesische Pagode, rundum mit silberhell erklingenden Glöckchen behangen; auf jener Seite sieht man ein Schweizerhaus, das unter der einfachen Außenseite einer Bauernwohnung alle Verfeinerungen des Luxus, alle Verzierungen fürstlicher Pracht birgt; ihm gegenüber blickt eine italienische Villa aus blühenden Gebüschen hervor und bildet einen reizenden Gegensatz zu jenem gothischen Schlosse mit den vielen geschnörkelten Thürmchen, das in ihrer Nähe liegt. In ungeheuer großen Treibhäusern reifen in diesen Gärten, für die der Frühling nur ein flüchtiges Lächeln hat, die Früchte milderer Zonen und schmücken in verschwenderischer Fülle die Tafel der russischen Gro-

ßen. Ebenso fremdartig, ebenso märchenhaft als diese nahe Zusammenstellung aller Style antiker und moderner Baukunst erscheint auch die Stadt selbst in ihrer großartigen Schönheit, ihrer Regelmäßigkeit, mit ihren goldenen Kuppeln und Thürmen, ihren breiten Kanälen, ihren unabsehlichen Straßen, ihren riesengroßen Gebäuden, von denen mehrere den Umfang einer Stadt haben, und mit dem herrlichen Strom, der sie so mächtig durchflutet und auf seinen ätherklaren, tiefblauen Wogen die größten Linienschiffe bis zu dem Palast der Zaaren trägt. Petersburg ist eine Wunderstadt, mit der durchaus auf dem ganzen Erdball nichts verglichen werden kann, und neben der Paris und London nur als unförmliche Massen, Rom wie eine Weltruine, Neapel wie ein Paradies erscheint. Alles, was man in Petersburg sieht, ist nach einem kolossalen Maßstabe angelegt; Alles ist großartig, prachtvoll, aber fremdartig und wie einem andern Welttheil angehörend. Konstantinopel allein macht einen ähnlichen Eindruck auf den Fremdling, der es auch bei seinem Anblick wie bei dem Anblick von Petersburg empfindet, daß er nicht mehr in der europäischen Heimat ist.

Klara glaubte sich in eine Feenwelt versetzt.

Es war in den ersten Tagen des Juni, also in einer Jahreszeit, wo alle Reichen und Wohlhabenden auf ihren Gütern oder Landhäusern wohnen. Petersburg ist dann wie verödet, menschenleer, stumm und still. Die Bewohner aus den unteren Volksclassen, die man allein noch erblickt, geben der Stadt durch ihre Nationaltracht und ihre langen Bärte einen asiatischen Anstrich. — Es war schon spät am Abend, als unsere Reisenden ankamen. Die große Stadt war wie ausgestorben, und die Dämmerung einer nordischen Sommernacht, deren rosiger Schein so wenig dem Sonnenlicht als dem Mondesglanz gleicht, goß ihr magisches Licht über Alles aus, was sie erblickten.

Nordeck hatte im Voraus eine Wohnung für sich miethen und einrichten lassen, in der Alles aufgeboten war, um die für Klara bestimmten Zimmer mit eben so viel Zierlichkeit als Geschmack auszuschmücken. Sie war entzückt von diesem Beweis der liebevollen Aufmerksamkeit ihres Gemahls; und als am andern Morgen ihre Freundin, ihre Therese — der Nordeck ohne ihr Wissen schon unterwegs schriftlich den Tag ihrer Ankunft bestimmt hatte — der erste Gegenstand war, auf den beim Erwachen ihre Blicke fielen, fühlte sie sich

vollkommen glücklich und wähnte sich in Petersburg schon einheimisch.

Thränen und einzelne Worte blieben lange die einzigen Dolmetscher der Empfindungen, mit der beide Freundinnen die schöne Stunde dieses Wiedersehens feierten, und nur als Nordeck erschien, sie in das Frühstückszimmer zu führen, wurden sie fähig, zusammenhängend zu reden. Alle Drei waren innig und traulich heiter, Nordeck vorzüglich froh, daß die Freundin seiner Klara einen höchst vortheilhaften Eindruck auf ihn machte, da er voraussah, wie bedeutend dies Verhältniß auf Klara's weitere Ausbildung und Entwickelung einwirken müsse. Therese war einige Jahre älter als Klara und ein Beweis, wie schön sich ein reichbegabtes Gemüth auch unter ungünstigen äußeren Verhältnissen in kräftiger Eigenthümlichkeit zu entwickeln vermag. Ein heiterer, vorzugsweise auf die praktische Benutzung der Gegenwart gerichteter Sinn war der Grundzug ihres Charakters; sie gab sich dem Leben kindlich vertrauend hin, ohne besondere Ansprüche daran zu machen. Phantasie und Gefühl waren bei ihr, nach Frauenart, leicht erregbar, und doch bewährte sie sich, wo es den Ernst der Pflicht galt, muthig, treu und freudig ausdauernd.

Von keinem unruhigen Hang nach äußerer Wirksamkeit getrieben, ergriff sie, selbst in Bezug auf geistige Bildung, vorzugsweise stets Das, was unmittelbar auf das Leben einzuwirken vermochte, und so suchte sie auch Alles, was sie kränkte und verletzte, durch Fleiß und vermehrte Thätigkeit zu überwältigen, ohne gegen sich und Andere viel Aufhebens davon zu machen. In Klara's Seele schlummerte so leise, daß ihn die erste Anregung wecken mußte, der Hang, mit ihrer Phantasie beschauend über den Tiefen des Daseins zu schweben und sich, abgewendet von dem äußern Leben, in die Welt ihrer Träume und Gefühle zu versenken; Therese wußte dagegen das innere und äußere Leben als ein Ganzes aufzufassen und es mit den Strahlen anspruchloser Liebe zu erleuchten.

Beide Freundinnen waren durch ihre einfache Erziehung und die stille Abgeschiedenheit, in der sie ihre Kindheit verlebt hatten, vor der Verkehrtheit bewahrt worden, mit der man heut zu Tage bei der Erziehung junger Mädchen aus den sogenannten gebildeten Ständen vorzugsweise darnach strebt, ihre Aufmerksamkeit von der ersten Gestaltung ihrer Begriffe an nur auf äußere Gegenstände zu lenken und sie die Form der Dinge statt ihre

innere Natur und Bestimmung kennen zu lehren. Nur mit Anderen beschäftigt, nie mit sich selbst, nur in den äußeren Umgebungen, nicht mehr in dem holden Blumengarten kindlicher Bewußtlosigkeit lebend, werden sie schon in den ersten Jahren ihres Daseins der Herrschaft des Gemüthes entrissen, um der eines eiteln Weltverstandes unterthan zu werden. Die Grausamkeit, mit der man jetzt, vorzüglich in Deutschland, die Kinder behandelt, ist viel empörender und strafbarer als es je eine andere Sklaverei war. Welches Recht habt ihr Eltern denn, euern Kindern das von Gott bestimmte und geschenkte Glück der Kinderzeit zu rauben und sie von ihrem sechsten, siebenten Jahr an von früh Morgens bis Abends in euere Schulstuben einzusperren und sie dann noch obendrein in den sogenannten Freistunden mit Lernen und Schularbeiten so zu peinigen und matt zu quälen, daß ihre arme kleine Seele davon verkrüppelt und die Natur in ihrem heiligen Geschäft der leisen Entwickelung, der individuellen Ausbildung nach angeborenen Neigungen und Fähigkeiten, tyrannisch gehemmt wird? Wer nie Kind gewesen, sich nie seine Spiele selbst erfunden, nie in Kinderträumen gelebt hat, wird und bleibt zeitlebens ein verkrüp-

peltes Wesen. Dies gilt von euern Söhnen, aber noch zehnmal mehr von euern Töchtern. Wozu soll diesen der Ballast von ästhetischer und wissenschaftlicher Bildung dienen, den ihr ihnen aufladet? Wie viel liebenswürdiger, wie viel fähiger, beglückend glücklich zu werden, würden eure Töchter erscheinen, wenn ihr es ihnen und euch selbst leichter machtet und der Natur in der Entfaltung der Individualität — und nur diese ist ächte Menschenbildung — leise zur Hülfe kämet, statt ihr Wirken gewaltsam zu hemmen!

Befreit die Frauen von ihrer geistigen Unmündigkeit; denn so schön es auch ist, wenn ein edles weibliches Gemüth in Gottes großem Menschengarten in aller Bewußtlosigkeit der Blumennatur aufblüht, so reicht in unsrer Zeit doch keine Frau mehr für das Leben mit diesem Seeleninstinkt sittlicher Schönheit aus. Zur vollendeten Menschheit jedes einzelnen Menschen gehören Grundsätze und ein inniger Zusammenhang dieser Grundsätze mit dem Charakter, und es ist ein höchst gefährlicher Irrthum, diese bei Frauen für entbehrlich zu halten, da es gerade für sie keine schlechtere Lehrmeisterin gibt, als die praktische Erfahrung. Das sichere Bewußtsein klar erkannter, reiner Zwecke

muß in schwierigen Lagen sowol Weib als Mann im Gleichgewicht erhalten und Geist und Herz zum Widerstand gegen das Böse kräftigen. Der Macht des Zufalls darf kein sittlich freies Wesen sich preisgegeben wähnen; um aber das Bessere frei erwählen zu können, muß es feste Begriffe und Urtheile haben, auf die sich im Leben fußen läßt. Das Ideal der Tugend, das uns vorschwebt, so lange die Wirklichkeit noch von den Morgenwolken jugendlicher Täuschung verhüllt wird, ist oft nur ein Trugbild, nicht die für immer auserkorene Geliebte unsers Herzens. Mit Weisheit und Verstand gerecht und tugendhaft zu sein, ist nicht so leicht, als das schnell auflodernde jugendliche Gemüth es wähnt, und so süß es ist, die Tugend zu lieben, so schwer ist es, ihr treu zu bleiben. Das wußte Nordeck, und es war ihm daher überaus wichtig und erfreulich, in Therese ein Wesen zu erkennen, dessen Fürsorge er das Kleinod seines Herzens da sicher anvertrauen konnte, wo sein Blick ihr nicht folgen, seine Hand sie nicht stützen konnte.

Therese lud ihre Freunde im Namen ihrer Mutter, der Frau von Walden, ein, den Tag bei ihr zuzubringen und erbot sich, nach Tische mit

Klara zu den berühmtesten Modehändlerinnen zu fahren, da diese ihre Ausstattung an Putz und Kleidung erst in Petersburg einzukaufen gesonnen war. Nach dem Frühstück entfernte sich Nordeck, und beide Freundinnen rückten nun zu traulichem Geplauder näher an einander.

Wie glücklich macht mich deine Ankunft! sagte Therese. Wie schön werden nun die frohen Tage wiederkehren, wo wir am Abend bei unserer Trennung keinen andern Wunsch hatten, als uns am Morgen wiederzusehen! Unaussprechlich habe ich mich hier oft nach dir gesehnt, dich vermißt, dich entbehrt! Die Hoffnung, dich wiederzusehen, lag in so weiter Ferne, und nun bist du da, und ich kann dir aus voller Seele Glück wünschen, da es über den Charakter und den Werth deines Mannes nur Eine Stimme gibt.

Klara erzählte ihm, wie Nordeck sie kennen und lieben gelernt habe, und fragte dann im Fortgang des Gespräches, ob Gustav nicht auch mit seiner jungen Frau zum Winter nach Petersburg kommen werde.

Mein Bruder, antwortete Therese, ist nicht verheirathet und wird sich auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, sobald nicht verheirathen.

Wie geht das zu? rief Klara erstaunt. Als ich ihn zum letzten Male sah, ging er ja nach Liefland, um sich mit Maria Rosen zu vermählen.

Diese Verbindung ist gelöst worden, sagte Therese zögernd; du scheinst aber mit Gustav's Schicksal und seinen Gesinnungen unbekannter als ich glaubte, und ich weiß wahrlich nicht, ob ich dir da Alles sagen darf.

Und warum nicht? unterbrach Klara sie lebhaft. Wir haben ja nie ein Geheimniß vor einander gehabt, und es würde mich unendlich betrüben, wenn du glaubtest, daß ich in meiner jetzigen Lage nicht noch ebenso innigen Antheil an Allem nähme, was dich und Gustav betrifft, als vor meiner Verheirathung. Nein, Therese, verschweigen darfst du mir nichts, du mußt mir Alles erzählen, was Gustav begegnet ist, und das so ausführlich als möglich.

Therese fragte, ob Klara ihren Bruder noch oft nach ihrer Abreise von dem Gute ihrer Tante gesprochen habe. Ich weiß, setzte sie hinzu, daß er noch einige Male in Rosenhof war, aber es stimmte ihn stets so trübe, wenn ich das Gespräch auf seinen dortigen Aufenthalt lenkte, daß ich mir versagt habe, genauer darnach zu forschen, und ich

nun von dir zu erfahren wünsche, ob dir damals in seinem Betragen und in seiner Stimmung keine Veränderung merkbar geworden ist.

Ich sah ihn bei seinen letzten Besuchen in Rosenhof fast ebenso oft, als wie du noch dort warst, antwortete Klara unbefangen. Seit meiner Kindheit daran gewöhnt, ihn wie meinen Bruder anzusehen, schloß ich mich nach deiner Abreise noch inniger an ihn an, da ich mit ihm ganze Stunden lang von dir reden konnte. Er hat dich so lieb! Aber so vergnügt wie sonst waren wir nicht mehr — du fehltest uns und Gustav wurde, je öfter wir uns sahen, je stiller und betrübter. Wir saßen oft lange ganz stumm neben einander; er seufzte; ich wußte, daß er dann an dich dachte, und seufzte mit. Als er zum letzten Mal zu uns kam, um von uns Abschied zu nehmen, waren wir Beide sehr betrübt; wir gingen den Abend vor seiner Abreise in dem kleinen Gehölz spazieren, das immer unser Lieblingsplatz war, und setzten uns bei dem Wasserfall nieder. Ich weinte ganz heimlich — von dir war ich schon getrennt, nun verließ Gustav mich auch, und ich durfte nicht hoffen, je wieder mit euch vereinigt zu werden. Ach, Gustav, sagte ich ihm endlich, ich bleibe hier nun

ganz allein; wirst du dann oft an mich denken und mich auch in der Ferne lieb behalten? — Gewiß, gewiß, antwortete er mir mit gepreßter Stimme. Er küßte meine Hände, er weinte, es war, als ob er mir etwas sagen wollte, aber plötzlich sprang er auf: Lebe wohl, Klara! rief er, Engel mögen dich stets umschweben! und fort war er, liebste Therese, und ich habe ihn nicht wiedergesehen. O wie betrübt war ich damals! — Da kam mein Nordeck; ich wurde, eh' ich es mich versah, seine Braut, seine Frau, und nun bin ich auch wieder mit dir vereinigt, und nur Gustav fehlt uns noch, um ganz glücklich zu sein.

Du weißt, fing Therese ihre Erzählung an, daß er schon seit seiner Kindheit mit Marie Rosen versprochen war, und wir waren mit dem Gedanken an diese Verbindung so vertraut, daß wir sie für ebenso einfach nothwendig hielten, als daß er mein Bruder war, und uns um die Gründe dieser Verlobung nie kümmerten. Es war eine seit Mariens Geburt von den Vätern abgeschlossene Sache; das war Alles, was wir wußten. Gustav ist, wie du weißt, sechs Jahre älter als ich, und da ich schon in meinem vierten Jahre zu der Tante nach Rosenhof kam, um von ihr erzogen zu werden,

blieb ich auch mit allen Familienverhältnissen des elterlichen Hauses fast ganz unbekannt, und ich habe erst jetzt erfahren, wie es mit dieser Verbindung zusammenhing. Für heute ist es zu einer ausführlichen Erzählung schon zu spät, aber morgen will ich dir einen Brief von Gustav bringen, der dich mit der schmerzlichen Vereitelung seiner Wünsche und Plane bekannt machen wird.

Klara willigte, wenn gleich ungern, in diese Verzögerung, und beide Freundinnen trennten sich mit der süßen Gewißheit, sich im Verlauf weniger Stunden wiederzusehen.

Wie schön war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg!
Wie wenig hat sie, ach, entfaltet —
Dies Wenige wie rauh und karg!
Schiller.

Therese hatte ihre Freundin darauf vorbereitet, daß sie außer ihrer Familie noch einige Personen bei ihrer Mutter vorfinden werde, und so stieg sie nicht ohne einiges Bangen in den Wagen, der sie nach dem Landhause der Frau von Walden führen sollte, da es ihren ersten Eintritt in eine größere, ihr ganz fremde Gesellschaft galt.

Frau von Walden, eine kleine dicke, mit modischem Flitterstaat aufgeputzte Gestalt, empfing Klara nicht mit der freundlichen Gutmüthigkeit, die ihr natürlich gewesen wäre, sondern mit all der steifen Förmlichkeit, die sie dem Range der Gräfin von Nordeck und den Foderungen des guten Tones schuldig zu sein glaubte, und stellte ihr ihre älteste Tochter, die Oberstin von Korsakow, und noch einige anwesende Damen vor. Klara war noch so gar nicht daran gewöhnt, als eine Dame von Rang aufzutreten; ihr war noch so mädchenhaft zu Sinne,

daß sie, zum großen Befremden der Frau von Walden, Miene machte, sich fern vom Sopha neben Therese setzen zu wollen. Doch ein solcher Verstoß gegen alle Ceremonialgesetze konnte nicht geduldet werden, und sie mußte den ihr gebührenden Platz einnehmen.

Klara zog Aller Blicke auf sich und wurde der Gegenstand neugieriger Beobachtung. Mehrere der anwesenden Herren traten in eine Fenstervertiefung zusammen, um sich ihr Urtheil über sie mitzutheilen. Graf Butbu führte hier das Wort. Er gehörte zu den vornehmen Vagabonden, die man, ohne daß sie irgendwo einheimisch sind, bald hier, bald dort in den europäischen Salons antrifft. Jung, wohlgestaltet, der jüngere Sohn eines reichen und vornehmen Hauses, wußte er sich in gewissen Kreisen leicht die Bedeutenheit eines Tonangebers zu erwerben und wurde auch als solcher in dem Hause der Frau von Walden gefeiert. Eigentlich war er viel unschädlicher, als er es zu sein wünschte, da er im Grunde nur ein Aggregat von lauter Surrogaten der Eigenschaften war, die er gerne hätte besitzen mögen; so war er z. B. geckenhaft statt liebenswürdig, impertinent statt witzig, boshaft statt geistreich u. s. w. Neben ihm

stand der Baron Sasdorf. Der Gott des Reichthums ist nicht allein blind, sondern er verblendet auch seine Günstlinge und verhindert sie dadurch, die Armseligkeit ihres Daseins einzusehen. Der Baron gehörte zu diesen Günstlingen; der Langenweile so gewohnt, daß sie ihm ein ganz natürlicher Zustand der Reichen und Vornehmen zu sein dünkte, glaubte er, die ganze Welt sei mit ihm so zufrieden, wie er selbst es war. Er lieh seine englischen Reitpferde Jedem, der sie zu reiten wünschte; er spielte hoch, ohne das Spiel zu lieben, machte aus Gefälligkeit Alles mit, was man ihm vorschlug, und galt für einen liebenswürdigen jungen Mann von dem besten Herzen. Er hatte sich kürzlich dem Fräulein von Korsakow, der Schwester des Obersten, verlobt, ohne eigentlich zu wissen warum; aber es hatte sich Alles so hübsch bequem wie von selbst bei dieser Verbindung gefügt, und heirathen mußte er ja doch ein Mal, da es in seiner Familie hergebrachte Sitte war, daß der älteste Sohn sich mit dem fünfundzwanzigsten Jahre verheirathete.

Ihm zur Seite stand der Kammerherr Bülow, einer jener heiteren Lebemänner, die ohne Kunst, Wissen, Mühe und Zwang ihr Dasein verleben,

es mit Niemanden gern verderben, Jedermanns Freund sind, Allen in Allem Recht geben, Alles über die Maßen bewundern und sich ebenso über Alles verwundern, Alles belachen und am geläufigsten über Dinge reden, von denen sie durchaus nichts verstehen.

Oberst Korsakow, Theresens Schwager, war jung und gut gewachsen; allein seine sonst regelmäßigen Züge waren durch den Ausdruck zweier gemeinen Leidenschaften so entstellt, daß ein Maler ihn hätte zum Modell brauchen können, wenn er Neid und Habsucht in einem Wesen vereinigt darzustellen gehabt hätte. Für sich allein oder im Familienkreise sah er ernst und mürrisch aus; in Gesellschaft, und wo er sich angenehm machen wollte, verzogen sich seine Züge zu einem Lächeln, das ihn vollends entstellte. Nie hatte er irgend einem Menschen ohne Nebenabsicht die kleinste Gefälligkeit erzeigt, und man wußte allgemein, daß er kein Bedenken tragen würde, seine Pflicht seinem Vortheil aufzuopfern; und doch war er in der Gesellschaft gern gesehen: er tanzte, er sang, er spielte hoch und hatte ein besonderes Geschick, vornehme Bekanntschaften zu erhaschen und es prahlend geltend zu machen, daß er sie habe. Dabei

ließ er sich zu Vielem gebrauchen und übernahm für die ganze Welt Aufträge und Bestellungen, bei deren Besorgung er die Kunst übte, aus ihnen stets Vortheil für sich zu ziehen.

Während diese Herren Klara lorgnirten, wandte sich ihre Nachbarin von ihr ab, um mit Frau von Korsakow zu flüstern. Klara empfand, daß sie der Gegenstand ihres Gesprächs sei, und erröthete im Gefühl der Unbehaglichkeit. Auch trog ihre Ahnung sie nicht. Beide Frauen verwunderten sich spottend über die Einfachheit ihres Anzugs. Frau von Korsakow kannte nichts Wichtigeres als ihre Toilettenangelegenheiten; sie hatte sich diesen Tag besonders sorgfältig gekleidet, um nicht von Klara verdunkelt zu werden, von der sie voraussetzte, daß sie, eben erst aus Deutschland angekommen, im Besitz der neuesten Moden sein müsse, und nun fand sie sich in dieser Erwartung durch Klara's höchst einfachen Anzug getäuscht. Auch war sie mit ihrem Urtheil über sie schnell fertig. Die Frau muß ganz unbedeutend sein, sagte sie sich und Anderen, ein wahres Gänschen; unbegreiflich, daß Nordeck sie gewählt hat; und dumm! dumm! sie versteht ja nicht einmal sich ordentlich anzuziehen, und wird, wenn man mit ihr spricht, einmal

über das andere roth, als sei sie eine deutsche Pastorstochter.

Endlich öffneten sich die Thüren des Eßzimmers, und der Oberst Korsakow bot Klara den Arm, sie zu Tische zu führen. Ihr Nachbar bei demselben, suchte er sie durch Mittheilung von petersburger Tagsneuigkeiten zu unterhalten, die für Klara kein Interesse haben konnten, da sie Kunde aus einer ihr ganz unbekannten Welt waren. Aber diese Nachricht hatte er bei dem Fürsten Gallizin, jene bei der Gräfin Woronzow gehört; diese Neuigkeit wußte er aus einem Briefe, den ihm der *sche Gesandte zu lesen gegeben hatte, jene war ihm von dem Minister N.. selbst bestätigt worden. Frau von Walden hörte mit sichtlichem Vergnügen dem Gespräch ihres Schwiegersohns zu und sandte spähend ihre Blicke auf Entdeckung umher, ob die Gesellschaft auch höre, auf welchem vertrauten Fuß er mit so vornehmen Leuten umgehe. Keiner dachte daran, ein Gespräch auf die Bahn zu bringen, an das die Fremde, in diesem Kreise ganz Unbekannte Antheil nehmen könne, bis sich endlich eine der anwesenden Damen an Klara mit der Frage wandte, ob sie der deutschen oder der französischen Schauspielergesellschaft den Vor-

zug gebe, und welches Theater sie zuerst besucht habe.

Ich bin erst seit gestern in Petersburg angekommen, antwortete sie; aber ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, der Aufführung eines Schauspiels beizuwohnen, und freue mich sehr auf den Besuch der hiesigen Theater.

O welch ein beneidenswerthes Glück, gnädigste Frau, rief hier ein junger Mann, der nicht fern von ihr saß; und was wollte ich darum geben, es mir erkaufen zu können! Man macht unseren neueren dramatischen Dichtern häufig einen Vorwurf daraus, daß sie uns nicht mehr hinzureißen und zu entzücken vermögen, und doch ist dies nur unsere Schuld und nicht die ihre. Wir sind von Kindheit auf mit den dramatischen Vorstellungen zu vertraut, und dadurch geht die Ueberraschung und die Gewalt des ersten Eindruckes für uns verloren, noch ehe wir uns ihrer bewußt sind. Wer das große, das wahrhaft Schöne in Kunst, Leben und Natur erfassen und sich daran erfreuen und bereichern will, sollte sich vor Allem die Freiheit eigner Auffassung zu erhalten streben; aber wo wird Einem von uns noch das Glück zu Theil, etwas zu sehen, zu hören, zu denken, zu empfin-

den, von dem er nicht schon reden gehört, oder von dem er nicht schon gelesen hat? Wüthend hat es mich gemacht, als mir in Italien bei den schönsten Gemälden und Statuen unaufhörlich Gedichte in den Sinn kamen, in denen sie besungen waren, oder fremde Urtheile, die ich gehört, Beschreibungen, die ich gelesen hatte, und vor deren Andrang ich mir nun meiner eignen, treuen, ursprünglichen Empfindung bei ihrem Anblick nicht bewußt zu werden vermochte.

Gewiß, sagte Nordeck lächelnd, so angenehm es ist, späterhin seine eignen Beobachtungen durch fremde berichtigen zu können, so nachtheilig ist es für uns im umgekehrten Fall. Das Erstere führt allein zum ächten Selbstgenuß, das Letztere nur zur Kritik, und diese ist unfruchtbar für die Bereicherung unsers innern Lebens.

Daher ist auch in unseren Tagen nichts seltner, antwortete Baron Rehbinder — so hieß der junge Mann — als ein offner Sinn, der still und ohne Klügelei die reichen Schätze der Kunst und der Natur in sich aufnimmt. Allen Beweisen und Urtheilen im Gebiet des Schönen kann am Ende doch nur in der Tiefe des eignen Gemüths Bestätigung zu Theil werden. Die Kunst ist in un-

serer Zeit aus einer heiligen Prophetengabe zu einem Handwerk geworden; der Geist geht in todten Formeln unter, und der Mensch verarmt, wo der Gelehrte sich bildet. Wie anders war es in jenem Zeitalter, wo der Dichter, der Künstler mitlebend, mitgenießend in und zu seinem Volke stand, und die Lieblinge der Musen, wie Göttersöhne geehrt, der Stolz ihres Landes und ihrer Fürsten waren und sich in ihnen noch die Kraft der alten Welt mit der romantischen Blüte der neuern Zeit vermählte!

Es ist leider nur zu wahr, nahm einer der Anwesenden, ein Mann von mittleren Jahren, der Nordeck als ein Graf Sivers vorgestellt worden war, das Wort, daß den Dichtern vorzüglich in unserer Zeit das Einwirken auf ihre Zeitgenossen und das Mitleben mit ihnen fehlt, wodurch allein die Blüten ihrer Phantasie sich jugendfrisch zu erhalten vermögen. Der Dichter ist uns jetzt weit öfter ein Räthsel, das auf eine verhüllte Zukunft hindeutet, als ein Spiegel der Gegenwart, und daher auch das allgemeine Streben, diesen Mangel des eignen, frischen, kräftigen Lebens durch Aneignung des Alten und des Ausländischen ersetzen zu wollen. Was aber einmal vom Zeiten=

strom hinweggerissen ist, vermag keine lebende Macht mehr zu üben. Wol erklingen auf ihm dahinflutend die Töne der Vergangenheit, gleich dem Lied des sterbenden Schwanes, in zaubervoller Verklärung; sie bewegen unser Herz wie jeder Anklang von der Flüchtigkeit des irdischen Daseins, von der Sehnsucht nach dem Ewigen, die im Menschengeschlecht nie erstirbt; aber sie können uns nicht zu der großartigen Einfachheit versunkener Jahrhunderte zurückführen. Das Alterthum gleicht einem hochgewölbten tausendjährigen Eichenhain, unsere Zeit einer in bunter Mannichfaltigkeit prangenden Blumenebene. In der neuern dramatischen Literatur läßt nun vollends der fremdartige Geist der ausländischen Formen nachgebildeten Schauspiele das eigentliche Leben gleichgültig, und das Erdenken scheint bei ihren Verfassern das Dichten mehr und mehr verdrängen zu wollen.

Die fremdartige Form und die ausländischen Stoffe tragen nicht allein die Schuld, wandte Baron Rehbinder ein, wenn das Publicum durch die neueren dramatischen Producte so gar nicht zu lebendiger Theilnahme angeregt wird. Die Deutschen sind ja jetzt reicher denn je an vaterländischen Trauerspielen; ihre talentvollsten und ausgezeichnet-

sten Dichter haben sich an der Ausführung von Tieck's und Solger's Idee, die Geschichte der Hohenstaufen zu einem Cyklus von Trauerspielen zu benutzen, versucht; aber nirgends hat das Publicum, so wenig das lesende als das zuschauende, ein nur einigermaßen lebendiges Interesse an diesen Werken gezeigt.

Weil dem Publicum so gut wie den Dichtern, antwortete Nordeck, die Bewußtlosigkeit fehlt, die eben so wol eine Bedingung des ächten Kunstgenusses als des ächten Kunstwerkes selbst ist. Die Personen in allen diesen Trauerspielen scheinen uns von dem Dichter nur erdacht, damit sie diese oder jene Ansicht, diese oder jene Meinung aussprechen sollen; mir sind viele dieser Dichtungen oft nur als Allegorien vorgekommen, wol gar als erklärende Beispiele zu irgend einer historischen oder juristischen Dissertation. Nur Das, was ohne äußeres Zuthun, aus der Brust des Dichters, dem tiefsten, innerlichsten Quell seines reichsten Lebens entströmt, wird zu jeder Zeit Theilnahme wecken und Verständniß erzeugen; ein solches Dichterwerk wird, indem es jeder erdachten Absicht, jedes bewußten Zweckes ermangelt, tausend herrliche Gedanken wecken, und künftige Jahrhunderte werden

die Ideen, die ihre Heroen begeistern, schon in ihnen niedergelegt zu finden glauben. Ich erinnere hier nur an Shakspeare; wie erscheint er uns so unerschöpflich reich, ewig neu, ewig räthselhaft und doch unsere Zeit so leicht mit ihm sich verständigend. Er ist ein schlagender Beweis, daß das wahr Empfundene, wahr Gedachte nie zu veralten vermag und in seiner Tiefe nie zu erschöpfen ist. Wo aber das ganze Drama nur zur Entwickelung einer einzigen, gleichsam erstarrten Idee bestimmt zu sein scheint, da kann nur eine Zeit daran Behagen finden, deren Schoßkind eben diese Idee ist; jede andere bleibt gleichgültig dagegen. Ein Beispiel davon sehen wir an der Schicksalsidee einiger neueren dramatischen Dichter; diese ist dem lebenden Geschlecht so fremd, sie ist so entschieden unchristlich, daß sich die Menge im dunkeln Gefühl dadurch empört fühlt und alle diese Stücke, von ihr unbeachtet und ungeliebt, schnell der Vergessenheit anheimfallen.

Mir scheint auch, sagte Rehbinder, das Publicum in seiner Bildung zu dem Punkt gekommen zu sein, wo es an jeden Schriftsteller die Foderung macht, daß er den Leser productiv anregen soll, statt ihn, sei es auch auf geistreiche Weise,

zwingen zu wollen, sich mit ihm in die Sphäre seiner Ideen und Ansichten einschließen zu lassen.

Lassen Sie uns hoffen, fiel Graf Sivers ein, daß bald wieder ein Werk voll mächtigen, unwiderstehlichen Natursinnes den Zauber der Erstarrung löse, der jetzt die tragische Muse der deutschen dramatischen Dichter zu lähmen scheint. Phantasie, reines Naturgefühl, Liebe und Begeisterung sind zu unvergängliche Züge der deutschen Volksthümlichkeit, als daß sie je in den deutschen Dichtern ersterben könnten, und die Schärfe des herrschsüchtigen Verstandes mußte sich vielleicht nur eine Zeit lang unter uns geltend machen, um die Ueberschwenglichkeit einer gewissen neu-romantischen Schule zu der ruhigen und klaren Besonnenheit zurückzuführen, die den Deutschen so wohl ansteht.

Mag man unsere Zeit überhaupt anklagen, wie man will, setzte Nordeck hinzu, so ist sie doch darin schön und groß, daß Kunst und Wissenschaft jetzt allgemein als die edelsten Gemeingüter der veredelten Menschheit anerkannt werden; gleichsam als die befruchtende Mittelregion, aus der die hohen Berggipfel Religion und Staat emporragen, um durch sie hin den Ebenen in ihren Quellen Nahrung und Gedeihen zuzusenden.

Klara hörte dieser Unterredung mit um so gespannterm Interesse zu, da ihr der reinste geistige Genuß, der einem weiblichen Wesen zu Theil werden kann, der, gebildete Männer sich mit einander besprechen zu hören, ganz neu war; aber für den größten Theil der Anwesenden war diese Unterhaltung eben so langweilig als unverständlich, und sie wurde auch für Frau von Walden die Veranlassung, die Tafel früher aufzuheben, als es sonst der Fall gewesen sein würde.

Im übrigen Verlauf des Abends fand sich für die beiden Freundinnen keine Gelegenheit zur Fortsetzung von Gustav's Geschichte; Therese versprach aber beim Abschied, den andern Morgen zu Klara kommen zu wollen, und diese, des späten Aufbleibens noch nicht gewohnt, fühlte sich zu ermüdet, um noch mit Nordeck die Eindrücke des verlebten Tages auf sie besprechen zu mögen. Beim Erwachen war aber Therese ihr erster Gedanke; so wenig sie auch von der Welt wußte, so hatte sie doch die vielen Frauen eigne Gabe, Vieles von ihr zu errathen, und so war auch von ihr das Misverhältniß, in dem Therese zu ihrer Familie stand, nicht unentdeckt geblieben, und sie fühlte in der Seele ihrer Freundin den Schmerz, durch Fa-

milienbande mit Menschen verbunden zu sein, die man nicht achten kann und die uns durch ihre Gehaltlosigkeit verletzen.

Frau von Walden war in ländlicher Einsamkeit aufgewachsen und ihre Erziehung sehr vernachläs-sigt worden. Jung verheirathet, bewohnte sie mit ihrem Mann ein Gut in Liefland, und als er starb, änderte sie auch in den ersten Jahren ihres Witwenstandes nichts in ihrer Lebensweise. Der Oberst Korsakow lernte ihre älteste Tochter, die der Abgott der Mutter war, in Riga auf einem Balle kennen; ihre Schönheit zog ihn an, ihr Ver-mögen fesselte ihn; er warb um ihre Hand und beredete, als er diese erhielt, seine Schwiegermut-ter, ihn nach Petersburg zu begleiten, wo er in Garnison stand, um dort mit ihm ein Haus aus-zumachen. In diesen neuen Verhältnissen entwickel-ten sich nun schnell bei Frau von Walden alle die Charakterfehler, die sich in ihren früheren Lebens-verhältnissen nur als kleine Schwächen angedeutet hatten. Eitelkeit und Glanzsucht waren die her-vorstechendsten darunter. Ihre Tochter in die große Welt eingeführt, sie darin glänzen zu sehen, galt ihr für ein um so wünschenswertheres Glück, da sie selbst sich nicht die Feinheit einer großstädtischen

Lebensweise anzueignen vermochte. Frau von Korsakow stürzte sich in die Zerstreuungen der großen Welt, und ohne innern Gehalt, nahm sie alle Verkehrtheiten einer Modedame an. Therese nahm wenig Theil an dem geräuschvollen Leben in ihrer Mutter Hause; außer demselben erzogen und im Besitz eines unabhängigen Vermögens, wußte sie, trotz ihrer Jugend, eine edle Selbständigkeit zu behaupten, und das bedeutende Kostgeld, das sie zahlte, sicherte ihr eine Freiheit der Lebensweise, die man ihr sonst schwerlich zugestanden haben würde.

Als sie am folgenden Morgen bei Klara erschien, löste sie ihr Versprechen durch folgende Erzählung:

In meinem vierten Jahre verließ ich, wie du weißt, das Haus meiner Eltern, und da ich es erst nach dem Tode meines Vaters wieder betreten habe, vermag ich mich des theuern Mannes kaum noch zu erinnern. Nur dunkel schwebt mir seine Gestalt vor; er war groß, sah sehr ernst aus und wurde von Allen, die ihn umgaben, geliebt, aber auch gefürchtet. Als er meine Mutter heirathete, war sie ein armes Mädchen und er ein unbemittelter junger Officier; doch schon in dem ersten Jahr

ihrer Verbindung erbte er von einem weitläufigen Verwandten das schöne grosse Rittergut Lindenthal in Liefland, das meine Eltern seitdem bewohnten, doch mit diesem Gute auch zugleich einen Process mit einem benachbarten Gutsbesitzer, dem Baron Rosen, dessen Sohn der liebste und vertrauteste Herzensfreund meines Vaters war. Dieser Process hinderte, ob es sich gleich um den Besitz von Lindenthal handelte, den freundschaftlichen Umgang beider Familien nicht. Der junge Rosen hatte nur eine Tochter, die mit mir in gleichem Alter war; wir sahen uns oft, und wenn Marie, so hiess sie, sich nach Kinderart häufig mit mir zankte, so wurde dagegen das gute Vernehmen zwischen ihr und Gustav nie gestört, und sie liebte diesen mit einer für ihr Alter ungewöhnlichen Innigkeit. Nie trennte sie sich von ihm ohne Thränen, und keins unserer Spiele hatte Reiz für sie, wenn er nicht daran Antheil nahm.

Die beiden Väter belustigten sich oft an den kindlich naiven Zügen dieser Zärtlichkeit und Mariens Vater gefiel sich darin, auf einem so unsichern Grund, wie es die Empfindungen zweier Kinder sind, Entwürfe für die Zukunft zu gründen. Er suchte Mariens Zärtlichkeit für Gustav

auf alle ersinnliche Weise zu vermehren, nannte sie immer seine kleine Braut, und als nach dem Tode seines Vaters das Urtheil der zweiten Instanz in dem Processe, der um Lindenthal geführt wurde, zu seinem Vortheil ausfiel, schlug er meinem Vater vor, den Proceß niederzuschlagen und ihn ungestört in dem Besitz des Gutes zu lassen, bis Gustav Marien seine Hand reichen könne, wo es dann das gemeinschaftliche Eigenthum des jungen Paares werden sollte. Mein Vater nahm diesen Vorschlag dankbar an, und es wurde nun noch festgesetzt, daß, wenn durch Mariens Schuld diese Verbindung nicht zu Stande komme, Lindenthal dann an Gustav, und so im entgegengesetzten Falle, an Marie fallen solle.

Von diesem Zeitpunkte an gewöhnte man die Kinder, sich als für einander bestimmt anzusehen, und vielleicht wäre aus diesem Verhältniß Beider Lebensglück erblüht, wenn Marie nicht ihre Mutter verloren hätte und ihr Vater, der seiner siebenjährigen Tochter auf dem Lande nicht die Erziehung geben zu können glaubte, die er für sie wünschte, sie nach Königsberg zu ihrer Großmutter, der Gräfin Dohna, gebracht hätte. Seit dieser Trennung hat Gustav sie nicht wiedergesehen.

Baron Rosen, der ihn ganz wie seinen eigenen Sohn liebte, nahm ihn nach zwei Jahren mit zum Besuch nach Königsberg; allein sie fanden Marie an den Masern krank und Gustav, der diese noch nicht gehabt hatte, durfte seine kleine Braut während der Zeit seines dortigen Aufenthalts nicht sehen. Die Abwechselungen und die Zerstreuungen der Reise trösteten ihn leicht darüber. Das Jahr darauf starb mein Vater, und die Vormünder sandten Gustav nach Deutschland, um dort auf einer Ritterakademie und später auf einer Universität seine Studien zu vollenden. Nun lernte er dich kennen, meine Klara, und gewiß, es sind unvergeßlich glückliche Tage, die wir in jenen Jahren während seiner Ferien mit ihm verlebten, und meine Liebe für dich war zu innig, als daß ich je auf den Vorzug, den er dir so sichtlich gab, eifersüchtig geworden wäre.

Die Verheirathung meiner Schwester gab auch meinem Schicksal eine andere Wendung; mein Schwager fand, daß ich, statt bei meiner Tante zu leben, verpflichtet werden könne, ihm und meiner Mutter ein beträchtliches Kostgeld zu zahlen, und bestimmte diese daher, auf meine Zurückkunft nach Rußland zu dringen. Du weißt, wie schwer

mir die Trennung von Rosenhof wurde, aber ich hielt es für Pflicht, den Wunsch meiner Mutter zu erfüllen. Gustav blieb noch ein Jahr länger in Deutschland und kam dann zu uns. Mir entging bei diesem Wiedersehen die an Abneigung grenzende Gleichgültigkeit nicht, die er geben seine Braut zu empfinden schien; das Bild der Gespielin seiner Kindheit war in seinem Herzen ganz erloschen und ein anderes mit Feuerzügen darein gegraben; ich war aber zu unerfahren, um sein Geheimniß zu errathen; ich ahnte kaum, daß er eins hatte, und von Jugend auf daran gewöhnt, mir nur Marie als seine Braut zu denken, schien es mir auch ausgemacht, daß er keine Andere lieben könne.

Baron Rosen konnte jetzt mit Recht erwarten, daß Gustav zu ihm eilen werde, das Glück in Anspruch zu nehmen, das er ihm zugesagt hatte; allein Gustav verzögerte unter mancherlei Vorwand seine Reise nach Liefland von Woche zu Woche. Er liebte und verehrte den Baron wie einen zweiten Vater; er wußte, daß der treffliche Mann alle seine Hoffnungen auf Mariens Verbindung mit ihm begründete, und noch ernster fühlte er die Verpflichtung, das von seinem Vater gegebene

Wort zu ehren. Dem Willen eines Lebenden setzt man viel leichter Widerstand entgegen, aber es ist eine Verletzung der Pietät, den letzten Wunsch eines Sterbenden, sein Vermächtniß an die Treue der Seinigen, unerfüllt zu lassen. Auch verlor Gustav mit der Rückgabe von Lindenthal an Marien nicht nur sein ganzes eignes Vermögen, sondern auch meine Mutter den größten Theil des ihr ausgesetzten Witthums, da mein Vater in seinem Testament Alles, was er außer Lindenthal besaß, meiner Schwester und mir vermacht hatte. Alle diese Verpflichtungen bestimmten Gustav, unseren Bitten nachzugeben und nach Liefland zu gehen. Marie war noch in Königsberg, und er brachte mehrere Tage bei ihrem Vater zu, ohne daß von seiner Vermählung mit ihr die Rede war. Der Baron war zu stolz und zu zartsinnig, um zuerst davon reden zu wollen, und Gustav hielt jeden Tag der Verzögerung seiner Werbung für Gewinn. Er hatte versprochen, mir Nachricht zu geben, sobald sein Schicksal entschieden sei; aber es vergingen einige Wochen, ohne daß ich einen Brief von ihm erhielt, und schon begann sein Schweigen mich zu beunruhigen, als ein uns Allen unerwartetes Ereigniß seinem Schicksal eine neue Wendung zu geben verhieß.

Der einzige Bruder meiner Mutter starb plötzlich. Er war ein berüchtigter Geizhals, doch hielt man ihn bei weitem nicht für so reich, als er es wirklich war. In seinem Testament hatte er nur einen Theil seines Vermögens den Verwandten seiner schon vor einigen Jahren verstorbenen Frau vermacht, die größere Hälfte desselben aber meinem Bruder Gustav. Meine Mutter verbarg ihre Unzufriedenheit mit dieser Verfügung nicht, die meinen Schwager wüthend machte. Nicht einmal ein Legat war ihm oder meiner Schwester ausgesetzt, da er doch seit seinem Eintritt in unsere Familie dem alten geizigen Onkel auf die kriechendste Weise den Hof gemacht hatte.

In dieser Zeit erfuhr ich deine Verlobung mit Nordeck und wenige Tage nachher erhielt ich einen Brief von Gustav, der mir sein Betragen erklärte, mich aber unter diesen Umständen schmerzlich betrüben mußte. Hier ist er.

Klara nahm das Blatt, das sie nicht ohne tiefe Bewegung zu lesen vermochte.

„O, meine Therese, wie hat sich mein Schicksal so gegen alle meine Erwartung glücklich umgewandelt! Das Vermächtniß meines Onkels schien mich unauflöslicher denn je in Bande zu verstricken,

die mir zur drückendsten Fessel geworden waren, da ich mir nun nicht den kleinsten Versuch zu ihrer Lösung erlauben durfte, ohne mich dem Verdacht preiszugeben, daß ich nur aus niedrigem Eigennutz bis jetzt geschwiegen habe. Marie allein konnte mir meine Freiheit zurückgeben, und der Himmel lohne es ihr, daß sie es that. Bedarf es für Dich, meine Schwester, meine Vertraute, noch des Geständnisses, daß es Liebe für eine Andere war, die mir meine Verbindung mit Marie so schreckensvoll machte? Brauche ich Dir noch Klara's Namen zu nennen, um Dich mit dem Geheimniß meines Herzens bekannt zu machen? Doch mir selbst wurde ja das Geheimniß dieser Liebe erst in dem Schmerz des Trennungsaugenblickes enthüllt; bis zu ihm hatte ich mich ebenso bewußtlos als unbedingt dem süßen allmächtigen Zauber hingegeben, der mich an dies anbetungswürdige Wesen von Jahr zu Jahr unauflöslicher fesselte. Was habe ich seit meinem Abschied von ihr gelitten! Wie gewaltsam fühlte ich mich durch den Gedanken erschüttert, einer Andern meine Hand geben zu sollen! Wäre Marie früher meine eigne Wahl gewesen, hätte ich ihr freiwillig mein Wort gegeben, so hätte ich als Mann von Ehre nicht daran denken dürfen, es zu

brechen; so aber hatten nur unsere Eltern diese Verbindung geschlossen, als wir beide noch an Geist und Gemüth Kinder, unmündige Kinder waren; und doch war ich gefesselt, doch durfte ich mir den Gedanken, meine Verbindung mit ihr lösen zu wollen, nicht erlauben. Mariens Vater hatte dem meinigen einst mit großsinniger Uneigennützigkeit die Hand seiner Tochter für mich angeboten; diese Verbindung war der innigste Herzenswunsch meines Vaters gewesen; es erschien mir so unheilig, ein Wort zu brechen, das der Todte für mich gegeben hatte; und dann meine Mutter! Mein eignes Vermögen kam bei mir nicht in Betracht; ich fühlte mich kräftig, meiner Geliebten durch Fleiß und Geschicklichkeit ein sorgenloses Leben bereiten zu können — aber meine Mutter; in den ersten Jahren durfte ich nicht hoffen, ihr für Das, was sie verlor, hinreichenden Ersatz bieten zu können, und der Gedanke an ihre Klagen, ihre Vorwürfe gab mir Muth zur Erfüllung meiner Pflicht.

„Baron Rosen nahm mich bei meiner Ankunft auf, als sei ich sein Sohn. Aus jedem seiner Blicke strahlte Liebe und Vaterfreude; ich sah, wie er von Minute zu Minute darauf wartete, daß ich von Marien reden solle; und doch band mir, so oft

ich es zu thun versuchen wollte, eine höchst peinliche Befangenheit die Zunge. Dies Schweigen gab aber unserm Zusammensein etwas Gedrücktes und Zwangvolles, das uns Beiden gleich fühlbar und unangenehm zu sein schien. Da erhielt er eines Tages in meiner Gegenwart einen Brief, den er mit sichtlicher Bewegung mehrere Male überlas; er faltete ihn dann langsam zusammen und ging mit großen Schritten schweigend im Zimmer auf und ab, wobei zuweilen ein Blick auf mich fiel, aus dem Unruhe und Besorgniß sprachen. Endlich warf er sich mir gegenüber in einen Lehnsessel und schien, den Kopf auf die Hand gestützt, in tiefes Nachsinnen zu versinken.

„Besorgt näherte ich mich ihm und fragte, ob er unangenehme Nachrichten erhalten habe?

„Er sah mich lange an, als sei er unschlüssig, was er mir sagen sollte. Dann zog er den eben erhaltenen Brief hervor und reichte ihn mir. Lies selbst, sagte er, und ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, begann er wieder im Zimmer auf- und abzugehen, wobei er mich aber nicht aus den Augen ließ, um den Eindruck zu beobachten, den der Brief auf mich machen werde.

„Er war von seiner Schwiegermutter, der Grä-

sin Dohna, bei der Marie in Königsberg lebte, und aus jeder Zeile sprach der bitterste Unmuth gegen mich. Die Zahl der Bewerber um Mariens Hand, schrieb sie, mehre sich von Monat zu Monat; in den letzten Tagen sei ihr wieder ein, in jeder Hinsicht glänzender, annehmenswerther Antrag gemacht worden, den sie um so mehr sich verpflichtet fühle, ihm zur Beachtung zu empfehlen, da mein Betragen nur zu deutlich zeige, daß die Verbindung mit Marie keinen Werth für mich habe. Mein Betragen, setzte sie hinzu, sei in seinem Verstummen und in seiner beleidigenden Vernachlässigung der mir bestimmten Braut so empörend, daß sie den Gedanken nicht tragen könne, Marie an mich verschleudert zu sehen. Marie selbst sei zu edelstolz, um eine so unziemlich verspätete Werbung, wie es die meinige jetzt sein würde, anders als aus kindlichem Gehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl des Vaters anzunehmen. Dringend bitte sie ihn daher, sein mir gegebenes Wort zurückzunehmen und selbst nach Königsberg zu kommen, um die Hand seiner Marie in die eines Mannes zu legen, der stolz darauf sein werde, in ihr das Kleinod seines Glückes und die Zierde seines Hauses zu erhalten.

„Ich las den Brief zwei Mal, um Zeit zu gewinnen, mich zu sammeln und mich auf die Erklärung vorzubereiten, die nun unausbleiblich zwischen dem Baron und mir erfolgen mußte. Dieser schien entschlossen, mich zuerst reden zu lassen, und so faßte ich mir endlich Muth. Dieser Brief, sagte ich ihm, spricht Das aus, was ich oft empfunden habe, daß ich mir nämlich nicht erlauben darf, die freie Wahl Mariens beschränkt zu glauben.

„Der Baron sah mich betrübt an. Gustav, antwortete er, indem er mir liebevoll die Hand bot, verläugne die freimüthige Offenheit deines Charakters nicht, die dich mir so lieb macht; vergiß für den Augenblick, daß du mit Mariens Vater redest, und gesteh mir aufrichtig, was dich der Verbindung mit ihr abgeneigt macht.

„Bei diesen letzten Worten siegte aber sein Stolz und seine beleidigte Vaterliebe; er schleuderte meine Hand fort und trat, von mir abgewendet, an das Fenster. Hören Sie mich, bat ich ihn, und entscheiden Sie dann. Ich war noch Knabe, als ich Marie zum letzten Male sah; ich kenne sie also nicht und kann sie nicht aus Liebe wählen. Ohne jenen Vergleich, der fast mein gan-

zes Vermögen von der Verbindung mit ihr abhängig macht, könnte ich nur stolz darauf sein, von Ihnen zum Sohn erwählt zu werden. Sie wissen, Sie fühlen, wie ich Sie von ganzem Herzen liebe und verehre; aber jene Bedingung verleidet mir jede Verbindung mit Ihrer Tochter, da sie mich mit dem Verdacht eines schmuzigen Eigennutzes belastet. Welche Bürgschaft kann ich Marien, ihrer Familie und der Welt anbieten, daß ich nur aus ihrer würdigen Bewegungsgründen um sie werben würde?

„Diese Gesinnungen, Gustav, sagte er, würden von manchem Andern romanhafte Ueberspannung genannt werden; ich lasse ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren; aber ich würde aufhören, dich zu achten, wenn du sie nur als Vorwand brauchtest, um einen andern Grund deines Betragens damit zu verhüllen.

„Tief beschämt erglühte ich hier. Nein, mein Vater, rief ich, diese Gesinnungen würden unter allen Umständen die Richtschnur meines Betragens gewesen sein; aber Sie sollen in meinem Herzen lesen, wie Gott darin liest.

„Ich vertraute ihm nun das Geheimniß meiner Liebe zu Klara, das ihr selbst noch Geheimniß

war und sich mir erst im Augenblick der Trennung von ihr enthüllt hatte. Er hörte mir theilnehmend zu. Ich kann den Wunsch, dich mit Marie vermählt zu sehen, nicht so leicht aufgeben; ich liebe euch Beide mit fast gleicher Zärtlichkeit und würde über Mariens Zukunft ganz beruhigt sein, wenn ich sie als deine Frau sähe.- Wenig junge Männer sind in unseren Tagen dazu geeignet, dem Vaterherzen ein solches Vertrauen einzuflößen. Es beleidigt mich nicht, daß du unter diesen Umständen mich bisher nicht an die Erfüllung meines Versprechens gemahnt hast; ich billige den Zartsinn deiner Empfindungen, aber ich kann auch deine Liebe zu dem jungen Mädchen in Deutschland nicht so wichtig nehmen, als du es thust. Jeder Mann, mein Sohn, hat wol irgend einmal einen schönen Jugendtraum dieser Art geträumt; allein das Leben ist zu ernst und zu reich, als daß wir alle seine Hoffnungen einem Traum anvertrauen dürften. Doch bist du von diesem Augenblick an berechtigt, dich für völlig frei zu halten; ich entbinde dich jeder Verpflichtung gegen meine Tochter; aber ich fodere dagegen von dir als Freund, daß du mich nach Königsberg begleitest, um Marie kennen zu lernen und dich zu über=

zeugen, daß ich Recht habe, auf den Besitz einer solchen Tochter stolz zu sein.

„Ich erklärte mich bereitwillig, ihn zu begleiten, und er schrieb nun an die Gräfin Dohna, daß Marie allerdings berechtigt sei, sich für frei anzusehen und ganz nach ihrer Neigung eine andere Wahl zu treffen; doch wünsche er, ihr und mir Gelegenheit zu verschaffen, uns gegenseitig kennen zu lernen, da er überzeugt sei, daß ich Marie nicht werde sehen können, ohne sie liebzugewinnen, und ebenso gewiß voraussetzen könne, daß auch ich ihr gefallen werde; er bitte daher die Gräfin, ihm mit Marien bis zu dem Landgut, das sie einige Meilen von Königsberg besaß, entgegenzukommen, damit wir, dort vereint, einige Tage ganz ungestört im engen Familienkreise zusammen verleben könnten.

„Nothwendige Geschäfte verzögerten unsere Abreise um einige Tage; auch mußte ja der Gräfin und Marien Frist gelassen werden, sich nach dem Empfang seines Briefes zur Reise nach dem Gute zu rüsten. Der Baron war in diesen Tagen still und innig vergnügt; ich las in jedem seiner Blicke die Ueberzeugung, daß Marie Klara aus meinem Herzen verdrängen werde. Desto schmerzlicher traf

es ihn, als er am Abend vor dem zu unserer Abreise festgesetzten Tage durch einen reitenden Eilboten einen Brief von der alten Gräfin erhielt, der alle seine Hoffnungen für immer vereitelte. Er schlug, als er ihn gelesen hatte, beide Hände vor das Gesicht und blieb so einige Augenblicke stumm, dann warf er mir den Brief hin und verließ das Zimmer.

„Die Gräfin schrieb ihm: Marie finde es unter ihrer Würde, mir entgegenreisen und sich dem ungewissen Erfolg dieser Zusammenkunft aussetzen zu sollen; sie habe daher die ihr gewordene Freiheit der Wahl und der Entscheidung benutzt, um sich mit dem Grafen von Dorn zu verloben, den ihr Herz allen ihren anderen Bewerbern vorziehe. Sie bitte um seinen väterlichen Segen und hoffe, ihn bald in Königsberg zu sehen, doch ohne mich, dessen Begleitung für Alle jetzt nur drückend und peinlich sein könne.

„Gott sei gedankt, ich bin frei! sagte ich mir selbst, und mit unaussprechlichem Entzücken nannte ich mir Klara's Namen! Wohl fühlte ich, als ich den Baron wiedersah, daß es meine Schuldigkeit sei, ihm meine Freude zu verbergen; er mußte sie mir aber doch, gegen meinen Willen, anmerken,

denn er sah mich, als ich ihm den Brief zurückgab, finster an und versuchte, ohne mir weiter ein Wort über den Inhalt desselben zu sagen, ein gleichgültiges Gespräch mit mir anzuknüpfen. Dieser Zwang war aber für uns Beide gleich peinlich; auch ertrug er ihn nicht lange, er sagte mir, daß er am andern Morgen früh nach Königsberg abreisen wolle, und nahm kaltsinnig von mir Abschied. Ich war tief bewegt, doch zu befangen, um meinem Gefühl Worte geben zu können. An der Thür des Zimmers wandte ich mich noch einmal um — mir standen Thränen in den Augen — Gustav! rief er, und streckte mir die Arme entgegen; weinend stürzte ich mich an seine Brust: ich vermag mich nicht so von Ihnen zu trennen, rief ich, Ihr Unwille, Ihr Kaltsinn bricht mir das Herz.

„Vergib mir, sagte er, aber ich kann mich mit dem Gedanken nicht versöhnen, daß du und Marie nun auf immer für einander verloren seid; ich bin zu fest überzeugt, daß ihr Beide mit einander glücklich geworden sein würdet. Jetzt darf ich es dir sagen: Marie ist ein Engel und du hast in ihr ein unersetzliches Kleinod verloren. Von dem Mann, den sie jetzt heirathet, weiß ich

nichts, als daß er reich und vornehm ist, und wie wenig ist das, wo es auf das Lebensglück meines einzigen Kindes ankommt! Zu ihm kann ich nur beklommen sagen: Nehmen Sie sie hin; zu dir hätte ich mit ganzer Seele gesagt: Da ist sie — ich gebe sie dir! — Die Nacht verging mir schlaflos. Die rührenden Beweise der wahrhaft väterlichen Liebe, die ich von dem edeln Mann noch im Augenblick unserer Trennung erhalten hatte, beklemmten gewissermaßen mein Herz; dagegen erwachte in mir das frühere Wohlwollen gegen Marie, die liebliche Gespielin meiner Kindheit; sie stand nicht mehr trennend zwischen Klara und mir, und der Augenblick, in dem ich ihre Verlobung erfuhr, hatte ihr alle ihre Rechte auf meine brüderliche Theilnahme und Liebe zurückgegeben. Ich freute mich ihres Glückes; doch über alle diese Empfindungen siegte triumphirend der Gedanke: ich war frei, ich durfte jetzt zu Klara eilen, durfte ihr sagen, daß ich sie liebte, daß ich hoffen dürfe, sie in dem Zeitraum einiger Jahre mein nennen zu können! —

Noch vor Anbruch des Tages stand ich auf und sagte dem Baron noch einmal schriftlich Lebewohl, indem ich ihm zugleich meine innigsten Ge-

genswünsche für sein und seiner Tochter Wohl aussprach und ihn bat, seinem Geschäftsführer die nöthigen Anweisungen zu geben, da, meiner festen Ueberzeugung nach, Marie durch ihre Handlungsweise keineswegs ihr Recht auf diese Besitzung aufgegeben habe. Ich fuhr dann nach Lindenthal und hier erhielt ich, wenig Tage nach meiner Ankunft, die Nachricht von der mir durch den Tod des Onkels zugefallenen Erbschaft. Nun, meine Therese, steht meinem höchsten seligen Lebensglück kein Hinderniß mehr im Wege, denn gewiß Klara's Herz hat das meine verstanden; sie wird mein werden! Ich eile nach Deutschland und hoffe, Dir binnen kurzem den Engel als Schwester zuführen zu können. Mein Herz erliegt dem Vorgefühl dieser Wonne. Bald mehr von Deinem

glücklichen Gustav."

Zwei große Thränen rollten über Klara's Wangen, als sie den Brief schweigend an Therese zurückgab.

Mein Brief, nahm diese das Wort, in dem ich ihn von deiner Heirath und deiner bevorstehenden Ankunft in Petersburg benachrichtigte, traf ihn auf dem Wege nach Deutschland. Seit dieser Zeit sind wir ohne Nachricht von ihm, und ich weiß

nicht, wie er diese Vereitelung seiner schönen Hoffnung erträgt. Nach Lindenthal ist er nicht zurückgekommen; der Besitz dieses Gutes hat zwischen ihm und Marie einen Streit der Großmuth herbeigeführt, den der alte Rosen dahin verglichen hat, daß es gegen Auszahlung einer gewissen Summe Gustav's Eigenthum geblieben ist.

Klara trocknete sich die Augen und bot dann Theresen freundlich die Hand. Nordeck ist so unbedingt meiner Liebe und Verehrung würdig, sagte sie ihr, daß mich die Anerkennung seines Werthes fester an ihn bindet, als dies irgend ein anderes Gefühl an Gustav zu thun vermocht hätte. Ich bin glücklich und müßte mich selbst verachten, wenn ich auch nur in dem geheimsten Innern meiner Seele wünschen könnte, lieber das Eigenthum eines andern Mannes zu sein. Gustav ist mir sehr theuer; ich liebe ihn als Bruder und werde nie aufhören, warmen, herzlichen Antheil an seinem Schicksal zu nehmen; doch kann ich nach Dem, was ich eben erfahren habe, nicht mehr so unbefangen von ihm reden und an ihn denken als sonst. Gott mache ihn glücklich und schenke dem theuern Freund den verlornen Frieden seines Herzens wieder; wir aber, meine Therese, wollen es

uns geloben, nie wieder von seiner Liebe zu mir und von irgend Etwas, das darauf Bezug hat, zu reden. Nimmt sein Schicksal eine glückliche Wendung, so laß es mich erfahren — die Geständnisse dieser Stunde sollen aber stumm in unserer Brust versenkt bleiben.

Therese drückte ihr die Hand. So ist es recht, Klara, sagte sie, und wir wollen gleich zusammen ausfahren, um uns auf andere Gedanken zu bringen.

---

> Nur die allein sind vom Glück unabhängig, die sich ein von der Welt abgesondertes Dasein zu schaffen wissen.
>
> Fanny Tarnow.

Die Abwesenheit des Kaisers verzögerte Klara's Vorstellung bei Hofe, und Nordeck benutzte diese Frist, einen kleinen Kreis ausgezeichneter Männer in seinem Hause zu vereinen und Klara allmälig auf ihre künftigen gesellschaftlichen Verhältnisse vorzubereiten. Sie schien ihm seit ihrer Ankunft in Petersburg einer Pflanze zu gleichen, die durch Versetzung die eigenthümliche Lebenskraft des heimischen Bodens verloren hat, aber die Liebe ihres Gatten und Theresens Nähe waren ihr, was dieser der frische Morgenthau und die Alles belebenden Strahlen milder Frühlingssonne sind. Bei der kräftigen Jugendlichkeit ihres Daseins und ihrer Empfindungen belebte die Neuheit der Gegenstände ihre Einbildungskraft und sie erfreute sich der feinen zierlichen Formen ihrer vornehmen, großstädtischen Umgebung, ohne noch zu ahnen, wie verderblich diese glänzende Politur der äußern Hülle

leicht dem Kern des menschlichen Daseins wird. Nordeck gab ihr keine Regeln für ihr Betragen; überzeugt, daß der Mensch nur an selbstgewonnenen Erfahrungen sich kennen und sich und Andere verstehen lernen kann, fühlte er, es sei um Klara's harmonische Ausbildung und Entwickelung gethan, wenn sie angeleitet werde, vorzugsweise an Dem zu halten, was sie mit dem Verstande erkennen lerne, und nur vereinzelt werde sich dann diese oder jene Blüte ihres Wesens kümmerlich erschließen.

Nordeck war ein edler Mann, aber er hatte seit früher Jugend am Hofe und in der großen Welt gelebt, und das kann man nicht, ohne gegen den sittlichen Unwerth der Menschen, mit denen man lebt, abgestumpft zu werden. Die Gefühllosigkeit, die Lüge, die Eitelkeit, die Selbstsucht, die die Maschinisten des Weltgetriebes sind, machen es uns auf die Dauer unmöglich, in unseren Urtheilen und Gefühlen wahr und uns selbst treu zu bleiben. Für den geselligen Verkehr der vornehmen Gesellschaftscirkel ist nichts bequemer und liebenswürdiger als eine gewisse sittliche Gleichgültigkeit und Schwäche, eine Art von Unvernunft und der Leichtsinn, sich von Beispiel und Mode

beherrschen und hinreißen zu lassen. Man heult mit den Wölfen, wenn man unter ihnen ist; nicht eben weil man will, sondern weil man, ohne es zu merken, allmälig mit zu heulen verleitet wird. Nordeck vermochte daher auch nicht ganz klar zu fühlen, welchen Zwiespalt der Eintritt in eine ihr durchaus fremdartige Welt in Klara's Gemüth herbeiführen müsse; die Erscheinung des Lasters selbst ist für junge Gemüther lange nicht so gefährlich als die gefühllose Gleichgültigkeit gegen die Tugend, die eine wie der Aussatz ansteckende Krankheit der vornehmen Welt ist. Und nun Klara, dies reine, durch und durch wahre; unverdorbene Wesen, durch Nordeck's Verhältnisse gezwungen, in diesen Kreisen zu leben und darin figuriren zu müssen — ließ es sich da im Voraus berechnen, was es sie kosten werde, in ihnen heimisch zu werden?

Nordeck wünschte Klara zu einer vertrauten, mitfühlenden Theilnehmerin seiner Freude an geistreicher Unterhaltung, an Kunst, Natur und Wissenschaft zu bilden und war sich bewußt, ihren angebornen Sinn dafür durch seine eigne Bildung entfalten und läutern zu können. Auch fühlte er sich innig beglückt, zu bemerken, wie ihr Geist immer

mehr und mehr erstarkte, indem sie sich immer inniger und vertrauender an ihn anschloß. Sie hatte bis jetzt nur Märchen und Reisebeschreibungen gelesen, die weite unermeßliche Welt der Poesie lag noch verhüllt vor ihr da, und gewiß, mag der Mensch in unserer Zeit noch so viel Ursache zu haben glauben, über sein Schicksal zu klagen, so sollte er doch nie so undankbar sein, es ungewürdigt zu lassen, welch ein reicher unerschöpflicher Vorrath zum geistigen Genuß ihm auch in der beschränktesten Lage zu Gebote steht. Er selbst, das ganze Menschengeschlecht, mit seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die schwindelnde Höhe, die dunkle räthselhafte Tiefe des Menschendaseins, die Natur mit ihren Hieroglyphen, die Geheimnisse der intellectuellen Welt, und nun das unermeßliche Wundergebiet der Kunst und der Poesie, Alles, Alles steht ihm zu Gebot und als Priester bereit, ihn in dies Heiligthum einzuführen, die Werke der ausgezeichnetsten Dichter und Denker, die seit Jahrtausenden die Blüten ihres geistigen Daseins der Nachwelt zum heiligen Vermächtniß hinterlassen haben! Wie kurz und flüchtig ist das Menschenleben zur Benutzung dieses ungeheuern Reichthums!

Der Graf wollte, Klara solle in dem müßigen Leben einer vornehmen Dame in Kunst und Poesie zwei Schutzgeister finden, die ihr in der Gestalt der Grazien treu zur Seite bleiben sollten; um ihr aber dies zu werden, mußten sie ihr nicht zu einer das Gemüth blos oberflächlich berührenden Ergötzung, sondern zur Stärkung und Erquickung des innern Lebens dienen. Der Wust der Tagesliteratur mußte ihr unbekannt bleiben, und die Poesie konnte ihr Leben nur in sofern wahrhaft bereichern, als sie Gegenständen huldigte, um welche Liebe und Verehrung eine unsichtbare Gemeinde edler Menschen versammelte. Klara's Geist war so frisch wie ihr Sinn und Herz; dies machte sie zu einer ebenso seltenen als anziehenden Erscheinung und gewann ihr die freundlichste Theilnahme von Seiten der ausgezeichneten Männer, die Nordeck in seinem Hause versammelte und fast täglich an seinem Tische sah. In ihrem ganzen Wesen offenbarte sich das Frühlingswehen eines jungen Lebens, das noch ungetrübt wie auf Schwanenfittigen durch die tiefblauen Wogen des Aethers dahinzog. Aus der Musik, aus dem Gesange, aus der Unterhaltung wehten sie Geisterfittige stiller Begeisterung an; alle Erscheinungen des Lebens

redeten mit ihr eine Sprache, deren geheimen Sinn sie vorahnend empfand, obgleich ihr noch jeder Ton derselben ein Räthsel war. Jeder, der sie sah, erfreute sich ihrer Schönheit, jedes edle Wesen empfand den Trieb, sie wie eine zarte köstliche Blume vor der rauhen Erdenluft zu schützen; aber Jeder sagte sich auch wehmuthsvoll: so kann, so wird sie nicht bleiben, und wird diese Wunderblüte nur vergehen, um eine ebenso köstliche Frucht anzusetzen? —

Eines Morgens trat Nordeck in Klara's Zimmer, an der Hand eines Mannes, dessen Gleichen an Hoheit und Adel der Gestalt ihr Auge noch nie erblickt hatte. Es war der General Friedrich Maximilian Klinger, ein Verwandter ihres Mannes, der gekommen war, um sie kennen zu lernen. Obgleich schon Greis, war doch seine Haltung, ohne steif zu sein, militairisch stolz und gerade, und vorzüglich lag in der Art, wie er den Kopf trug, etwas sehr Charakteristisches. Man sah es ihm an, daß er im Leben immer und allenthalben aufrecht gestanden und sich nie demüthig gebeugt hatte. In der Tiefe des ruhig sinnenden Blickes sprach sich eine Entschlossenheit und Kraft aus, die dem Aergsten, was der Mann im Leben zu

erdulden gehabt hatte, Trotz geboten zu haben schien. In seinem Gesicht war kein Zug von Milde, kein Schimmer von Freundlichkeit, aber auch durchaus nichts Herbes und Abstoßendes, nur Gepräge der Großheit und einer im Lauf der Jahre vielleicht eisern gewordenen Kraft. Sein Sprachton klang hohl, und doch hatte sein Accent eine herzerschütternde, eine herzzermalmende Gewalt. Man konnte ihn jenen Felsengipfeln vergleichen, die, vom ewigen Eise bedeckt, dem Schein nach unfruchtbar, nur bestimmt scheinen, den Abglanz der versunkenen Sonne in die Erdennacht herniederzustrahlen, und die doch in ihrem Innern die Quellen erzeugen, die tief unten die Blumen im Thal erquicken. Goethe und Klinger waren Jugendfreunde; allein sie sahen sich in den letzten vierzig Jahren ihres Lebens nicht und würden sich, wenn Klinger's Wunsch erfüllt worden wäre und ein freundlicher Genius sie am Abend ihres Lebens wieder zusammengeführt hätte, wahrscheinlich gegenseitig dem Bilde sehr unähnlich gefunden haben, das sie von einander bewahrt und durch ihre Briefe und Schriften in sich ausgebildet hatten. Goethe wurde das Idol seiner Zeit; Klinger, dessen Stolz, dessen Lebensfreude es war, ein Deutscher zu sein, war bei-

nah schon verschollen in seinem Vaterlande und nur von den Wenigen, die ihn erkannten, als ein hohes Ideal sittlicher Größe verehrt.

Gewiß gehörte Klinger auch zu jenen seltenen Geistern, die, über ihre Zeitgenossen erhaben, durch ihr Beispiel an die Größe und Würde der Menschennatur erinnern, und deren Schimmer in jeder moralischen Finsterniß zum tröstenden Lichte wird. Geistesgroß wie Wenige, war er durchaus rechtschaffen und blieb es in den verwickeltsten Verhältnissen. Was ihn nun vollends im russischen Staatsdienst zu einer wunderbaren Erscheinung machte, war, daß ihm auf diesem Wege Das zu Theil geworden war, was die Menschen Glück zu nennen pflegen, ob er es gleich nie als Zweck seines Handelns beabsichtigte. Es muß dem Menschenkenner unbegreiflich erscheinen, daß Klinger mit seinem wahren, kühnen Charakter, ohne Intrigue, ohne Courmacherei auf ganz geradem Wege es vom blutarmen deutschen Studenten bis zum reichen russischen General im Civildienst brachte und sich am Hofe aufrecht zu erhalten vermochte; und doch ist dies wirklich der Fall. Nichts gibt aber einen richtigern Maßstab zur Beurtheilung des Werthes eines Mannes, der auf einem glän-

zenden Standpunkt steht, als wenn man erforscht, durch welche Mittel und auf welchem Wege er sein Glück gemacht hat. Wer durch Staub, Schmuz und Pfützen an das Ziel gekrochen ist, vermag sich am Ziele selbst nicht wieder aufzurichten oder sich rein und neu zu erschaffen. Schwerlich wäre es auch Klinger gelungen, auf dem geraden Wege, den er ging, sein Glück zu machen, wenn Klugheit oder Berechnung ihm denselben vorgezeichnet hätten; aber seine Art und Weise war kein Product der Kunst; er folgte ohne alle Klügelei den Eingebungen seines angebornen Sinnes, und alle Kraft seines Willens, all sein Streben war nur darauf gerichtet, streng und kräftig seine Pflicht zu erfüllen und sich zu bewahren, daß nie eine seiner Handlungen mit dem schmuzigen Schatten des Eigennutzes befleckt sei. Am Hofe kommt ein rechtschaffener Mann sehr oft in den Fall, Verzeihung zu bedürfen, weil er kein Schurke sein will, und selten nur verzeiht man einem solchen Sünder. Klinger wurde aber in den ersten Jahren seines Aufenthaltes am russischen Hofe durch seine Unbedeutenheit und später durch seine Verhältnisse in dieser Hinsicht begünstigt und erzwang sich sehr bald durch alle Stände der Gesellschaft eine solche

Anerkennung seines innersten Seins und Wesens, daß man ihm in späteren Jahren nicht leicht Etwas mehr zumuthete, was mit seinem Charakter und seinen Grundsätzen im Widerspruch stand. Bei seinem Eintritt in die Welt fühlte er sich in seinem Innern durch Alles, was er sah, hörte und erlebte, furchtbar erschüttert, und nicht ohne gewaltigen Kampf brach sich sein moralischer Sinn Bahn durch die Nacht, die ihn zu verdunkeln drohte. Hätte ich, sagte er einst zu einer Freundin, der er, seinem eignen Geständnisse nach, mehr von seinem innern Leben vertraute als je einem Manne, schon in meiner Jugend mit und in der Welt gelebt und an ihren Erbärmlichkeiten Theil genommen, so würden sich auch nach und nach alle ihre kleinlichen Leidenschaften in meinem Herzen festgenistet und alles Gute und Eigne erstickt haben. Der häufige Umgang mit Menschen fodert und erzwingt eine gewisse Nachsicht und Gefälligkeit, die man nicht lange gegen Andere übt, ohne sie auch für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Ich habe Alles, was ich bin, und wie ich es bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres ebenso ehrlich als ernstlich nach Kräften entwickelt und mich selbst schärfer und schonungsloser

behandelt und beurtheilt, als ich dies, meines Wissens, je bei Anderen gethan habe. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niederen und mittleren Stände, ihre Noth, ihre Verhältnisse und ihr Glück kennen; durch meine spätere Lage die höheren und die höchsten Stände, ihre Täuschungen, ihre Schuld und ihre Unschuld. Ich habe nie Etwas scheinen wollen, was ich nicht wirklich war, und immer den erworbenen und mit eiserner Willenskraft festgehaltenen Charakter eines rechtschaffenen Mannes behauptet. So gelangte ich zu der innern und äußern Sicherheit, diesem Charakter gar nicht mehr untreu werden zu können.

Man sieht aus diesen Worten, daß Klinger in hohem Grade Das besaß, was Frau von Stael «avoir la conscience de soi-même» nannte, und gewiß ist es, daß er die Bescheidenheit für keine Tugend hielt, sondern Goethe's Meinung war: „Nur die Lumpe sind bescheiden!" Bescheidenheit war nach seiner Ansicht Heuchelei oder Schwächlichkeit, und beide haßte er von ganzer Seele. Was man bei ihm Stolz, oft sogar Grobheit schalt, war nur selbstbewußte Kraft, die ihrer Natur nach anmaßend erscheinen muß. Selbst in seiner Jugend mag er das, was man in geselliger

Beziehung liebenswürdig nennt, nicht gewesen sein: um dafür in der großen Welt zu gelten, muß man nicht nur selbst eitel sein, sondern auch noch die Kunst verstehen, die fremde Eitelkeit so ins Spiel zu ziehen, daß die Anwesenden sich in unserer Liebenswürdigkeit wohlgefällig bespiegeln können, und Klinger war nicht geschaffen, groß im Kleinen zu sein. Länger als zwanzig Jahre vor seinem Tode war er dem geselligen Verkehr mit Menschen fast ganz abgestorben; von jeher erschien er nur selten bei Hofe, noch seltner in Gesellschaften; in den letzten Jahrzehnten geschah beides gar nicht mehr und er kam nur noch zur Kaiserin Mutter. Nur da sichtbar, wo es seine Pflicht erfoderte, lebte er von jeher in Petersburg wie ein Einsiedler, mit wenigen Freunden, unter seinen Büchern, von denen er vorzüglich Plato's Werke und den Tacitus liebte. Für diese ungewöhnliche Lebensweise gewann er sich dadurch Verzeihung, daß er auf keinen Platz in der Gesellschaft Anspruch machte und nichts foderte, nichts begehrte, als daß man ihn ruhig nach seiner Weise leben lasse. Die Menschen hatten sich ihm verleidet, und durch den Gang der Weltereignisse war dem alten Titanen das Herz wund geworden. In Augenblicken, wo sein Ge-

fühl sich von der despotischen Herrschaft des Verstandes frei machte, konnte er in Unmuth und Grimm gegen Manches und Manchen auflodern, was er sonst durch Schweigen ehrte, und brach dann in sehr bittere Sarkasmen aus. Vorzüglich unduldsam war er aber immer gegen junge Leute, die als Schwärmer, Enthusiasten und Weltverbesserer auftraten; sie waren ihm nicht blos lästig, weil ihre Thorheiten seinem Verstande misfielen, sie verwundeten auch sein Herz, weil er wußte, welchen Preis die Besseren unter ihnen für ihre zu erwerbende Welt- und Menschenkenntniß zu zahlen haben würden. —

Seine eignen Meinungen und Grundsätze, seine ganze Denk- und Sinnesart sah er wie ein wohlerworbenes, tapfer erstrittenes Eigenthum an, dessen Besitz er auf Tod und Leben zu vertheidigen entschlossen war. „Wahre, zuversichtliche Tugend", sagte er oft, „auf die der Besitzer und Andere mit ihm zählen können, bildet sich allein in dem Herzen und dem Verstande des Mannes zu einem Ganzen aus, dessen Geist selbstgedachte Ideen und Ansichten hervorgebracht und sich dieselben zur unwandelbaren Richtschnur seines Denkens und Handelns gemacht hat." Man glaube auch nicht, daß

Schicksal und Menschen es Klinger etwa leicht gemacht hätten, Das zu werden und zu bleiben, was er war. Mehrmal war er in Lagen, wo Ehre, Glück und Freiheit auf dem Spiele standen, wenn er sich Dem widersetzte, wozu man ihn brauchen wollte, und wo ihm dagegen der glänzendste Lohn gewiß war, wenn er beförderte, oder wenigstens nicht hinderte, was man vorhatte; auch waren dies mitunter Fälle, wo er die Achtung der Besseren nicht aufs Spiel zu setzen brauchte, weil es Angelegenheiten betraf, die er unter der Hülle des Geheimnisses nur mit seinem eignen Gewissen allein auszugleichen gehabt hätte. In allen diesen Lagen bewährte er aber den Entschluß und den Muth, lieber sein ganzes irdisches Glück auf das Spiel zu setzen, als auch nur ein Haarbreit vom Pfade des Rechts zu weichen, und die Klarheit seines Weltverstandes, die ihn davor schützte, mit dem Adel seiner Gesinnung Prunk zu treiben und sie vor den Mächtigen und Gewaltigen auszusprechen, gewann ihm von diesen eine Beachtung, die ihn, wie schon gesagt, in späterer Zeit vor ähnlichen Anfoderungen schützte. Er liebte den Ruhm, vorzüglich in Beziehung auf sein deutsches Vaterland und die Anerkennung, die er dort zu finden wünschte; allein er

war frei von der kleinlichen Eitelkeit, frei von der schalen Ruhmsucht, die so viele Menschen zu dummen Streichen verleitet und Diejenigen, auf und durch welche sie wirken wollen und müssen, empfindlicher beleidigt, als dies durch die kräftigste Tugend geschehen würde. „Man muß," war eine von Klinger's Lebensregeln, „nie mit Leuten, die nur Eine Meinung haben, über Meinungen streiten und von sich selbst durchaus nur mit sich selbst reden."

Nichts haßte Klinger so sehr als die gemeine Glücksjägerei, von der in der Regel alle Hofleute ergriffen sind. „Wer am Hofe sein Glück machen will", sagte er, „muß tragen können wie ein Esel, unermüdlich sein wie ein Postpferd und glatt wie ein Aal; es muß für ihn weder Schande noch Scham geben; wenn er dann das Praktische in den Salons der vornehmen Welt und in den Vorzimmern der Großen gelernt hat, gelingt es ihm fast immer, der Gunst einen Braten wegzuschnappen. Charakter darf dagegen nur ein armer Teufel haben, der dem Glücke nicht nachjagt, und die bitterste Erfahrung, die ein solcher in der Jugend zu machen hat, ist die, daß man im Verkehr mit Menschen durchaus seine edelsten Eigenschaften verbergen muß, wenn man nicht von ihnen wie ein

Wild matt und müde, wol gar todt gehetzt werden will. Es gibt gewiß mehr rechtschaffene Menschen als Schurken; aber es sind Schafe, von denen eine ganze Heerde davonläuft, wenn der Wolf eins erwürgt und davonschleppt."

In unserer Zeit hat man fast verlernt, zu fühlen und zu lehren, daß zum Leben vorzüglich Kraft und Muth gehören, und es scheint im Gegentheil, daß man die Menschen nur noch zum Lesen und Bücherschreiben, zum Seufzen und Dulden bestimmt glaubt; man schwelgt in der Einbildungskraft, spielt mit leeren Theorien und mattet sich dadurch so ab, daß man keine Kraft zum Handeln mehr besitzt, sondern sich einer mattherzigen Resignation hingibt, die den moralischen Menschen vollends entnervt. Krieg gegen alle Schurken und gegen das moralische Böse überhaupt muß und soll die Losung jedes braven, tapfern Mannes sein. Rechtschaffenheit der Gesinnung wird erst durch Thaten zur Tugend, und man ist noch nicht rechtschaffen, wenn man nichts Böses thut, sondern erst dann, wenn man den Muth hat, für Wahrheit und Recht thätig zu sein und erfoderlichen Falls dafür zu kämpfen. Leider ist es aber wahr, daß man in unseren Staaten wol un-

gehindert Alles treiben darf, was den Sinnen gefällt — gab es doch noch kürzlich eine Regierung, welche die üppigste Libertinage gerne sah und die jungen Officiere zu jedem Genuß der Thierheit aufmunterte — aber Geist, Charakter, Verstand darf man in unserer Zeit nicht zeigen, ohne für gefährlich gehalten zu werden. Klinger's Werke sind der Mehrzahl unserer Zeitgenossen nur vom Hörensagen bekannt, und doch enthalten sie eine stärkende Seelenarzenei, wie sie gerade unser Zeitalter vorzugsweise bedarf. Als Schriftsteller hat er auch so viel Individuelles, daß seine Werke ein Spiegel seiner Seele und zugleich der Maßstab für seine moralische Kraft sind. Er schrieb nicht für die Welt sondern für sich selbst. Hätte er sich von den Menschen, mit denen er lebte, verstanden gefühlt, so würde er viele seiner Werke nicht geschrieben haben; sie sind Erguß seines innersten Seins, Erguß seiner Seele, und dieser Erguß war ihm um so mehr Bedürfniß, da ihn das Schicksal bestimmt hatte, in der Vollkraft seiner Seele durchaus vereinzelt, nur noch von Erinnerungen leben zu müssen. Nur in einer großen Stadt kann man so einsam, nur am Hofe so vereinzelt sein, wie er es war; seine Erfahrungen von Welt und Menschen

löſten nach und nach alle Verbindungen, die ſein Herz zur Zeit der noch blühenden Hoffnung geſchloſſen hatte, und ohne die Poeſie, die der beſeelende Hauch ſeines innern Lebens war, hätte er ſich in den letzten Jahrzehnden ſeines Lebens ſchon wie in ſein Grab verſenkt anſehen können. Ein Dichter aber, wie Klinger es war, kann nicht der tiefinnerlichen Begeiſterung für das Wahre und Schöne abſterben; die Blüte ſeines geiſtigen Lebens iſt unverwelklich; trotz aller Welterfahrung verjüngt er ſich in der Einſamkeit immer wieder, und die Poeſie führt ihm die Göttin wieder zu, als deren Prieſter er in die Welt trat.

Klinger galt für witzig; er war es aber nicht. Der Witz iſt nur dann allzeit ſchlagend und fertig, wenn er in der moraliſchen Gleichgültigkeit gegen das Schlechte und Lächerliche ſo weit gekommen iſt, daß er es als eine willkommene Veranlaſſung zu guten Einfällen anſieht. Klinger's Humor entſprang dagegen aus ſeinem Herzen. Das ſtarke Gefühl deſſelben entzündete ſeinen Geiſt, und Blitze fuhren dann durch die düſtre Wolke, die Unwille, Zorn und Verachtung zuſammengetrieben hatten. Seine Empörung über Thorheiten und Laſter entſprang aus ſeiner moraliſchen Energie;

diese schwang die Geißel, mit der er freilich oft sehr strenge züchtigte. Ueberhaupt konnte man sich an Klinger nicht ungerechter versündigen, als wenn man ihn herzlos schalt. Was dem Baume der Saft ist, das war seinem hohen, reichen Geiste sein warmes, treues Herz. Auch kann man wol, ohne je einen Freund, eine Geliebte wahrhaft geliebt zu haben, ein geistreicher, talentvoller Schriftsteller sein, aber gewiß kein Dichter, wie Klinger es war, denn man bleibt dann mit der feinsten Verknüpfung in der moralischen Welt so unbekannt, daß man sie nicht einmal zu ahnen vermag.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Deutschen, daß die Vernunft oft bei ihnen die Mutter der erhabensten Schwärmerei ist; Kant's Moralsystem beweist dies, und auch Klinger's Anfoderungen an die Poesie. Um in seinem Sinne ein Dichter zu sein, muß man mit einer hohen moralischen Stimmung einen mit edeln, großen Gedanken vertrauten Geist, eine durch den Charakter befestigte kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer beschränkten Lebensweise und völlige Unkenntniß der Glücksjägerei besitzen. „Hat nicht", fragte er zuweilen, „die Poesie alle Eigenschaft der Tugend? ist sie nicht wie diese eine angeborne Vir-

tuosität? erfodert sie nicht idealischen Sinn, Erhabenheit und Stärke der Seele? schwebt sie nicht hoch über allen niedrigen Verhältnissen der Erde? beruht sie nicht auch auf der angebornen innern Kraft des Menschen?“

In seinem eignen Sein als Dichter fand Klinger daher nicht blos den schönsten Genuß, sondern auch in allen Stürmen seines Lebens die festeste Stütze. Seinem edeln Gemüth konnte sich nie jener Mysticismus entfremden, der uns mit einer Welt der Ideale in Verbindung setzt und erhält, und man konnte, wie schon gesagt, nach seiner Ansicht, ohne Reinheit und Stärke des sittlichen Gefühls, wol das Talent besitzen, schöne Verse zu machen und sich, durch äußere Umstände begünstigt, den Ruf erwerben, ein Dichter zu heißen, aber nie es wirklich sein. Wie man wol durch Bücher gelehrt, doch nur durch eigne Kraft weise werden kann, so ehrte Klinger im Dichter und Künstler das Angeborne, was zu unserm Sein gehört, sich aber nicht erwerben läßt. Er konnte es daher auch nicht leiden, wenn man von einem dichterischen Werke als von einem Kunstwerke sprach. Nach seiner Meinung gab es keinen unpassendern Ausdruck als diesen, denn der Dichter dürfe durchaus kein me-

chanischer Künstler sein oder es auch nur scheinen. „Bei der Lesung eines ächtpoetischen Werkes,“ sagte er einst, „muß man so wenig an Kunst denken, als man bei Betrachtung der blühenden Natur daran denkt, und der Geist des dichterischen Schöpfers muß uns während des Genusses ebenso unerklärbar scheinen, als die Kräfte der schaffenden Natur.“

Bei solchen Meinungen läßt sich Klinger's Ansicht von der neuen deutschen Literatur leicht errathen. Erstlich war ihm schon alle Manier in Kunst oder Poesie verhaßt, weil sie immer von Schwäche und Affectation zeugt. Er war nicht blind dagegen, daß die wilde Kraft der Sturm- und Drangperiode, in die seine Jugend gefallen war, oft durch Ueberfülle und Uebertreibung in Verzerrung ausgeartet war, aber er fand, daß der Geist der deutschen Poesie damals ein edlerer gewesen sei. „Deß Brot ich esse, deß Lied ich singe,“ sei in seiner Jugend nur ein Soldatenlied gewesen; jetzt würde es aber von den deutschen Gelehrten und Dichtern so laut mit gepfiffen, daß ihm die Ohren davon schmerzten. Der deutsche bon sens, dieser kräftige Sohn eines geraden, natürlichen Verstandes, sei nur noch im Volke anzutreffen, aber

nicht mehr bei den Schriftstellern. Diesen sei alles Vaterländische so fremd, daß man sie mehr die Schriftsteller der ganzen Erde, als die Schriftsteller des deutschen Volkes nennen könne. Man solle nur die Uebersetzung eines deutschen Werkes lesen, wenn man dieser Charakterlosigkeit recht inne werden wolle. Jedes auch nur mittelmäßige französische oder englische Werk habe einen vaterländischen Ton, der in der Uebersetzung durchklinge; aber ein deutsches nicht. Vorzüglich war er mit einem Theil der neueren politischen Schriftsteller unzufrieden. „Solche verkehrte und dumme Urtheile", sagte er, „stammen weit öfter aus einem schlechten Herzen als aus Mangel an Verstand. Zur richtigen Beurtheilung der Weltbegebenheiten ist nicht nur Geist, sondern vorzüglich gesunder Sinn und ein unverdorbenes Herz erfoderlich. Heutzutage gibt es aber gar zu viel Geistespöbel, der durch nichts geadelt werden kann; wie wäre es sonst möglich, und wie sollte man es sich erklären, daß Leute, die von Jugend auf das Schönste, Beste, was der menschliche Geist hervorgebracht, gelesen haben, gleichwol so niedrige unliberale Gesinnung haben? Vor der Erfindung der Buchdruckerei machten die Schriftsteller einen aristokra-

tischen Staat aus, der später zu einer Republik wurde, jetzt aber in pöbelhafte Anarchie ausgeartet ist. Und doch läßt sich wieder von keinem Volke mehr Gutes sagen als von dem deutschen, und keinem läßt man weniger Gerechtigkeit widerfahren. Wir sind z. B. das einzige Volk in Europa, das Weltbürgersinn hat, und das nicht, wie man so oft behauptet, aus Mangel an Nationalcharakter; sondern dieser Weltbürgersinn entspringt wirklich aus dem aufrichtigen, treuen, die Menschen liebenden und achtenden Herzen unsers Volkes."

Den Producten unserer jetzigen schönwissenschaftlichen Literatur gab er Schuld, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, alle an Lähmung des Wahrheitsgefühls, der moralischen Kraft und an Erkältung des Herzens durch Selbstsucht krank wären und ihre Leser krank machten. Das Sittlichschöne sei von den Verfassern, wo sie es darzustellen versuchten, nur mit der Einbildungskraft aufgefaßt und so wenig für die Kraft und die Fähigkeit wahrer Sittlichkeit berechnet, daß es einem welterfahrenen Mann kindisch und abgeschmackt erscheinen müsse. Alle diese Gespenster von Schicksal, Zufall, Mysticismus, Aberglaube, alle diese scheußlichen Schrecklarven, durch die man jetzt statt Rüh-

rung Grausen, statt Erhabenheit Entsetzen hervorzubringen sucht, haßte Klinger als abgeschmackt, mehr aber noch als Gift für die moralische Kraft. Diese blinde Abhängigkeit von dunkeln, alle Willensfreiheit zermalmenden Gewalten, die nur der Einbildungskraft Thätigkeit verstatten, den Geist lähmen und die Seelen ermatten, waren ihm ein Gräuel. „Zum Teufel", rief er einst, „wir Deutsche sind es doch wahrhaftig werth, daß unsere Dichter auf unsere moralische Kraft, auf unsere Tüchtigkeit zu wirken streben; aber wie wenige von unseren Schriftstellern zeigen noch Sinn für das wahrhaft Große im Menschen! Sie scheinen im Gegentheil nur bemüht, uns die wahre Ansicht der Dinge und des Lebens recht zum Ekel zu machen und die Kraft zu ersticken, mit der wir unsern sittlichen Zustand erkennen, veredeln und das ihm Widerstrebende bekämpfen können. Ich halte alle unsere neueren Dichter für nervenschwach; ihnen fehlt die Kraft, deren das wirkliche Leben bedarf; sie erschrecken davor und flüchten sich in das Gebiet gehaltloser Träume."

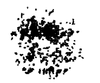
Die kränkelnde Empfindsamkeit und Empfindelei der Frauen erklärte Klinger gleichfalls für eine ihnen aus den Romanen angeflogene Krankheit.

Für ächte Weiblichkeit hatte er Ehrfurcht; aber er war überzeugt, daß diese nicht blos mit Muth und Kraft vereinbar sei, sondern er sah diese als von ihr unzertrennliche Bestandtheile an. In der Erziehung hielt er es für die Hauptsache, die Kinder, sowol in wissenschaftlicher als in moralischer Hinsicht, nicht über ihre Fähigkeit anzuspornen, und dies geschah nach seiner Meinung heutzutage vorzüglich bei den Frauen, deren Naturverhältnisse dadurch ganz aus dem Naturgleise gerückt worden sind. In unsrer neuern Poesie erscheint die Liebe fast immer als eine Leidenschaft, die in dem Manne, der von ihr ergriffen ist, Vernunft, Thätigkeit und Männerwürde verschlingt, und unsere Frauen werden durch diese Schilderungen dazu verführt, zu fodern, daß es für den Mann, der ihnen einmal gesagt hat, er liebe sie, nun nichts Höheres und Bedeutenderes in der Welt mehr geben solle als eben diese Liebe. Diese schwächliche Unnatur, die „Werther“ zuerst herbeigeführt hat, ist eine höchst verderbliche Krankheit unsrer Zeit und ein wahrer Fluch der in allen Ständen eingerissenen Romanleserei. Als dichterische Darstellung dieser Leidenschaft kann man manchen Roman bewundern, ohne deshalb seine sittliche Tendenz zu billigen. Unsere

deutschen Romane fand Klinger nun mehr als die Romane anderer Völker dazu geeignet, den Charakter unserer Jünglinge zu erschlaffen und die Köpfe unserer Mädchen zu verwirren, sodaß beide Das zu einem überspannten, romanhaften Spiele machen, was nach seiner Ansicht als eine ernste und wichtige Angelegenheit behandelt werden sollte. „Die Männer,“ sagte er, „sind auf der Welt, um Beweise ihres Verstandes und ihres Muthes zu geben, und ein unverschrobenes Weib kann nur den Mann achten, der dieses thut. Wie seelenkrank, niedergedrückt und jämmerlich muß der Mann sein, der in der Liebe eines Weibes Ersatz für Thätigkeit und Muth finden kann, und wie gehaltlos das Weib, welches es dem Manne zum Verdienst anrechnen kann, nur Ein Glück auf der Welt zu kennen, nämlich ihren Besitz. Bei alltäglichen Menschen werden durch diese Romanleserei alle einfachen, natürlichen Gefühle verzerrt und verdunkelt, und an deren Stelle tritt ein erkünstelter Kitzel der Phantasie und der Eitelkeit. Es kommt am Ende so weit, daß man sich schämt, auf eine vernünftige, sittliche Weise glücklich zu sein, und man hat mir von einer kleinen Residenzstadt in Deutschland erzählt, die als die Heimat unserer

größten Dichter jedem Deutschen theuer ist, wo alle vornehmen, gebildet sein wollenden Frauen von der Sucht, eine gewaltige Leidenschaft einzuflößen und wenigstens Einen Unglücklichen gemacht zu haben, der aber, wo möglich, ein Ausländer sein muß, so angesteckt sind, daß sie empfindlich werden würden, wenn man ihnen zutraute, an der Seite eines braven deutschen Mannes einfach und vernünftig glücklich zu sein. Nach ihrer Meinung können nur alltägliche Frauen sich durch solche alltägliche Verhältnisse befriedigt und beglückt fühlen. Was soll nun aber aus den Töchtern solcher Mütter werden?"

---



Flügel müssen aufwärts tragen,
Wurzeln müssen erdwärts schlagen,
Wenn der Mensch gedeihen soll.

Es war Nordeck lieb, daß die ersten Wochen seines Aufenthalts in Petersburg ihm Gelegenheit gaben, Klara vor ihrem Eintritt in die Welt mit der Stadt selbst und mit der Physiognomie des Landes und des Volkes bekannt machen zu können. Die Jahreszeit begünstigte ihn; denn so selten auch in Petersburg die ächte Volksthümlichkeit der Russen noch sichtbar wird, und je mehr sie von Jahr zu Jahr verschwindet, so bietet doch der Frühling und Sommer noch Gelegenheit dar, einigen Nationalfesten beiwohnen zu können, unter andern dem Sémik, das am ersten Sonntag nach Himmelfahrt in der Vorstadt Jemskoya, einem nur von Kaufleuten und Handwerkern bewohnten Stadttheil gefeiert wird. Der Anblick dieses Festes ist sehr überraschend. An den Ufern des Ligoffkanals versammelt sich eine Volksmenge von vielen Tausenden, und nie erscheint die Lustigkeit des russi-

schen Volkes, die ein hervorstechender Charakterzug desselben ist, so laut, so brausend als an diesem Tage, an dem die Mädchen und die jungen Witwen die Zukunft um das Schicksal ihrer Herzensangelegenheiten befragen. Dies geschieht, indem sie Blumenkränze in das Wasser werfen. Das Mädchen, dessen Kranz die Wellen sanft mit sich forttragen, darf hoffen, im Lauf des Jahres glücklich verheirathet zu werden; dagegen bleibt die unverheirathet, deren Blumengewinde sich löst oder in den Wellen versinket. Es ist interessant, den Ausdruck zu beobachten, mit dem die Blicke der Mädchen den Blumenkränzen folgen, an welche sie das Schicksal ihrer Liebe gebunden glauben. Die Gesänge der Jünglinge und Mädchen, der Jubel der Trinker, die munteren Tänze nach dem Klange der Balaleika, die malerischen Trachten der Bauern, die grünen Tannenzweige, mit denen der Schauplatz dieses Festes mannichfaltig ausgeschmückt ist, machen aus dem Ganzen ein reizendes, lebensvolles Gemälde, dessen Eindruck auf den sinnigen Zuschauer noch dadurch erhöht wird, daß der Schauplatz, wo dies Fest gefeiert wird, ein Kirchhof ist, und daß alle diese Tausende sich die Altäre ihrer Freuden auf den Gräbern ihrer Vorfahren errichten.

Graf Sivers und Baron Rehbinder begleiteten Nordeck und seine Gemahlin auf dieser Fahrt. Auf dem Rückwege äußerte der Erstere sein Bedauern, daß die russischen Volksfeste von Jahr zu Jahr sichtbar mehr von ihrem volksthümlichen Gepräge einbüßten. Die reichen Kaufleute, sagte er, haben schon fast alle die schöne, kleidsame und bequeme Tracht ihrer Vorfahren abgelegt, und man kann mit vieler Wahrscheinlichkeit den Augenblick im voraus berechnen, wo das russische Volk, wenigstens in Petersburg, seine Nationaltracht allgemein mit Frack und Oberrock vertauscht haben wird. Die Reichen und Vornehmen haben sich von diesem Feste, dem noch zu Katharina's Zeit Alle beiwohnten, gänzlich zurückgezogen; sie fangen an, eine Geringschätzung der Volksthümlichkeit zu zeigen und eine Grenze zwischen sich und den Gebräuchen ihrer Väter zu ziehen, die sie der Nachäffung ausländischer Sitte und Weise aufopfern.

Und doch, sagte Nordeck, sind unverkennbar in Ihrer Verfassung und im Volke selbst so viele Elemente, die keine völlige Verschmelzung mit dem übrigen Europa zulassen werden.

Sie haben Recht, antwortete Sivers, ob man gleich im Irrthum ist, wenn man im Auslande be-

hauptet, daß es in Rußland nur Herren und Skla-
ven gibt. Eine Art von Mittelstand füllt auch
hier den unermeßlichen Raum aus, welcher den
Menschen, der Alles darf, von dem sondert, der
Alles dulden muß, und die Regierung thut alles
Mögliche, um diesen Mittelstand zu vermehren und
ihn gesetzlich zu begründen. Schon Katharina sah
es ein, wie wichtig und nothwendig die Bildung
eines solchen Standes als Schutzwehr des Mon-
archen gegen die Aristokratie sei, und verordnete
durch eine Ukase, daß jeder Kronbauer, der Ver-
mögen genug besitze, um ein Gewerbe treiben zu
können, sein Dorf verlassen, sich eine Stadt zum
Wohnort erwählen und sich daselbst als Bürger
einschreiben lassen solle. Eine gleiche Befugniß ist
auch den Freigelassenen der Edelleute zugestanden,
und die Zahl dieser Bürger nimmt jährlich bedeu-
tend zu. Es ist eine merkwürdige Eigenthümlich-
keit unserer Verfassung, daß alle Gefahr, die sie
bedroht, einzig vom Adel ausgeht, und diesem
doch nicht, wie in den anderen europäischen Staa-
ten, eine persönliche Würde, ein bestimmter Rang
zusteht, sondern der Adelige diesen erst von der
Krone erhält, indem er in ihre Dienste tritt. Das
Volk ist so an die Form seiner Regierung gewöhnt,

daß es die Existenz eines Kaisers für ebenso nothwendig hält als die Existenz Gottes, und es für gleichen Frevel und für gleich unmöglich halten würde, daß Rußland ohne Kaiser als ohne Gott existiren könne. Zu einem Wechsel im Namen seiner Beherrscher ist es leicht zu verleiten; allein die Form seiner Regierung, der Titel eines Kaisers wird ihm noch Jahrhunderte lang heilig bleiben. Der russische Adel hat aber in seiner Gestaltung eine Eigenthümlichkeit, zu der sich in der Aristokratie anderer Länder kein Gegenstück findet; er ist ein Koloß, aber ein Koloß mit thönernen Füßen. Sie wissen, daß die militairische Rangordnung bei uns die Norm für alle Stände darbietet, sogar für die Damen, die am Hofe leben. Selbst die Ehrendamen der Kaiserin haben ihren bestimmten militairischen Rang, und so ist unser Adel gewissermaßen nur ein einziges großes Regiment. Jeder Adelige muß also, um einen Rang und um Zutritt am Hofe zu erhalten, in den Dienst der Krone treten, und diese Dienstpflichtigkeit läßt das Bewußtsein der persönlichen Ehre und Würde nicht aufkommen, das doch der Kern aller ächtadeligen Gesinnung ist. Der deutsche Edelmann z. B. hat ein Bewußtsein seines Standes, das ihm durch

nichts geraubt werden kann; in Armuth und Niedrigkeit versunken, bleibt ihm das Gefühl der Ebenbürtigkeit mit den Ersten seines Volkes. Dies Bewußtsein erscheint mir wie die Ahnung einer zartern, reinern Eigenthümlichkeit, welche unter der Hülle des äußern Lebens verborgen liegt, als die erste Blüte, die erste Spur der geistigen Persönlichkeit und des höhern Selbstbewußtseins, als das Princip des Ehrgefühls, sowol im einzelnen Menschen als in ganzen Völkern. Es gibt keine Ehre ohne Sittlichkeit; keine Sittlichkeit ohne Ehre; ihr Verlust verdirbt ein ganzes Volk, wie den einzelnen Stand und den einzelnen Menschen, und Ehre verliert man durch die Duldung einer ungesetzmäßigen Mishandlung. Für den Himmel und für sein inneres Leben bedarf der Mensch der Tugend; für seine Verhältnisse zu der bürgerlichen Gesellschaft der Ehre. Der Despotismus, der alle freie sittliche Kraft zu unterdrücken strebt und keine mächtige Natur im Guten wie im Bösen gewaltig emporwachsen läßt, bedarf des Princips der Ehre als einer Wurzel des staatsbürgerlichen Lebens nicht; zum Glück sind aber jetzt schon viele Völker, und unter diesen vorzugsweise die Deutschen, reicher an Geisteskräften, als das von der Politik

der Herrscher zugeschnittene Maß ihnen auszuüben vergönnen möchte, und eben dieser Reichthum läßt in Deutschland auf eine allmälige, ruhige und verständige Ausgleichung zwischen den Fürsten und ihren Völkern hoffen. Die russische Regierung ist aber leider in der traurigen Lage, die Blüte des Ehrgefühls in allen ihren Dienern durch eine unentfliehbare Nothwendigkeit wie Mehlthau selbst vergiften zu müssen, indem sie keinen derselben so besoldet, daß er als ehrlicher Mann von dem Betrag seiner Stelle leben kann. Die geheime Politik unserer Regierung erheischt dabei einen ununterbrochenen kleinen Krieg gegen den Adel, in dem der letztere stets den Kürzern zieht, weil eine unbezwingliche Neigung zur Verschwendung ihm mehr und mehr seine Unabhängigkeit von der Krone raubt. Fast alle unsere Großen geben mehr aus, als sie einnehmen; der Vater hinterläßt dem Sohne eine bedeutende Schuldenmasse; dieser vermehrt sie, da die Bedürfnisse des Luxus gemeinhin in demselben Verhältnisse größer werden, als sich die Mittel zu ihrer Befriedigung verringern; um den Ausfall zu decken, nimmt er seine Zuflucht zum Lombard, das der Kaiser Alexander in der wohlthätigen Absicht errichtete, seine Großen vor der

Raubsucht der Wucherer zu schützen. Die Krone leiht ihnen in dieser Anstalt Kapitale zu billigen Zinsen; doch nur selten werden diese von ihnen entrichtet; ihre Schuldenlast wächst von Jahr zu Jahr bis zu dem Augenblicke, wo das Grundstück, welches der Krone zur Hypothek dient, nach seinem ganzen Werthe an diese verfallen ist. Die Leibeigenen des Edelmannes werden nun Kronbauern, und diese Errichtung des Lombard, das ursprünglich nur eine Wohlthätigkeitsanstalt zum Besten des Adels war, hat durch diesen Gang der Dinge eine sehr große politische Wichtigkeit erhalten.

Im Weltlauf, sagte Rehbinder, modificirt sich das Gute so oft nach dem Bösen, daß es Einem wahrlich zur Herzstärkung gereicht, wenn sich, wie in diesem Fall, das Böse auch einmal zum Guten modificirt, und dies ist hier der Fall, da auf jedem andern Wege der Freilassung der Leibeigenen so große Hindernisse in dem Wege stehen. In dem europäischen Staatenleben steigert sich überhaupt jetzt Alles zu einer unglaublichen Thätigkeit; alle Verhältnisse desselben spinnen sich künstlicher und scharfsinniger aus; leider aber verfinstert sich dabei jeder höhere, edlere Zweck des Staatshaushaltes, und das Verhältniß des individuellen

Glückes zu dem Gedeihen des Ganzen erscheint mir oft wie ein qualvolles Räthsel. Ausgearbeitete, verfeinerte Thierheit, ein Herabziehen aller geistigen Thätigkeit zum fabrikmäßigen Maschinendienst für den Staat, darauf arbeitet Alles hin, und dies verfluchte Princip der Nützlichkeit siegt immer und überall, wo es sich doch zum Heil der Menschheit höheren Principien unterordnen sollte. Es scheint wirklich in der Staatskunst etwas Teuflisches zu liegen, das sich alle Kräfte und Erscheinungen der moralischen Welt unterthan zu machen sucht und nirgend die Spuren wohlwollender Güte verräth.

Verkündigt sich doch auch in der physischen Welt, antwortete Nordeck, die Macht des Weltenschöpfers oft im Zerstören und Verheeren, und doch bewahren wir den Glauben an seine Liebe, die sich uns in unserm Bewußtsein unmittelbar offenbart. Dürfen wir denn für die Stürme und Wetter der politischen Welt und der Staatengeschichte weniger Muth und Vertrauen zeigen? — Unsere Zeit hat freilich sehr dunkle Schattenseiten. Ehre, stille Berufstreue, Fleiß und Genügsamkeit sind vor dem vergiftenden Einfluß der Geldaristokratie unscheinbar geworden; der Einzelne geht unter, weil die

schöne, fromme Kunst des Entbehrens dem lebenden Menschengeschlechte verloren gegangen zu sein scheint; die Mehrzahl der jetzigen jungen Männer wird unter der Last schwerer Drangsale durchs Leben hingetrieben und fortgestoßen; aber doch müssen wir, wenn wir das vorübereilende Dasein einer Generation nach ihrem Beitrag zur Erreichung der höchsten Zwecke der Menschheit würdigen, unserer Zeit eine hohe, edle Bedeutung zugestehen. Selbst Das, was Sie, lieber Sivers, uns eben von dem leisen Entwickelungsgange dieses Reiches mitgetheilt haben, liefert einen Beweis, wie jedes politische, jedes religiöse System, das die Unterjochung der Menschheit bezweckt, doch vor den nie einzuschläfernden Geisteskräften des Menschen und vor der stillen Allmacht der Zeit, die

> Zu dem großen Bau der Ewigkeiten
> Zwar Sandkorn nur an Sandkorn reiht,
> Doch von der großen Schuld der Zeiten
> Minuten, Tage, Jahre streicht,

zerfallen und in sich selbst versinken muß.

Die Unterhaltung wandte sich wieder auf die Verhältnisse des russischen Adels zurück. Der Abstand, sagte Graf Sivers, der in Rußland die höheren Stände der Gesellschaft von allen Denen absondert, die nicht zu ihnen gehören, ist unermeß-

lich und wird vorzüglich durch die Erziehung unserer jungen Großen so schroff und unzugänglich erhalten. Man bewundert im Ausland oft die Leichtigkeit, mit der die Russen fremde Sprachen erlernen und sie ohne allen ausländischen Accent fertig reden; dies verdanken sie theils der russischen Sprache selbst, die in ihrer Lautbildung den Sprachorganen eine Biegsamkeit gibt, die ihnen die Schwierigkeit der Aussprache jeder andern Sprache zum leichten Spiel macht, theils ihrer Erziehung. Schon auf dem Arm ihrer Wärterinnen fangen sie an, französisch zu plappern, und so dient ihnen seit der frühsten Kindheit eine fremde Sprache zum Ausdruck ihrer Gedanken und Gefühle. Gemeinhin lernen sie auch Englisch und Deutsch; doch sprechen sie diese Sprachen nicht so allgemein, wie dies bei der französischen der Fall ist; ihre Erlernung ist nur ein Luxus der Erziehung, aber die französische Sprache ist ihnen ganz so geläufig und nothwendig wie ihre vaterländische. Die häusliche Erziehung, die früher allgemein Sitte war, fängt an aus der Mode zu kommen; es gibt jetzt in Petersburg mehrere Pensionsanstalten; aber alle sind von Ausländern errichtet: die Lehrer, welche die Kinder unterrichten, sind Ausländer, die Vor-

schriften, die ihnen beim Schreibunterricht vorgelegt werden, die Bücher, die sie lesen, die Gedanken, die man in ihnen zu erwecken sucht, die Kenntnisse, die man ihnen mittheilt, Alles ist in einer fremden Sprache ausgedrückt. Die Tendenz ihrer Bildung, Sprache, Sitten, Gefühle, Alles ist ausländisch. Kann nun in der Seele eines so erzogenen Knaben Liebe zum Vaterlande erblühen? kann er zu einem Russen aufwachsen? Sie finden in unseren ersten Familien viele Jünglinge und Mädchen, die fehlerfrei französisch, deutsch und englisch schreiben, aber außer Stande sind, einen russischen Brief aufzusetzen, ja kaum Russisch lesen können. Kann ein solches Abstreifen seines Volkes und seiner Sprache ohne den allernachtheiligsten Einfluß stattfinden? Die Regierung fühlt das auch! es ist im Plan, kaiserliche Erziehungsanstalten zu stiften, in welchen die Erziehung mit den Sitten, Gesetzen und Einrichtungen des Landes übereinstimmen soll, und dies ist höchst nothwendig, wenn Adel und Volk nicht durchaus mit einander zerfallen und sich nicht in Rußland ein Staat von Nichtrussen bilden soll. Es gibt sogar hohe Staatsbeamte, die ihre Verordnungen und Entscheidungen französisch niederschreiben und sie dann

durch ihre Secretaire ins Russische übersetzen lassen, und das sind keine Ausländer, sondern geborene Russen!

Gibt es denn aber noch in Europa ein Land, fragte Rehbinder bitter, auf dessen Jugend man mit der Hoffnung blicken dürfte, daß in ihr ein edleres und tüchtigeres Geschlecht erwachsen wird? So einseitig und beschränkt uns auch in der Idee das Leben eines Menschen erscheint, der am Schluß des siebenjährigen Krieges geboren und im Jahr 1789 gestorben wäre und so einen Zeitraum durchlebt hätte, der so leer an großen Begebenheiten, so wenig an- und aufregend, so lähmend, so philisterartig war, daß Einem fröstelt, wenn man darauf zurückblickt, so erzog jene Zeit doch kräftigere Menschen als die unsrige, die das ganze lebende Geschlecht mit Sturmesgewalt in die Wirbel ungeheurer Ereignisse hineingerissen hat. Jene Zeit war ein Winterschlaf, aus dem Alles wie verjüngt erwachte; die unsrige hat ein Geschlecht von leidenschaftlichen Schwächlingen hervorgerufen, die ebenso reizbar als schlaff und nichtig eine Leiter emporzuklimmen suchen, deren unterste Sprossen der Teufel durchsägt hat. Alles Veraltete muß endlich in sich selbst zusammenstürzen, das ist klar; aber

zu einem neuen Bau sind die gehörigen Materialien nicht da, und immer zahlreicher wird die kraftlose, üppige Race, die aus willenlosen Schlafmützen, Verrückten, Schwätzern, lüsternen Genies und entnervten Wüstlingen besteht: Alle, einzeln genommen, so erbärmlich, und doch können sie sich durch einen Gährungsproceß, den keine Macht vorherzusehen, keine zu hindern vermag, leicht in Giganten umgestalten. Wehe, wenn dann kein Jupiter vorhanden ist, der sie zu bändigen Kraft hat! Bajonnette sind dazu nicht hinreichend. Wehe, wenn unsere Zeit dazu bestimmt sein sollte, sich in einem Blut- und Thränenbad die verlorene Würde und Kraft wiedergewinnen zu müssen!

Das ist das Loos auf Erden,
Das wir der Liebe aufbewahret sehen:
Gebrochen muß der Baum vom Sturme werden,
Und wird er's nicht, so schau'n wir bald entstellet
Vertrocknet, laublos seine Wipfel stehen!
Vergessen und Vergehen!
Das ist ihr Ende! Steht sie voll in Aehren,
Kommt sie der Tod zu mäh'n; wo nicht, zerstäubet
Sie allgemach, daß kaum die Hülse bleibet —
Und dieser Rausch, Wahnsinn so lang' er währet,
Durch eures Blutes Wallungen genähret,
Der, wenn er nicht mehr wächst, auch schon geendet,
Der, meint ihr, sei des Lebens höchste Krone? —

Zedlitz.

Ein anderes Volksfest, zu dem Nordeck seine junge Gattin führte, war das der Brautschau im großen Sommergarten, das am zweiten Pfingsttage gefeiert wird. Dieser Garten, am diesseitigen Ufer der Newa, dessen Hintergrund der Michalow'sche Palast, der wie ein schauerliches Mausoleum emporragt, bildet, besteht nur aus einigen Alleen, die mit sehr schlechten Bildsäulen und Büsten verziert sind. Seine Dunkelheit hat keine Frische; seine Schönheit und seine Pracht besteht in dem eisernen Gitter, welches nach der Newa hin seine Einfassung bildet. Ein Engländer, der zu Wasser in Petersburg ankam und in der Gegend des Sommergartens ans Land stieg, fand es so unvergleich-

lich und unübertrefflich schön, daß er sich sogleich wieder einschiffte, überzeugt, es könne in Petersburg nichts geben, das nach diesem Gitter mit seinen sechsunddreißig Granitsäulen noch gesehen zu werden verdiene.

In diesem Garten versammeln sich an dem schon erwähnten Tage alle russische Kaufleute mit ihren Familien. Frauen und Mädchen erscheinen im größten Putze, reich mit Juwelen und Perlen geschmückt; hochroth geschminkt sitzen sie zu beiden Seiten der Hauptallee in langen Reihen. Die jungen Männer gehen langsam und ernst durch sie hin, sie mit prüfendem Blick musternd, und wenn ihre Wahl getroffen ist, wenden sie sich an eine jener Frauen, deren Geschäft es ist, diese Heirathen einzuleiten und abzuschließen. Haben sie nun von dieser Auskunft über die Familienverhältnisse und das Vermögen des Mädchens erhalten, so werben sie dann durch die Vermittelung dieser Frau um dasselbe.

Die Häßlichkeit der Russinnen fiel Klara auf; sie bat ihre Begleiter, ihr doch ein hübsches Gesicht auffinden zu helfen, aber es gelang ihnen nicht; unter dieser großen Menge von jungen Mädchen auch nur eines zu entdecken, das für mehr

als leidlich gelten konnte. Dagegen zeichneten sich die Männer fast durchgängig durch die Schönheit ihres Wuchses aus.

Fast alle diese Ehen, sagte Rehbinder, als man sich am Abend um Klara's Theetisch versammelte, werden ohne Liebe geschlossen, und ich habe mich oft gefragt, ob die Liebe, im höhern Sinn des Wortes, wirklich ein Naturgefühl oder nur ein erkünsteltes Product unserer Verfeinerung ist.

Auf jeden Fall muß man doch annehmen, erwiderte Graf Sivers, daß die Veredlung des Naturtriebes zur Liebe durch die Perfectibilität des Menschen und in dieser begründet ist. Wir können sie daher kein erkünsteltes Product gesellschaftlicher Verhältnisse nennen, sondern wir müssen sie als die schönste Blüte seiner geistigen und sittlichen Entwickelung ehren.

Um diese Poesie der Liebe ist es doch ein sehr misliches Ding, sagte Graf Zeltern, ein geistreicher Weltmann, der mit an der Spitze des diplomatischen Corps in Petersburg stand, und man könnte wol gegen sie die Unwillkürlichkeit geltend machen, die uns zu Sklaven eines Eindruckes macht, dessen Ursprung sich in ein geheimnißvolles Dunkel verliert. Wäre die Liebe wirklich so erhabener Art,

wie die Dichter preisen, so müßte ihr die Anerkennung, die Empfindung geistiger Schönheit zum Grunde liegen; man kann aber nie Rechenschaft ablegen, warum man liebt. Wir haben aber wol Alle die Thorheit begangen und begehen sie noch, uns selbst mit der Liebe zum Narren zu haben. Wohl Dem, der in dem Gott der Liebe nur ein muthwilliges Kind sieht, das mit den Grazien tändelt, und nicht den Götterjüngling, der im Götterrath Sitz und Stimme hat.

Als ernstes Schicksal betrachtet, sagte Baron Maltzahn, ein junger Deutscher, den Nordeck oft und gern in seinem Hause sah, wirft sie freilich oft einen dunkeln Schatten auf das ganze Leben; um sich aber mit ihr auszusöhnen, braucht man sich nur zu fragen, was die Jugend, was unser ganzes Dasein sein würde, ohne die beseelende Weihe dieses geheimnißvollen, mächtigen Gefühls? In dieser Frage liegt die Versöhnung mit ihrem Schmerz und verschatte er auch ein ganzes Erdenleben.

Wenn nur für unser inneres Leben der Augenblick nicht so furchtbar wäre, fiel Rehbinder ein, in welchem wir dies Gefühl, das wir als ein Band zwischen Himmel und Erde heilig hielten,

tiefsten Schmerzen das Herz noch erfrischen. Wehe aber, wenn das Schicksal auch diese Schmerzen uns nimmt. La vie de l'âme est anéantie, sitôt qu'elle n'aime plus rien! — Sie, Graf Zeltern, machen der Liebe einen Vorwurf daraus, daß der Gegenstand, der sie uns einflößt, keiner geistigen Vorzüge bedarf, um Eindruck auf uns zu machen, und mir erscheint das gerade als eine Beglaubigung ihres höhern Ursprungs. Die Befriedigung unsers Herzens verbreitet eine so große Fülle von Glück über unser ganzes Wesen, daß wir, berauscht davon, es nicht vermissen, wenn der Verstand unbefriedigt bleibt. Nicht so im umgekehrten Falle. Auch bei den vollkommensten Genüssen des Verstandes bleiben wir noch immer nüchtern genug, um die Leere unsers Herzens und mit ihr jene Sehnsucht zu empfinden, die uns dem Ewigen zuführt.

Wenn wir, nahm Nordeck das Wort, schon in der frischen seligen Jugendzeit, in der Blütenperiode der ersten, begeisternden Liebe zu der völligen Entwickelung unserer intellectuellen und moralischen Kraft gelangen könnten, so würde es wirklich in unserer spätern Lebenszeit keinen Ersatz für den Verlust dieses Jugendglückes geben. Es ist aber

Naturgesetz, daß Blüten fallen müssen, wo Früchte sich entwickeln und reifen sollen.

So ernst, sagte Lafare, ein Attaché der französischen Gesandtschaft, ist mir die Liebe nie erschienen; sie scheint mir auch einem Spiel zu gleichen, das um so unterhaltender ist, je weniger man darüber nachdenkt, was man eigentlich treibt.

Sie reden damit, erwiderte die Polin, der Nichtigkeit das Wort, die gegen die Schmerzen der Liebe schützt wie das Fieber gegen Ansteckung der Blattern.

Gewiß nicht, gnädige Frau, antwortete der Franzose. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten, und so oft ich es mir auch vorpredige und es mir fest einzureden suche, daß man die Liebe nicht als eine ernste Angelegenheit betrachten, sondern hübsch besonnen bleiben und es von den Verhältnissen bestimmen lassen muß, welchen Einfluß auf Glück und Zukunft man ihr anvertrauen darf, so erinnern mich diese Predigten nur zu oft gegen meinen Willen an das indische Sprichwort, das mit meiner innersten Natur im Widerspruch steht: „Sitzen ist besser als stehen, liegen besser als sitzen, doch das Allerbeste ist die Ruhe im Grabe!“

Alle lachten. Die Gefahr der Liebe als Leidenschaft, sagte Sivers, liegt freilich in den Fehltritten, zu denen sie uns nur zu leicht verleitet. Die gewaltige Naturmacht und Naturkraft, mit der sie uns gewissermaßen von der bürgerlichen Gesellschaft losreißt und die Welt für uns in einem Einzelwesen concentrirt, macht sie so gefährlich. Wäre dies nicht zu fürchten, so dürfte man ihren Schmerz nicht scheuen, denn auch der heftigste ist noch schön als erhöhtes Lebensgefühl. Leidenschaftslose Ruhe gilt der Jugend nur für Lebensfristung, nicht für Lebensgenuß. Wer aber von den Klippen, Gefahren und Abgründen des menschlichen Daseins redet, ohne je in der eignen Brust die Gewalt dieser mächtigsten aller Leidenschaften empfunden zu haben, gleicht einem Manne, der die Gefahren einer Seefahrt beschreibt, ohne je das Meer erblickt zu haben.

Die Natur selbst, setzte Rehbinder hinzu, hat aber der Allgewalt dieser Leidenschaft sehr weise ein Gegengewicht gegeben, indem sie sie vergänglich machte. Alle andere Leidenschaften wurzeln mit der Zeit tiefer in unser Gemüth ein; jede Befriedigung ihres Strebens führt ihnen frischen Lebenssaft, üppigeres Emporschießen zu; die Liebe

allein ist flüchtig und erstirbt im Genuß ihres Glückes.

Es ist aber doch so schön an der Liebe, nahm Karl von Kügelgen das Wort, daß sie auf die Dürftigkeit des irdischen Lebens den Himmelsglanz eines höhern Daseins wirft, und gewiß, es ist keine nichtige Täuschung, wenn dieses, von ihrem Zauber angeglüht, uns erst in seiner wahren Bedeutung klar wird. Die Liebe entwickelt und bereichert den tiefern Sinn, das Schöne, Wahre und Ewige im Vergänglichen zu erkennen und zu empfinden; sie ist die Lebenskraft der edelsten Naturen und ein Mann, der nie wahrhaft geliebt hat, kann, wie mich dünkt, so wenig ein wahrhaft großer Mann sein, wie der Künstler, in dessen Seele kein Ideal lebt, ein Künstler genannt zu werden verdient.

Das sind, fuhr Klinger auf, die modischen, neuromantischen Lobpreisungen der Liebe, die das einfachste und schweigsamste aller Naturgefühle zu einem wunderlich aufgeputzten Popanz machen. Alle diese geträumte geistige Herrlichkeit der Liebe ist mehrentheils nur ein kaltes Wetterleuchten. Nach den Begriffen dieser Romantiker ist Alles, was sich im Leben ohne Liebe zu einem weiblichen We-

sen erstreben läßt, nicht des Erstrebens und des Besitzes werth, und solche Schwächlinge ahnen nicht einmal, wie tief sie dadurch die Bestimmung des Mannes herabwürdigen, deren Zweck weit über die Sphäre des irdischen Glückes, weit über den Besitz eines Weibes hinaus erhaben ist. Entwickelung unserer intellectuellen Kraft, tapferer Kampf gegen alles Unwürdige in und außer uns, freies, ungehemmtes geistiges Leben, schweigendes Ausstreuen des Guten, das ist das Glück, das der Mann erstreben soll. Der Besitz eines Weibes muß ihm nur eine Zugabe sein: der Lohn seines Strebens nie das Ziel desselben.

Und doch, erwiderte Graf Zeltern, gründet sich dies von Ihnen gerühmte antik-classische Glück nur auf Liebe; freilich aber auf eine Liebe, die man von jedem Vorwurf der Vergänglichkeit und von dem Verdacht romantischer Schwärmerei freisprechen muß, da sie mit jedem Jahre unsers Lebens sich fester und fester in unser ganzes Sein verzweigt und uns mit der Wirklichkeit der Dinge immer inniger befreundet: nämlich auf die Liebe zu uns selbst. Diese ist die unzerstörbare Centralkraft der physischen und moralischen Welt, und die Natur hat ihr die mächtigsten Räder im Getriebe

unsers Daseins anvertraut. Diese Liebe zu unserm eignen Ich ist nicht allein die beglückendste Liebe, sondern auch diejenige, die auf unsere Verhältnisse zu anderen Menschen den wohlthätigsten Einfluß hat. Nicht die Welt, die Selbstliebe ist der Schleifstein, an dem sich die rauhen Ecken unsers Charakters abschleifen, weil ihre Schärfe uns sonst selbst nachtheilig werden würde. Der Mensch wird Alles müde; nur nicht, sich selbst zu lieben. Auf dies Gesetz der zärtlichsten, unvergänglichsten Selbstliebe hat die Natur das Gebäude aller menschlichen Verhältnisse gegründet, und wer die Treue als eine unserer edelsten sittlichen Eigenschaften preist, muß auch der Selbstliebe Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn wer liebt so treu, wer bleibt so ununterbrochen verliebt, wer ist so unerschöpflich an zarten Aufmerksamkeiten, wer entschuldigt und beschönigt so alle Fehler, wer erkennt und rühmt so alles Gute, als der Egoist, seinem eignen, geliebten Ich gegenüber, das ihm in keinem Augenblicke seines Lebens aus dem Sinne kommt?

Alle lachten und meinten, er sei vorzugsweise fähig, die Freuden der Selbstliebe zu preisen. Es läßt sich leicht beweisen, fuhr er fort, daß alle

geistige Freuden der Liebe zu einem andern Wesen nur die Selbstliebe zum Ursprung haben. Der größte Reiz eines Herzensverhältnisses besteht darin, daß wir uns von der Geliebten weit über all unser Verdienst und Würdigkeit hinaus gelobt, gepriesen, bewundert, uns allen Anderen vorgezogen fühlen, und daß wir mit Niemand als mit ihr so viel von unserm eignen Ich reden können. Jede andere Liebe ist daher eigentlich auch nur ein schwacher Abglanz dieser unvergänglichen Selbstliebe. Und dabei nun die Bescheidenheit, mit der man sich gemeinhin an einer ziemlich oberflächlichen Bekanntschaft mit sich selbst genügen läßt. Man redet freilich gern von sich selbst, aber nur Wenige können und mögen über sich mit sich selbst, geschweige denn gar mit Anderen reden. Selbst Napoleon hat dies Letztere zu thun vermieden, und doch ist beides ebenso weit von einander unterschieden, wie über sich selbst brüten und über sich selbst denken. Mit sich selbst geht man daher auch so schonend, so nachsichtig, so verbindlich um, wie mit keinem Andern; und wie gefällig und liebevoll weiß man sich nicht über die schwierigen Punkte durch die feinsten Sophismen da noch hinwegzuhelfen, wo man mit der gewöhnlichen

Art des Selbstbetruges nicht mehr ausreicht! Könnte man sich doch selbst heirathen: dann gäbe es keine treulosen Gatten, keine Scheidung, keine unglückliche Ehe! —

Auch hier
Wird zehnmal mehr gesprochen als gedacht
Und zehnmal mehr gedacht doch als gefühlt.
Man kommt zusammen, höflich sich zu grüßen,
Und kehrt um keine Sylbe reicher heim
Aus lärmender in stille Einsamkeit.

Mit dem Herbst kam die Zeit, wo Klara in die Gesellschaft eingeführt werden sollte. Die Gemahlin des preußischen Gesandten machte mit ihr die erfoderlichen Besuche und die erste Einladung, die sie erhielt, war die zu einem Ball bei dem französischen Gesandten.

Das Herz schlug ihr gewaltig, als sie in den Saal trat; aber ihre Befangenheit war frei von aller linkischen Verlegenheit und erhöhte nur den jugendlichen Liebreiz der Schönheit, die sie vor den meisten der anwesenden Frauen auszeichnete. Es fehlt in unseren Salons nie an schönen, anmuthigen Gestalten, allein jugendlich reizend erscheinen sie selten, weil nichts so frühreif macht, so den Schein einer mit Jugendlichkeit unvereinbaren Welterfahrung gibt als Gefallsucht. Von dieser war Klara noch ganz frei, und ihre Befangenheit hatte den

Zauber lieblicher Kindlichkeit und holdseliger rein weiblicher Anmuth.

Der Zufall wies Klara den Platz zwischen zwei ihr unbekannten Damen an, von denen die eine ihr den Rücken wandte, weil sie angelegentlich bemüht war, einen jungen Mann zu unterhalten, der hinter ihrem Stuhle stand und trotz ihrer Bemühung sehr gelangweilt aussah. Die andere war mit ihrer Nachbarin in ein lebhaftes Gespräch verflochten, das sie aber nicht abhielt, sich gegen Klara so freundlich zu verneigen, daß es dieser Muth machte, sich nach ihrer Seite zu wenden, um an der Unterredung Theil zu nehmen. Diese betraf das ungeheure Glück, das die Fürstin Subov gestern Abend im Boston gehabt hatte; sie hatte dreizehn Stiche mit Schlemm sur table angesagt. Diese erstaunenswürdige Begebenheit wurde von den beiden Damen mit einem Antheil und einer Lebendigkeit besprochen, die Klara um so mehr befremdete, da sie keine Karte kannte.

Ihre andere Nachbarin stand jetzt auf, und Klara fühlte sich erleichtert, als Frau von Korsakow auf sie zukam und den an ihrer Seite leer gewordenen Platz einnahm. Einige mit dieser bekannte Herren näherten sich und fanden keinen bes-

sern Stoff zur Unterhaltung, als daß sie sich mit Frau von Korsakow in das Gebiet der Tages=neuigkeiten und der Lästerchronik der Anwesenden vertieften. Zu Klara's großer Freude begann der Tanz. Baron Rehbinder, dem sie den ersten Walzer zugesagt hatte, kam, sie zu holen, und neugierig, den Eindruck kennen zu lernen, den die Gesellschaft auf sie mache, befragte er sie nach Ende des Tanzes darum.

Ich habe mir, antwortete sie, eine solche große Gesellschaft viel hübscher gedacht und viel vergnügter. Fast alle Anwesende sehen gelangweilt aus; Keiner scheint den Andern mit Interesse aufzusuchen; die Mehrsten gehen an einander vorbei, als wenn sie sich gar nichts zu sagen wüßten, und gewiß, ich hätte nicht geglaubt, daß sich von allen Menschen in Petersburg so viel Böses sagen ließe, als ich schon in Zeit von einer halben Stunde von den hier Anwesenden habe sagen hören.

In der lebendigen Theilnahme, erwiderte Rehbinder, mit der die Menschen das Böse, und der Lauheit, mit der sie Gutes von Jemanden erzählen hören, scheint freilich eine ernste Anklage gegen die menschliche Natur begründet zu sein; aber die Sache ist bei weitem nicht so schlimm, als sie aus=

sieht. Sie liegt darin, daß das Böse mehr auf die Einbildungskraft wirkt als das Gute, und daß in der Schwatzhaftigkeit an sich selbst ein Genuß liegt, der von der aufgeregten Einbildungskraft mehr Befriedigung erhält, als sie uns das stille Gefallen am Guten zu gewähren vermag.

Soll das eine Rechtfertigung sein? fragte Klara lächelnd.

Nein, es soll nur beweisen, daß der Hang zur Medisance nicht aus der Bösartigkeit der menschlichen Natur entspringt.

Der Baron ist ein guter Advocat in einer schlechten Sache, sagte Sivers, der neben ihnen stand. Die Medisance erscheint mir, auch in ihrer geistreichsten Form, immer nur als ein unwillkürliches Geständniß, daß man froh ist, eine an sich selbst gemachte Erfahrung durch fremden Unwerth bestätigt zu sehen und, davon überrascht, durch sie ein Bekenntniß der eignen Schlechtigkeit ablegt, die sich der Mitgenossenschaft erfreut.

Eine hübsche junge Frau, die nicht weit von Klara mit einer andern Dame auf vertraulich herzliche Weise zu reden schien, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich; Klara's Auge ruhte mit Wohlgefallen auf Zügen, die ebenso viel Wohlwollen als Theil-

nahme auszudrücken schienen, und sie freuete sich, als sie, nachdem sich jene Dame entfernt hatte, auf sie zukam. Mein Gott, sagte sie zu Rehbinder, wie hat mich die gute Jesimowski gelangweilt! ich bin ganz erschöpft! Denken Sie, Baron, ich habe den allervollständigsten Bericht von der Krankheit ihres kleinen Jungen anhören müssen! sie hat mich auch nicht mit einem Pulver, einer Mixtur verschont! Ich fing schon an, mich für eine Krankenwärterin zu halten und bin noch wie betäubt von all diesem Geträtsch. Sie ist eine recht brave Frau und gehört zu meinen liebsten Freundinnen, aber man kann nicht geschwätziger und langweiliger sein als sie. — Kommt da nicht ihr Mann gegangen? — ich kann ihm nicht mehr ausweichen — nun geht mein Leiden noch einmal von neuem wieder an! —

Hier wandte sie sich um, und mit dem Ausdruck der herzlichsten Theilnahme, der freundschaftlichsten Besorgniß redete sie Herrn von Jesimowski an und fragte angelegentlich nach dem kranken Kinde. Klara seufzte leise; die Falschheit der hübschen Frau that ihr so wehe. Jetzt aber trat eine auffallend gepützte, hochroth geschminkte Dame zu ihnen, deren Gesicht trotz aller angewandten Toi-

lettenkünste ein wenigstens funfzigjähriges Alter nicht verläugnen konnte. Wie geht es zu, fragte sie Frau von Korsakow, daß die Gräfin Wolowitsch nicht hier ist? sie fehlt doch sonst auf keinem Balle. Sollte sie wirklich zu der Erkenntniß gekommen sein, daß in ihrem Alter diese Sucht, noch alle Vergnügungen, alle Moden mitzumachen, höchst lächerlich ist? In unseren Jahren, liebste Korsakow, will man das Leben genießen und ist zu Ansprüchen an seine Freuden berechtigt; aber in dem Alter der Gräfin Wolowitsch und mit einer Figur wie die ihrige macht man sich dadurch ebenso lästig als lächerlich.

Gestehen Sie, meine Gnädige, rief hier Graf Sivers lächelnd, daß die Damen unsers Standes sich doch eines köstlichen, ganz unschätzbaren Vorzuges vor allen Prinzessinnen und Monarchinnen Europas erfreuen: die Kalender offenbaren unerbittlich auf Tag und Stunde das Alter einer Fürstin; jede andere Dame aber, Gott sei Dank! —

Die Dame wartete den Schluß seiner Rede nicht ab; sie kehrte sich von ihm weg und verlor sich unter der Menge.

Himmel! was gibt es hier für seltsame Menschen, dachte Klara, und wie werde ich mich an

den Umgang mit ihnen gewöhnen können! Sie tanzte noch einige Tänze; doch des Tanzes, des Geräusches, der hellen Erleuchtung gleich ungewohnt, fühlte sie sich bald ermüdet und bat Nordeck, mit ihr nach Hause zu fahren. Sie waren im Begriff, sich zu entfernen, als die Flügelthüren des Saals aufgerissen wurden und die Bedienten die Ankunft der Fürstin *** meldeten. Eine ältliche Frau trat am Arm eines jungen stattlichen Gardeofficiers ein. Verzeihen Sie, sagte sie zu dem Herrn des Hauses, der ihr entgegentrat, um sie zu bewillkommnen, daß ich so spät komme; aber Feodor Gregorowitsch (so hieß ihr Begleiter) hat es nicht anders gewollt; er ist nun einmal ein verzogenes Kind, dem ich in Allem seinen Willen thun muß.

Klara hatte den Namen, den die Fürstin als Witwe eines der berühmtesten Feldherren des russischen Reiches trug, nicht ohne Ehrfurcht nennen hören. Die Witwe eines solchen Helden, wie rührend, wie großartig und würdig dachte sie sich diese in ihrer unvergänglichen Trauer! Unschuldig wandte sie sich jetzt zu einer ihr nahestehenden Dame; ich wußte nicht, sagte sie, daß der Fürst einen Sohn hinterlassen hat.

Diese lachte hell auf. Er ist kinderlos gestorben, antwortete sie; dieser junge Officier ist seit acht Tagen der Liebhaber der Fürstin, die ihre Günstlinge hoch besoldet, aber auch alle Monate mit ihnen wechselt.

Von einem innern Schauder ergriffen, faßte Klara den Arm ihres Gemahls und eilte aus dem Saal. O Nordeck, rief sie, als sie neben ihm allein im Wagen saß, in welche Welt hast du mich heute eingeführt! — Sie theilte ihm nun Alles mit, was sie im Lauf des Abends gehört und gesehen hatte, und sprach es aus, wie sie sich durch die Frechheit, mit der die Fürstin ihr Verhältniß zu dem jungen Officier geflissentlich zur Schau getragen hatte, empört fühlte. Wie kann nur, fragte sie, der Gesandte die ganze von ihm eingeladene Gesellschaft so beleidigen, daß er eine Frau von so schlechtem Rufe, von so anstößigem Betragen zu sich bittet? Es findet ja kein Zweifel statt, daß sie die tiefste Verachtung verdient, und man sollte doch in einem solchen Hause sicher sein, nicht mit Frauen ihrer Art zusammenzutreffen.

Diese sorglose Gleichgültigkeit gegen den sittlichen Unwerth der Personen, mit denen man umgeht, antwortete ihr Nordeck, ist eine der dunkeln

Schattenseiten des geselligen Lebens unserer vornehmen Kreise. Als ein einfacher Bürger kann ich mein Haus bewahren, meine Frau, meine Tochter, meine Schwester vor dem Umgange mit den Verworfenen ihres Geschlechtes schützen und ihnen den Anblick des Lasters entziehen; als vornehmer Mann kann ich es nicht. Ich wüßte keine Infamie, die, so lange sie nicht die Strafe des Gesetzes nach sich gezogen hat, den Zutritt zu den vornehmsten Kreisen erschweren könnte. In der heutigen Gesellschaft war z. B. ein Mann, auf dessen Gewissen siebzehn gerichtlich erwiesene Mordthaten lasten, die er als Gouverneur einer asiatischen Provinz begangen hat; aber er ist sehr reich, und so hängt das Schwert des Damokles freilich über seinem Haupte, aber es trifft ihn nicht. Wir Vornehmen sind in dieser Hinsicht die Sklaven unserer Verhältnisse, und ich werde es nicht vermeiden können, die Fürstin auch zu uns einzuladen, bei Gelegenheiten, wo Etikette und Convenienz uns allein in der Wahl unserer Gäste leiten dürfen. Die Geselligkeit der höheren Stände wird durchaus durch kein geistiges Interesse veredelt; man hascht in unseren Salons mit einer wahrhaft krankhaften Gier nach Zerstreuung und Vergnügen und ist in der Wahl

der Mittel zur Erreichung dieses Zweckes durchaus nicht schwierig. Die Fürstin ist bei weitem nicht die einzige Frau in diesem Kreise, die deine Verachtung verdient. So lange eine vornehme Frau ein Haus ausmacht, so lange sie bedeutende Connexionen hat und den Leuten gut zu essen gibt, wird man sie zwar hinter ihrem Rücken geißeln, aber nichtsdestoweniger ihre Einladungen annehmen und sie erwidern, während die achtungswürdigsten Frauen, wenn sie nicht jung, reich und schön sind, in der Gesellschaft übersehen und bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt werden. In der Natur der Frivolität liegt eine Abneigung gegen die Tugend, wie in der Albernheit die Scheu vor der Verständigkeit. Das Gefährliche unserer gesellschaftlichen Sitten liegt aber nicht sowol in diesem unvermeidlichen Umgange mit gefallenen Frauen und sittenlosen Männern als in der Liebenswürdigkeit, in die sich das Laster oft einzuhüllen versteht. Selbst ein reiner Sinn läuft Gefahr, sich dadurch täuschen zu lassen, und die Unschuld hat auf diesem glatten Boden keinen sichernden Schutzengel, wenn sie nicht eine aus religiösem Gefühl entspringende Festigkeit der Grundsätze besitzt. Die Fügsamkeit, der Mangel an selbständiger Willens-

kraft, die man irrigerweise so oft als die Grundzüge liebenswürdiger Weiblichkeit preiset, sind gemeinhin nur Charakterlosigkeit und geistesarme Schwäche. Wer sich aber feste Grundsätze bildet, mögen sie nun im Geist oder im Gemüth ihre Wurzeln schlagen, der wird auch das Bedürfniß fühlen, ihnen und in ihnen seinem Charakter treu zu bleiben und ihn, unabhängig von äußeren Einflüssen, rein zu bewahren. Nie kann eine Frau in der Gesellschaft zu glänzen wünschen, nie auf ihren Beifall Anspruch machen, ohne ihrer Macht zu verfallen und sich gezwungen zu fühlen, ihr sklavisch dienen zu müssen. Welcher schöne Friede, welche beglückende Harmonie des Daseins lohnt dagegen die Frau, die ihr Glück an die unwandelbaren Grundsätze der Tugend und der Pflicht gebunden hat und alle ihre Gesinnungen und Gedanken nur einem Zweck zuwendet! Sie sammelt gleichsam alle Strahlen ihres Wesens in einem Punkt, dessen Licht ihr dann in jedem Sinne zum sichern Führer wird.

---

Der Kaiserkrone Glanz, der ihm beschieden,
Er kaufte sie zu allzu hohem Werthe:
Sie ward bezahlt mit seines Lebens Frieden!
Zedlitz.

Am Abend des Tages, an dem die Gräfin Nordeck bei Hofe vorgestellt worden war, versammelte sich in ihrem Zimmer ein kleiner Kreis der vertrautesten Freunde des Hauses, und das Gespräch fiel natürlich auf den Eindruck, den die Persönlichkeit des Kaisers und der beiden Kaiserinnen auf Klara gemacht hatte. Die Kaiserin Mutter, sagte sie, ist mir als ein ehrfurchtgebietendes Bild kaiserlicher Hoheit und weiblicher Würde erschienen; die junge Kaiserin wie ein auf die Erde verwiesener Engel, und den Kaiser konnte ich nicht anblicken, ohne daß mir die Thränen in die Augen traten. Er ist so schön, so liebenswürdig — der Hochgestellteste aller Sterblichen; und doch kam er mir so leidend, so unglücklich vor! —

Klinger, der den Kaiser von seiner Geburt an geliebt, beobachtet, bewundert und an ihn alle Hoffnungen seiner großen Seele und seines warmen

Herzens für das Wohl der Menschheit geknüpft hatte, fühlte sich von Klara's Worten tief ergriffen. Bei seltner Geistesklarheit und Besonnenheit war Klinger doch ein glühender Schwärmer für Wahrheit, Recht und Menschenwohl und ist es bis zu seinem letzten Athemzuge geblieben. Je giftiger sich durch Vieles, was er sah, hörte und erlebte, die Gestalten entarteter Menschheit in seine Seele ätzten, desto inniger umfaßte seine Liebe, seine Begeisterung den Mann, von dem er hoffte, daß er für die Menschheit einen neuen, herrlichen Morgen heraufführen würde. Auch von Napoleon hatte Klinger im Beginn seiner Laufbahn viel erwartet; aber dieser verdunkelte bald selbst in sich das glänzendste Gestirn, das im Laufe von Jahrtausenden aus dem dunkeln Schoos der Menschheit hervorgegangen war und sich aus eignem Lichtstoffe gebildet hatte. Alexander's reiner, milder Glanz verblich dagegen an einer Nothwendigkeit, der er als Beherrscher Rußlands nicht entweichen konnte, und die ihn zu der tragischsten Gestalt in den Annalen der Weltgeschichte macht. Er, der größte Monarch seiner Zeit, starb ruhmgekrönt langsam, in der Blüte seiner männlichen Jahre, am gebrochenen Herzen, an verlorner Zu-

versicht zu der sittlichen Würde des Menschen. Auf dem glänzendsten Throne der Welt war er der elendste, unglücklichste und beweinenswertheste aller Menschen!

Klinger wußte um dies traurige Geheimniß seines Unglücks, und es ergriff ihn tief, daß Klara's reiner Kindessinn es in der Ahnung erfaßt hatte. Von dem Gespräch der versammelten Freunde an diesem Abend sei es uns vergönnt, dem Leser einige Andeutungen geben zu dürfen.

Bescheiden, einfach, wahr, unendlich liebenswürdig als Mensch, blühend schön wie ein Göttersohn, war Alexander schon als Großfürst Klinger's Ideal. Nie vermochte Klinger ohne Bewegung von dem Augenblick zu sprechen, wo Alexander am Morgen der Todesnacht seines Vaters aus den inneren Gemächern des Winterpalastes hervortrat. Es war um 9 Uhr früh; der ganze Palast voll stummer Menschen, deren Herzen seiner Erscheinung erwartungsvoll entgegenschlugen. Er sah sehr bleich aus; ein schmerzliches Gefühl sprach aus seinen schönen, edeln Zügen; aber aus den Augen leuchtete Herrscherwürde. Welche Erfahrungen lagen auch hinter ihm! Von der Geschichte jener grausigen Nacht werde hier nichts erwähnt,

als daß der Einfluß nie genug beachtet worden ist, den Englands damalige politische Lage, wo dem Sohn als Regenten die Zügel der Regierung anvertraut worden waren, auf Alexander gehabt hat. Der Anblick der Menge, der er in dieser frühen Morgenstunde durch seine öffentliche Erscheinung das erste, ihm gewiß schwere Opfer brachte, schien in seiner Seele sehr trübe Empfindungen zu wecken. Er war, gegen den damaligen Gebrauch, noch unfrisirt; sein schönes blondes Haar in Unordnung und ohne Puder — die Schauder der furchtbaren Nacht waren noch um ihn, und höchst erschütternd war der Augenblick, wo seine Mutter, die er im Verlaufe derselben nur Einen Augenblick gesehen, aber durch ein einziges Wort aus ihrem Munde von ihr hinweggescheucht worden war, geisterbleich und entstellt sich ihm näherte, um ihm, ihrem jetzigen Kaiser und Herrn, fußfällig zu huldigen. Und nun die Schar der Höflinge um ihn her, deren jeder dem Blick des kaiserlichen Jünglings sein Schicksal abzufragen und zu errathen strebte, welchen Nutzen er von seiner Jugend zu ziehen vermögen werde.

Alexander war als Mensch vortrefflich erzogen; er war milde, gütig, gerechtigkeitsliebend; in sei-

nem Herzen trug er ein hohes Ideal von Herr-
scher- und Menschenwürde; doch kein Stand ver-
trägt weniger das Idealisiren als der Stand eines
Monarchen, und kein Sterblicher ward auch je
schneller und verletzender aus schönen Jugendträu-
men aufgeweckt als Alexander. Er war so edel,
so durch und durch vortrefflich gesinnt, daß er,
dessen Lieblingslecture, ehe er den Thron bestieg,
Rousseau's Schriften, vorzüglich der „Emil", ge-
wesen waren, den Kampf mit sich selbst, den jeder
Staubgeborene zu bestehen hat, wol auch auf dem
Throne siegreich bestanden hätte; aber in dem noch
gefährlichern mit den Menschen, denen er einen
Theil seiner Macht anvertrauen mußte, und die
jede seiner Leidenschaften, jede seiner Schwächen so
listig auszuspähen, so treulos zu benutzen wußten,
erlag der dreiundzwanzigjährige Herrscher über vier-
zig Millionen. Die Tugend, die allen seinen
edeln Eigenschaften die Krone hätte aufsetzen sol-
len, die Heldenkraft, die unermüdliche und unüber-
windliche zur Bekämpfung des fremden Unwerths,
war schon gebrochen, noch ehe sie ihre Schwingen
zu entfalten vermochte. Hätte Alexander unter an-
deren Umständen den Thron bestiegen, so hätte ihn
das Gefühl der Freiheit als Selbstherrscher ge-

kräftigt; jetzt vermochte er die Kette nicht zu zerreißen, die seinen Willen hemmte, wo sie ihn nicht zu lähmen vermochte.

Alexander's Lage bei seiner Thronbesteigung war höchst schwierig; er kannte die gefährliche Gährung in den Gemüthern und glaubte und wünschte, diese durch Milde und Güte sänftigen zu können. Von allen Herrschern Europas ist dem Regenten Rußlands das glänzendste, aber auch das schwerste Loos gefallen, weil in den inneren Verhältnissen seines Staates die Quelle großer und fast nicht zu beseitigender Uebel liegt. Die Leibeigenschaft, deren Aufhebung einer von Alexander's liebsten Jugendträumen war, ist ohne eine Erschütterung, deren Gefahren außer aller Berechnung liegen, nicht aufzuheben; aber ein noch viel bedeutenderes Uebel, ein wahrhaft fressender Krebs in der russischen Staatsverfassung ist die zu niedrige Besoldung der Staatsdiener, von denen kein einziger, vom höchsten bis zum niedrigsten, so gestellt ist, daß er als ehrlicher Mann von seinem Gehalte leben kann. Raubsucht und Bestechlichkeit sind daher seit Katharinens Zeit zum ganz einfachen Herkommen, zu einer seit einem Jahrhundert eingeführten Gewohnheit geworden. Der Kaiser war

in seiner Jugend nicht überspannt zu nennen; doch Alles, was ihn umgab, war zu tief herabgespannt, um nicht das Edelste, das rein Menschliche bei ihm für Mangel an Staatsklugheit und Erfahrung zu nehmen. Man beurtheilt in unserer Zeit die Fürsten fast immer so hart und lieblos und bedenkt nicht, wie unsäglich schwer es für einen Regenten ist, der nicht mit stumpfem Geist und mattem Herzen geboren wird, nach dem vierzigsten Jahre noch etwas von seinem ursprünglichen Menschsein in sich bewahrt zu haben. Der Sieg eines Monarchen über die listigen Verführungen, die gefährlichen Anfechtungen, die blendenden Vorspiegelungen, die leidenschaftlichen Lockungen zum Misbrauch der Gewalt, zur Befriedigung seiner Begierden, ist der höchste Triumph der sittlichen Güte und Freiheit, der hienieden von einem sterblichen Wesen errungen werden kann. Alexander erwarb keinen vollständigen Sieg; aber ein edler Streiter in diesem Kampfe ist er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens geblieben. Man hat bisher bei seiner Beurtheilung als Regent immer die Geschichte seines innern Lebens unbeachtet gelassen, und doch kann aus der Kenntniß derselben allein ein gerechtes Urtheil über ihn hervorgehen.

Man bedenke die übermenschliche Last, die ihm in früher Jugend zum Tragen aufgebürdet wurde, und man wird sich keinen Tadel mehr erlauben, daß er ihr erlag und sich selbst in den letzten Jahren seiner Regierung so ungleich wurde.

Ach, wenn man aussprechen dürfte, wie namenlos er gelitten hat, und wie unglücklich er sich fühlte! wie Alles, was er in warmer Begeisterung und in schöner Hoffnung auf die Anerkennung und Beförderung seiner Zwecke unternahm, entweder mislang oder in der Ausführung ganz verzerrt erschien! Welche Erfahrungen gehörten dazu, ehe es seinen und — fremden Hofleuten gelang, ihn dahin zu bringen, daß er die Eingebungen seines Herzens für Jugendwahn hielt und sich dem Glauben hingab, jeder Regent müsse seine Unterthanen als eine gegen ihren Hirten tückisch gesinnte Heerde ansehen und sie, um dem Ganzen Ruhe zu sichern, mit eisernem Scepter beherrschen. Auf dem Throne athmet man, wie in der Nähe desselben, giftige Luft ein, und Alexander, der Mann mit dem edeln, großen, warmen Herzen, wurde endlich durch seine Lage und seine Erfahrungen dahin gebracht, daß er Keinem mehr vertraute, sich mit seinem unermeßlichen Gram ganz in sich selbst ver=

schloß und nur noch drohen, strafen, schrecken zu dürfen glaubte. Er, der früher die ganze Menschheit mit Liebe umfaßt hatte, sah sich jetzt in ganz Europa, wo er sich früher vergöttert gefühlt hatte, als despotischer Unterdrücker der Geistesfreiheit angeklagt. Er sah sich gezwungen, dem Unverstande der Menge und der Politik durch Unterlassen des Besten und Edelsten Opfer zu bringen, worüber der Genius der Menschheit Thränen vergoß. Was er in seiner Jugend warm, schön und kräftig in seiner Brust entworfen hatte, erschien ihm, von Anderen ausgeführt, so entstellt, so verkrüppelt, daß er sich oft davor entsetzte und da Böses hervorschießen sah, wo er sorgfältig Gutes ausgesät zu haben glaubte. Kabale, Niederträchtigkeit, Heuchelei, Hochmuth, Misgunst und Neid waren die Schlüssel zu allen Erscheinungen um ihn her.

Mir fehlt jede Unterstützung zur Ausführung meiner Plane, klagte Alexander einst in Klinger's Gegenwart seiner Mutter; ich möchte zuweilen mit dem Kopf gegen die Wand rennen, wenn ich mich von lauter erbärmlichen Egoisten umgeben sehe, die das Wohl des Staats vernachlässigen, weil sie einzig ihr Fortkommen, ihre Glücksjägerei im Sinne haben. — So kam er denn allmälig zu dem Punkte,

wo er von Mismuth zur Bitterkeit, von dieser zur Verachtung und Geringschätzung der Menschen und ihrer Bestimmung überging. Alle seine Regentenpflichten wurden ihm zur Marter. Aber nur unglücklich konnte er werden, nie grausam, nie hart. Erhabenheit der Gesinnung und Güte des Herzens sind solche himmlische und unzerstörbare Gaben, daß sie wol verdunkelt, aber nie Demjenigen ganz geraubt werden können, dem die Vorsehung sie ertheilte.

In den ersten Jahren seiner Regierung strebte Alexander nur, die inneren Staatskräfte zu entwickeln und der Aristokratie, deren Bemühen, die Herrschermacht des Kaisers nicht blos zu beschränken und zu theilen, sondern sie mehr und mehr ganz an sich zu ziehen, schon damals sehr auffallend merklich wurde, ein Gegengewicht zu geben. Um sein Wollen und Streben in dieser Hinsicht richtig beurtheilen zu können, muß man zwei Eigenthümlichkeiten der russischen Verwaltung nicht aus den Augen lassen. Die eine ist, daß die Regierung in dem dritten Stande zur Zeit noch keine Stütze gegen die Aristokratie finden kann, weil Jeder, der der Krone dient, zum Adel übergeht, sobald er im Civil- oder Militairstand Officierrang

erhält, und ebensowenig kann die russische Geistlichkeit vermittelnd zwischen Thron und Adel treten. Der russische Geistliche muß das ihm zugetheilte Feld so gut bearbeiten wie der Bauer, und seine Kinder gehören diesem Stande an. Der Stand der Geistlichen ist für den Staat kein Stand in politischer Bedeutung. Der Kaiser Paul hatte die Geistlichen von der Feldarbeit befreit, und die Bauern mußten ihren Acker bestellen; Alexander nahm diese Verordnung seines Vaters wieder zurück, und das war vielleicht ein Fehlgriff in einem Staate, wo von dem Volke nie die Rede ist und noch lange nicht sein wird. Es wäre ein Glück für den Kaiser gewesen, wenn seine Thätigkeit diese Richtung nach innen behalten und er der Versuchung widerstanden hätte, sich als Feldherr mit Napoleon messen zu wollen. Als legitimer Monarch hatte er als Regent ein unermeßliches Uebergewicht über diesen, das er nie als Feldherr auf das Spiel setzen und Napoleon dadurch mit sich auf gleichen Fuß setzen durfte.

Ein legitimer Monarch hat es viel leichter, ein großer und berühmter, ja selbst ein gerechter Regent zu werden, als einer, der aus eigner Machtvollkommenheit den Thron besteigt. Der Erstere

hat es in seiner Macht, seinen Charakter frei nach seiner individuellen Richtung und Kraft zu entwickeln, der Schauplatz seiner Thätigkeit ist unbeschränkt; er darf sogar menschlich sein und kann, wenn er es nur nicht gar zu arg macht, bei seinem Volk auf Liebe, Dank und Anerkennung rechnen; ja, die Menge ist so gutmüthig, daß sie schon Den als trefflich preist, der auf einem hohen Standpunkte das Böse unterläßt, was er thun könnte. Der Andere dagegen wird als Regent in allem seinen Thun und Wirken durch Eifersucht und Parteisucht bekrittelt und getadelt; er muß seine Hauptkräfte zum Kampf mit der Gegenpartei — und diese gibt es für ihn immer — aufbrauchen, und die gelungenste Ausführung seiner Plane steigert von dieser Seite oft nur die Gefahr für ihn. Menschlich zu sein, im hohen Sinne des Wortes, ist für ihn das Schwerste, da der Parteigeist ihm wehrt, es sein zu dürfen. Auf allgemeine, auf dankbare Anerkennung hat ein Emporgekommener, ein fürstlicher Parvenu nun vollends nie zu rechnen. Jeder Bürgerliche macht schon die Erfahrung, daß ihm seine Kenntnisse und Talente nie von den Adeligen zum Verdienst angerechnet werden; sie setzen diese als nothwendig

bei ihnen voraus, als hätten sie sie mit auf die Welt gebracht, und als wäre es ihre Schuldigkeit, kenntnißreich und geschickt zu sein. Dagegen läßt die Aristokratie so leicht keinen der Ihrigen fallen, der nicht dem System ihres Standes untreu geworden ist, denn dies ist eine Sünde, die sie nie vergibt. Kann man nun in den höchsten Ständen weniger esprit de corps voraussetzen? Nur in Zeiten allgemeiner Gefahr erlaubt man es einem Einzelnen, der nicht geborener Fürst ist, groß zu sein und es zu scheinen, weil dann der Parteigeist vor der Gefahr, die dem Ganzen droht, verstummt; aber er hat von Glück zu sagen, wenn man es ihm nach überstandener Gefahr vergibt, das Vaterland gerettet zu haben.

Diese großen Vorzüge der Legitimität gab Alexander durch seinen ersten Feldzug gegen Napoleon gewissermaßen aus den Händen. Die Schlacht von Austerlitz wurde zum Wendepunkt in seinem Leben; auf ihren blutigen Leichengefilden ging die Sonne seines Friedens unter und nie ging sie ganz unbewölkt wieder auf. Der Kaiser lieferte sie gegen den Rath aller seiner Feldherren; Kutusow bat ihn fußfällig, Benningsens Ankunft sowie auch die des Erzherzogs Karl abzuwarten;

allein die Jugendglut seines Ehrgeizes riß ihn fort. Es war die erste Schlacht, der er beiwohnte, und er zeigte viel persönliche Tapferkeit; sein Pferd stürzte unter ihm und er verdankte seine Freiheit und sein Leben nur der Tapferkeit eines gemeinen russischen Soldaten *). Alexander mußte fliehen. Tausende seiner Krieger sah er blutig verstümmelt, Tausende versanken unter der trügerischen Eisdecke, die unter ihnen brach, und Alexander glaubte sich nach seiner religiösen Ueberzeugung verpflichtet, einst von jedem Einzelnen unter ihnen Rechenschaft ablegen zu müssen. Seit dieser Schlacht waren seine edelsten Thaten kein Product erhabener sittlicher Freiheit mehr; sie waren Buße, Sühne für vergossenes Blut.

Der Prunk und der Glanz des Thrones und seines Ceremoniels waren von jeher für Alexander

*) Dieser Soldat hieß Ilia. Er schlug alle Beförderung und jede andere Belohnung aus als die, der Leibkutscher seines Kaisers zu werden. Als solcher hat er freilich, sowie auch der kaiserliche Mundkoch, Oberstenrang. Bei dem Tode Alexander's konnte Ilia durch nichts bewogen werden, sich von der Leiche seines Gebieters zu trennen. Er fuhr diese von Taganrog nach Petersburg zurück und schlief, trotz der Kälte und seines hohen Alters, jede Nacht unter dem Wagen, der die entseelte Hülle trug.

eine Last, von der er sich befreite, wo er nur konnte. Er begriff lange nicht, daß die Etikette und das Hofgepränge eine Wohlthat für die Menschheit sind, weil sie den Vornehmen die einzigen Befriedigungen gewähren, die sie sich nicht geradezu auf Unkosten der Geringeren verschaffen, sondern die im Gegentheil ihren Einfällen und Begierden einen nützlichen Kappzaum anlegen. Mag gleich die Form der Convenienz oft der Entwickelung der Tugend hinderlich sein, so gleicht sich dies dadurch wieder aus, daß sie noch öfter den Ausbruch kühner Laster verhindert; je mehr die Großen sich mit ihren Spielwerken beschäftigen, desto gesicherter sind die Kleinen. Wenn sie so ganz unter sich sind, gedenken sie freilich aller Derer, die nicht zu ihnen gehören, nur mit Geringschätzung; aber es ist für diese ein Glück, daß an unseren Höfen jeder Einzelne seine gefährlichsten Waffen an solchen Erbärmlichkeiten abstumpft. Je närrischer, je eitler ein solcher Hofmann ist, je unschädlicher ist er. Man fühlt sich aber, wenn man das Betragen der Geringeren gegen die Vornehmeren sieht, oft gezwungen, anzunehmen, daß ihnen ihre sklavische Unterwürfigkeit gegen die Reichen und Mächtigen angeboren ist, so ekelhaft sie auch erscheint; sie

entspringt aus der lebhaften Begierde nach Dem, wovor man sich beugt, und selbst der Kluge und Starke, wenn er auch alle andere Vorurtheile besiegt hat, überwindet dieses am schwersten und gemeinhin zu spät für seine sittliche Vollendung.

Alexander mußte im Kreise seiner Höflinge oft gegen sein Gefühl schlechte Menschen politisch schonend behandeln und die Empörung verhehlen, mit der er es immer heller und heller einsah, daß alle Anbetung, die man ihm zollte, nur eine Art des Götzendienstes war, mit der man vor der Fortuna im Staube kroch. Man hat dem Kaiser oft einen Vorwurf daraus machen wollen, daß er dem Zauber der Neuheit zu viel Gewalt über sich einräume; aber man muß bedenken, daß ein Monarch doch auch so gut wie jeder andere Erdenbürger das Bedürfniß fühlt, durch lebhafte Empfindungen angeregt zu werden: die Menschen, die er täglich sieht, weiß er bald auswendig; nur ein neuer Ankömmling vermag ihn zu interessiren. Alexander war nun überdem, als er den Thron bestieg, ein Jüngling mit einem liebebedürfenden Herzen, voll der edelsten Schwärmerei für Tugend, Liebe, Freundschaft. Er war ein edler Jüngling, voll der ausgezeichnetsten, vortrefflichsten Anlagen; aber er blieb

doch auch auf dem Throne ein Mensch; so konnte seinem hohen Werthe der Schatten nicht fehlen, und diesen warf die Eitelkeit auf ihn. Sein Sinn, sein Herz, seine Seele weckten das Bedürfniß in ihm, ausgezeichnete Menschen an sich zu ziehen; und doch konnte er keine Eminenz dulden, und wo er auch nur auf Sekunden Uebergewicht des Geistes empfand, ließ er den Mann fallen. Er wollte durchaus in ganz Europa dafür gelten, allein zu regieren, und die Welt sollte keinen Mann kennen, dem man auf die Regierung des Staats einen leitenden Einfluß zutrauen könne. Auf die Dauer konnte er daher keinen Mann um sich dulden, der auf seiner eignen Kraft und Stärke ruhte und diese nicht von ihm blindlings und knechtisch nach seinen Ansichten verwenden ließ. Die moralische Macht eines Monarchen ist unermeßlich; das bloße Anerkennen der Verdienste seiner Diener erhebt und beglückt diese, von welchem Range sie auch sein mögen, so hoch, daß es sie alles Bittere früherer Vernachlässigungen vergessen macht, ihnen die schwerste Arbeit versüßt und ihre Moralität kräftigt. Alexander war sich dieser moralischen Macht sehr gut bewußt; allein seine Eitelkeit vergönnte es ihm oft nicht, sie zu benutzen. Verstand,

Kenntnisse, Talent, diese konnte er dulden und anerkennen; damit reicht man aber noch nicht aus, um ein guter Minister zu werden. Um dies zu sein, muß der Mann auch wahrhafte Energie und einen entschiedenen Charakter haben, denn nur der Stempel der geistigen Mannhaftigkeit, den dieser seinem Thun und Wesen aufdrückt, verschafft ihm über seine Untergebenen die Gewalt, sie zu brauchbaren und willigen Werkzeugen und Vollziehern seiner Absichten zu machen. Diesen Stempel duldete Alexander nicht, weil er selbst zu liebenswürdig war, um ihn seinem eignen Wirken aufdrücken zu können. Es ist für einen Monarchen unsäglich schwer, sich die zu seinem Beruf erfoderliche Tüchtigkeit und Thätigkeit zu erwerben. Seit seiner Kindheit lebt er wie in einem Götzentempel eingeschlossen, wo ihn seine Hofleute mit Abgötterei speisen, und nie wird es ihm so gut, mit Menschen menschlich leben zu dürfen. Unsere Zeit hat auch hierin Fortschritte zum Bessern gethan; aber zwischen dem Monarchen und seinem Volke liegt doch noch immer eine große Kluft, und selbst die besten Fürsten können sich nie ganz in die Lage eines Menschen versetzen, der kein Fürst ist; sie ahnen gar nicht, was uns Uebrige Alles drückt und

drücken kann. Ihre Verhältnisse gegen die Menschen werden ihnen so leicht, daß sie sich von der Schwierigkeit der unsrigen keinen Begriff machen können; dies ist auch, beiläufig gesagt, die Ursache, warum fast allen Fürsten die Fähigkeit fehlt, ein dichterisches Werk zu empfinden und zu verstehen; sie haben von den Beziehungen, Lagen und Verhältnissen selten einen Begriff oder auch nur eine Ahnung, die man kennen und empfinden muß, um einen Dichter richtig zu verstehen und sich in seine Dichtung hineinfühlen und hineindenken zu können. Dagegen kosten aber auch dem Privatmann seine Tugenden wahrlich nicht so viel Anstrengung, als es den Großen kostet, das Böse zu unterlassen, was sie so leicht thun können, und das Schlechte zu hintertreiben, was Andere so gern in ihrem Namen thun möchten. Nur wer sich in dem Besitz von Macht weiß und fühlt, kann von dem gefährlichen Einfluß urtheilen, den diese auf unsere Denk- und Sinnesweise hat. Kein Glück ist daher auch schwerer mit Mäßigung und Erinnerung seiner Lage zu tragen als die Gunst der Fürsten. Frauengunst verliert ihren Reiz durch den Genuß; der Durst nach Fürstengunst nimmt während des Genusses immer zu. Wie darf man nun von dem

Manne, dessen Gunst diesen Zauber übt, und der die Wirkung davon auf Alle, die ihn umgeben, täglich, ja stündlich wahrnimmt, fodern, er allein solle sich nicht von seiner eignen Zaubermacht berauschen lassen? — Wie treu, wie wahr und innig würde Alexander geliebt worden sein, wenn er nicht Kaiser gewesen wäre! Seine unbeschreibliche, seine wahrhaft unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und seine hohe Trefflichkeit hätten ihm als Mensch jedes Herz gewonnen; aber nun, als Kaiser, reizten und misbrauchten ihn die Menschen so lange, bis sie seine edelsten Eigenschaften vergiftet und ihn so weit gebracht hatten, daß er mit gebeugtem, verdüstertem Geiste ein unheilbar verwundetes Herz mit sich umherschleppte.

Man hat viel und oft von seinen Verhältnissen zu Frauen geredet; sie waren der Reiz seines Lebens; doch außer der Narischkin hat er nie eine öffentlich anerkannte Geliebte gehabt, und aller Glanz seines Thrones, all der Zauber seiner persönlichen Liebenswürdigkeit vermochten nicht, sie ihm treu zu erhalten, und er hat, gleich dem geringsten seiner Unterthanen, alle Bitterkeit und Schmach offenbar gewordener Untreue erlebt und durchempfunden. Er liebte die Narischkin schon in

seinem sechzehnten Jahre und träumte den schönen Jugendtraum, einst seinen Thron mit ihr zu theilen. Katharinen blieb diese Liebe ihres Enkels nicht unbekannt; sie verheirathete die junge Czartoryska mit Narischkin und bezahlte zugleich seine Schulden unter der Bedingung, daß er seine Gemahlin aus Petersburg entfernen müsse. Sie ließ darauf die badischen Prinzessinnen nach Petersburg kommen und der siebzehnjährige Alexander wurde mit der Prinzessin Elisabeth verheirathet. Man konnte kein schöneres Paar sehen. Die Prinzessin war eine höchst reizende Blondine, blendend weiß mit zartem Rosenanflug, eine Nymphengestalt, Hals, Brust, Schultern, Hände wunderschön, große blaue Augen, graziös in allen ihren Bewegungen. Sie liebte ihren Gemahl und hat nur ihn geliebt bis zum letzten Hauch ihres engelreinen Lebens. Gram um ihn und um den Verlust ihrer Kinder (das älteste wurde ein Opfer von Paul's Starrsinn, der unerbittlich darauf bestand, daß die junge Großfürstin ihm in einer rauhen Jahreszeit mit dem schon kranken Kinde, gleich dem übrigen Hofe, nach Pawlowsk folgen solle; auf der Fahrt dahin schlug das Scharlachfriesel bei dem Kinde aus, trat aber gleich zurück, und am folgenden

Tage bluteten die Elternherzen bei der Leiche ihres Kindes) zerstörte ihre Gesundheit und das Klima verdarb ihren Teint; aber ihr blieb der Reiz einer edeln, zarten Gestalt, und man sah noch immer, wie schön sie gewesen war. Sie hat viel in dem fremden, kalten Lande gelitten, und das nicht blos durch den Kaltsinn ihres Gemahls, sondern auch durch Folge anderer Familienverhältnisse, die schwer auf ihr lasteten. Eine stille Wehmuth sprach aus ihren Zügen; ihr Lächeln war schwermuthsvoll, ihr Blick voll Seele und Gefühl, ihr Sprachton so sanft, daß sie Einem immer wie ein auf die Erde verbannter Engel vorkam. Den Glanz des Thrones hat sie nie mit Alexander getheilt; die Gemahlin des Herrschers über vierzig Millionen besaß in seinem ungeheuern Reiche nicht das kleinste Besitzthum, nicht eine Hand voll Erde, in der ihr eine Blume hätte wachsen können; sie hatte keinen Hofstaat, gab keine Feste, nahm keine Cour an, hatte eine der einfachsten Equipagen in ganz Petersburg, in der sie, nur von einem Bedienten begleitet, fuhr; doch vom Volke war sie angebetet und der Jubel laut und allgemein, wenn der Kaiser sich einmal an ihrer Seite dem Volke zeigte. Deutschland kann stolz darauf sein, dem russischen Reiche

ein solches Musterbild edler, makelloser Weiblichkeit in seiner Kaiserin gegeben zu haben.

Die ersten Jahre ihrer Verbindung mit Alexander waren sehr glücklich; doch es gab eine Person, der zu viel daran gelegen war, daß Alexander's Gemahlin nicht den ersten Platz in seinem Herzen ausfüllte, und diese Person stand so hoch, daß sie den allerentschiedensten Einfluß auf die Verhältnisse und die häusliche Lebensweise des jungen Paares hatte. Narischkin erhielt die Erlaubniß, mit seiner jungen Gemahlin nach Petersburg zurückkommen zu dürfen; diese zeichnete sich durch keinen glänzenden Verstand aus, ihr fehlte Tiefe des Gemüths; aber sie war liebenswürdig, hinreißend schön und besaß eine Grazie der Coquetterie *), die sie unwiderstehlich machte; der frühere Eindruck erneuerte sich, und wenngleich diese Liebe und die Oeffentlichkeit dieses Verhältnisses — die beiden

*) Als im Jahre 1808 der König von Preußen mit seiner Gemahlin nach Petersburg kam und der ganze Hof am Tage ihrer Ankunft in höchster Pracht zu ihrem Empfang versammelt war, erschien die Narischkin ganz einfach, in weißen Crepp gekleidet, Haar und Brust mit einem Strauß von Vergißmeinnicht geschmückt. Nie hat man sie schöner gesehen als an diesem Abend!

Töchter, die die Narischkin dem Kaiser gebar, wurden auf seine Kosten erzogen und führten seinen Familiennamen Romanoff; die eine von ihnen starb schon als Kind — dem Engel, der den Namen seiner Gemahlin trug, trübe Jahre schuf und der dunkelste Schatten ihres freudenlosen Lebens blieb, so gereicht es doch dem Kaiser zur Ehre, daß dies Verhältniß ein rein menschliches blieb, ohne allen Einfluß auf ihn als Monarch und Regent. Elisabeth war zu tief verletzt, zu stolz und zu wahr, um sich in dieser Lage klug zu benehmen; sie erlaubte sich keinen Vorwurf, keine Klage und bestrebte sich, eine Gleichgültigkeit zu erkünsteln, die lange von ihrem Gemahl verkannt wurde. Sie liebte ihn zu innig, zu ausschließend, um sich mit dem Gedanken versöhnen zu können, sich mit seiner Freundschaft begnügen zu sollen; aber in seinen letzten, so sehr trüben Lebensjahren war sie sein einziger Trost, seine Vertraute, sein guter Engel.

Alexander empfand es, wie schon erwähnt, sehr tief, als die Narischkin ihm während seines Aufenthaltes in Wien zur Congreßzeit untreu wurde; doch benahm er sich edel und großmüthig in dieser Lage, wo er sich als Mann schwer beleidigt fühlte und es als Monarch so ganz in seiner Gewalt

hatte, sich an der Ungetreuen und dem ihm vorgezogenen Liebhaber zu rächen. In Beziehung auf ihn als Monarchen sind die Freundschaftsverhältnisse weit wichtiger, die er, vorzüglich in seinen ersten Regierungsjahren, mit bedeutenden Männern anknüpfte. Günstlinge hat er nie gehabt. Der Bruder seiner Geliebten, der Fürst Adam Czartoryski, war einst sein Freund und bis zu Alexander's Tode im Besitz seiner Achtung. Doch das interessanteste Verhältniß dieser Art ist wol das, in dem Alexander einige Jahre mit dem Professor Parrot in Dorpat stand. Diesen lernte der Kaiser bei seiner ersten Anwesenheit in D. kennen, wo er den Auftrag hatte, ihn im Namen der Universität mit einer französischen Rede zu bewillkommnen. Der jugendliche Monarch warb um die Freundschaft des einfachen Privatmannes mit aller Begeisterung unentweihter Herzenswärme. Parrot machte es zur Bedingung ihres Verhältnisses, nie eine Gunst, nie eine Gnadenbezeigung von seinem kaiserlichen Freund annehmen zu dürfen, und bestand auch darauf, daß ihr Herzensverhältniß durchaus vom Schleier des Geheimnisses verhüllt bleiben solle. Der Briefwechsel Alexander's mit diesem seltenen Manne würde der Menschheit Ehre ma-

chen, wenn er je bekannt gemacht würde; aber man hat Ursache zu fürchten, daß dazu keine Hoffnung vorhanden ist. Alexander war ein warmer Freund, aber ein treuer Freund war er nicht, und wie könnte dies auch ein Fürst sein! Parrot blieb stark genug, um so wenig Günstling sein als es scheinen zu wollen, denn gewiß kein Sterblicher bezahlt sein Glück so theuer, als es der Günstling bezahlt. Der Sklave verkauft nur seinen Leib, der Günstling Alles, was ihn zum Menschen macht.

Noch einmal, Alexander stand zu hoch, wenn nicht über seinem Volk und seiner Zeit, doch über seinen Hofleuten, um in diesen taugliche Werkzeuge zur Ausführung seiner Plane finden zu können. Er hatte den reinsten Willen, sein Volk zu beglücken und Alles für seine Bildung zu thun, und bestieg den Thron mit dem festen Entschlusse, durch Weisheit, Milde und Aufklärung den Despotismus der russischen Regierung nach und nach aufzulösen und durch eine gesetzmäßige Verwaltung sein Volk allmälig einer höhern Bildungsstufe zuzuführen; doch Alles, was ihn umgab, arbeitete aus Vorurtheil, Wahn, Habgier und Herrschaft, aus misverstandenem Interesse und aus blinder Anhänglichkeit an das Hergebrachte und Gewohnte, ihn von sei-

ner Höhe herabzuziehen. Die moralische Schlechtigkeit der Menschen, die Bestechlichkeit aller seiner Beamten, die Raubsucht der Höflinge nagten wie Geier an seinem edeln Herzen. Der Despotismus seiner Vorgänger hatte in dieser Sittenlosigkeit eine Stütze gefunden; ihm zehrte sie das innerste Lebensmark auf. Dabei fehlte ihm die Heldenkraft, die wenigen edeln, dem Staat und ihm getreuen Diener gegen Kabalen und Intriguen zu schützen und sie auf ihrem Posten zu erhalten. Er hat in dieser Art einige Männer fallen lassen, von denen er es sich später nie vergeben hat, sie ihren Feinden preisgegeben zu haben. Dazu kam nun noch die Schwäche seiner Eitelkeit, zu fodern, jeder seiner Minister solle nur ein Werkzeug seines Geistes zu sein scheinen, die ihm vollends die Unterstützung raubte, deren er bedurfte, um der übermenschlichen Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht zu erliegen. Der Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen ist für den Erstern immer gefährlicher als für den Letztern; dieser gewinnt durch den Kampf selbst an Arglist und Gewandtheit, was er an Kraft verliert; der Gute dagegen verliert durch das zu häufige Reizen der Galle und des Unmuths an Milde und an Güte, was er an Festigkeit und Kraft

gewinnt. Man denke sich die Zahl der Unglücklichen, Verfolgten und Bedrängten in Alexander's unermeßlichem Reiche; sein Wissen darum, ohne helfen zu können; die Bosheit, die alle seine Entwürfe zum Guten verunstaltete und vergiftete; den Undank und die Treulosigkeit Derer, denen er so ganz vertraut hatte; die Haltlosigkeit, die ihm die Erfahrung gab, daß sich an das Beste, was er gewollt, gerade das Böseste und Unheilvollste gebunden hatte; das sich mehr und mehr in ihm entwickelnde Bewußtsein, seiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein, und man wird begreifen, wie Herz und Geist unter der ungeheuern Last seines Schicksals zusammenbrechen und er sich selbst in den letzten Jahren seines Lebens so sehr unähnlich werden konnte. Das Herz blutet Einem, wenn man den Untergang dieses vortrefflichen Menschen bedenkt. Das schleichende Gift der diplomatischen Cabinetsluft, vorzüglich der östreichischen — von der Klinger zu sagen pflegte: wie in Tibet seit Jahrhunderten immer derselbe Dalai-Lama regiere, so in Oestreich seit Jahrhunderten auch immer derselbe Minister — sog ihm alle Lebenslust und alle Lebenskraft aus. Nie wäre aber Alexander in einen so entschiedenen Kampf mit dem Geist der

Zeit gerathen, wenn Frau von Krüdener, und durch sie die Partei, deren Werkzeug sie war, sich seiner nicht so ganz bemächtigt hätte. Es ließ sich voraussehen, daß die europäischen legitimen Herrscher nicht sonderlichen Gewinn davon haben würden, Napoleon einen Bourbon zum Nachfolger gegeben zu haben. Auf Cromwell folgte auch Karl der Zweite; was aber der Erstere schuf, wirkt noch in England nach und konnte durch keine legitime Regierung wieder erschüttert werden. Jedes religiöse und politische System, zur Unterjochung der Menschheit gebildet, kann auf die Dauer nicht bestehen. Die freien, nie ganz zu unterdrückenden Geisteskräfte des Menschen tragen früher oder später doch unausbleiblich den Sieg davon. Der Widerstand zwingt ihnen überdem eine gefährliche Richtung auf und spielt die Herrschaft Leuten in die Hand, die solche Zeitumstände zu nutzen wissen. Kein Monarch ist so mächtig, daß er sich die öffentliche Meinung dienstbar machen kann; diese ist eine heimliche Vehme, gewaltiger als je die auf rother Erde war. Unbestechlich und unsichtbar fällt sie ohne Form und Verhör ihre Urtheile, und doch dringen ihre Aussprüche in Schlösser und Hütten, in Paläste und Tribunen ein und

siegen über Verstand und Unsinn, über Wahrheit und Lüge. Den Geist der Zeit kann man sich nur dadurch dienstbar machen, daß man sich an ihn schmiegt. Bekämpft man ihn, so wird er zum rachsüchtigen Dämon; gestaltet man die Dinge in seinem Sinne um, zum freundlichen helfenden Retter. Kein Monarch hat das Gewicht dieser Wahrheiten schmerzlicher empfinden und erkennen müssen als Alexander, der es furchtbar schwer gebüßt hat, sie verkannt zu haben.

Schon im Jahr 1812 wurde der Kaiser durch seine damals sich entwickelnde unglückliche Gemüthsstimmung bewogen, sich nach einer übernatürlichen Hülfe umzusehen. Er warf sich Jung-Stilling in die Arme; allein er fand bei diesem nicht, was er suchte, konnte es auch nach ihrer so höchst verschiedenartigen persönlichen Individualität nicht finden und wurde nun durch einen Brief der Frau von Krüdener an Fräulein von Stourdza, den man ihm in die Hände zu spielen wußte, auf diese aufmerksam gemacht. Die Partei, deren Werkzeug Frau von Krüdener war, hatte schon lange darnach gestrebt, sich des Kaisers zu bemächtigen, und jener Brief erweckte nun in dem Kaiser den Entschluß, sich der Frau von Krüdener anzuver-

trauen. Diese wohnte 1813 in der Nähe von Heilbronn, aber bei der Annäherung des Kaisers begab sie sich in die Stadt und erschien gleich bei seiner Ankunft unaufgefodert in seinem Vorzimmer, wo sie dem Fürsten Wolkonsky ein Empfehlungsschreiben übergab, nach dessen Empfange sie der Kaiser gleich einzuführen befahl. Bei dieser ersten Zusammenkunft war sie ganz die zürnende Prophetin, die erst den größten Monarchen der Welt zerknirscht und weinend vor sich im Staube auf seinen Knien liegen sehen mußte, ehe sie seinem Wunsch und seinem Vorsatze, Buße für seine Sünden thun zu wollen, Glauben schenkte und ihn durch die Hoffnung auf Begnadigung tröstete. Diese erste Zusammenkunft dauerte drei Stunden, und der Kaiser hatte, als Frau von Krüdener sich entfernte, ganz roth und dick geweinte Augen. Kaum war er auch am folgenden Tage in Heidelberg angekommen, als er an Frau von Krüdener schrieb und sie bat, zu ihm zu eilen, weil er ein dringendes Bedürfniß empfinde, sich mit ihr noch ausführlicher von seinem Seelenzustande zu unterhalten, und auf ihre Fürbitte bei Gott seine Hoffnung setze. Sie werden mich, schrieb er ihr, außerhalb der Stadt in einem kleinen Hause logirt finden;

ich habe diese Wohnung jeder andern vorgezogen, weil ich im Garten derselben mein Panier, ein Kreuz, aufgepflanzt fand.

Frau von Krüdener leistete dieser Einladung sogleich Folge; sie bezog in Heidelberg ein am linken Ufer des Neckars gelegenes Bauernhaus, das nur einige hundert Schritte von der Wohnung des Kaisers entfernt war. Einen Tag um den andern kam nun Alexander regelmäßig des Abends um 10 Uhr zu ihr und verließ sie dann nicht vor 2 Uhr des Nachts. Diese Besuche wurden fortgesetzt, so lange das Hauptquartier in Heidelberg blieb. Frau von Krüdener war, dem Kaiser gegenüber, vom Anfang an eine verschmitzte, listige Betrügerin, die ihn durch vorgebliche Wunder und Geistererscheinungen zu täuschen suchte. Sie beruhigte ihn durch ihre Prophezeiungen und ihre vorgeblichen göttlichen Eingebungen über den Ausgang des Krieges und absolvirte ihn von seinen Sünden. Alexander's Gesinnungen bewährten sich aber auch in dieser Verirrung als die edelsten; er suchte wahrhaft den Herrn und brachte Gott in Demuth alle Eitelkeit des Eroberers zum Opfer dar. Europa den Frieden zu schenken, war der Inbegriff aller seiner Wünsche, und er bereit, für

das Wohl der Menschheit Alles zu thun. Am 25. Juni verließ er Heidelberg, und Frau von Krüdener traf erst den 14. Juli wieder mit ihm in Paris zusammen, wo der Kaiser seine gemeinschaftlichen Betstunden mit ihr gleich wieder begann und regelmäßig fortsetzte. Er wohnte im Palast Elysée Bourbon, dessen Garten an die elyseischen Felder stößt; Frau von Krüdener im Hôtel Montchenu, dessen Garten gleichfalls an diese Felder stößt und es dadurch dem Kaiser möglich machte, unbemerkt zu ihr zu kommen.

Es soll hier nicht genauer zergliedert werden, auf welche Art und Weise und durch welche Mittel es ihr und ihrem Anhange gelang, sich des Kaisers mehr und mehr zu bemächtigen. Zu den vielen Komödien, die zu dem Zwecke gespielt wurden, ihn zu überzeugen, daß er auf ihre Fürbitte eines besondern göttlichen Schutzes genieße, gehört auch die oft besprochene Vergiftungsgeschichte in Paris. Genug, man scheute keinen Betrug, man erlaubte sich jede Täuschung, jeden Frevel der Lüge, um das Netz fester und fester über ihn zusammenzuziehen und um Frau von Krüdener in seinen Augen die Heiligkeit einer von dem Heiland und dem heiligen Geiste inspirirten Prophetin zu geben.

Alexander's Hingebung an den Einfluß, den Frau von Krüdener über ihn zu gewinnen wußte, war von bedeutenden Folgen für ganz Europa. Die Idee der heiligen Allianz ging von ihr aus; Alexander faßte sie in der Erhabenheit einer alle Völker der Erde mit christlicher Liebe umfassenden Verbrüderung auf; es lag ein Anklang seiner frühen schönen Jugendträume darin. Warum sollten nicht alle Herrscher, alle Völker übereinkommen können, sich als Brüder zu lieben und zu vertragen? Der Handel würde dann das allgemeine Gut dieser großen Gesellschaft werden, von der einige Mitglieder zu verschiedenen Confessionen gehören, alle aber sich zur christlichen Religion bekennen würden. Die Ausführung dieser Idee liegt in dem geheimnißvollen Dunkel, das die Ereignisse eines künftigen Jahrtausends deckt; aber es ist ein erhabener Wahn, daß Alexander sich zu ihrer Ausführung berufen glaubte. Die drei Monarchen besprachen die heilige Allianz unter sich, ohne Zuziehung ihrer Minister; Hardenberg erhielt die erste Nachricht davon durch seinen Leibarzt, den Doctor Koreff, den Frau von Krüdener damit bekannt gemacht hatte. Welche Fessel für Alexander man aber später aus dieser Allianz zu schmieden

verstand, bedarf keiner Auseinandersetzung; es ist bekannt.

Von der furchtbarsten Wirkung auf den Kaiser war es, als der Nimbus, in dem er Frau von Krüdener*) sah, verschwand, und er es einsehen mußte, welch ein frevelhaftes Spiel man da mit ihm getrieben hatte, wo er Heiligkeit und göttliche Eingebung angebetet hatte. Ach, noch einmal sei es wiederholt, wenig Menschen sind auf Erden so ganz, so unaussprechlich unglücklich, wie der edle, großsinnige Alexander es in seinen letzten Lebensjahren war. Was sein Herz völlig brach, war der Verlust seiner Tochter, der Gräfin Romanoff, die in ihrem siebzehnten Jahre als Braut des reichsten Privatmannes in Europa, des Fürsten Scheremeteff, eines Mündels des Kaisers starb. Auch sie wurde ein Opfer des Aberwitzes und der

*) Es ist, so viel ich weiß, wenig beachtet worden, daß Frau von Krüdener ihren Uebertritt zur katholischen Kirche bekannte und als Katholikin die letzte Oelung erhielt. Warum und wo dieser Uebertritt stattgefunden hat, ist nie bekannt geworden. Allein in dem Jahrgange des Morgenblattes ihres Todesjahrs finden sich Nachrichten über ihre letzten Lebenstage, die ich einem damals in der Krimm lebenden Freunde verdankte, der sie in der letzten Zeit ihres Lebens oft gesehen hatte.

Täuschung. Die Aerzte hatten das zarte, dem Kaiser in seiner Jugendschöne sprechend ähnliche Mädchen in ein milderes Klima gesandt, weil sie an der Brust litt; aber auf das Geheiß einer Clairvoyante, mit der man sie in Paris in Rapport setzte, wurde sie nach Petersburg zurückgebracht, wo ihr Verlobter sie nach der Vorschrift jener Clairvoyante magnetisirte, die von dieser Behandlung gänzliche Genesung verheißen hatte. Sie starb am Morgen des Tages, wo ihr corbeille de mariage aus Paris anlangte, und man kann wol sagen, daß Alexander's Leben von dem Augenblicke an, wo er die Nachricht ihres Todes erhielt, nur noch ein langsamer schmerzensvoller Todeskampf bis zu der Stunde blieb, die seinem edeln Geist die Fittige lösen und dieser der Heimat zueilen sollte, wo ihm nicht nur ein milder Spruch aus dem Munde des Richters und Verzeihung für menschliche Schwäche, sondern auch gewiß der Lohn für sein reines Wollen, seinen ernsten Kampf und für die unzerstörbare Güte seines Engelherzens erwartete.

Der Purpur, der dich deckte, ist verwittert,
Die Kronen sind zersplittert,
Der Lorber selbst vom Himmelstrahl entzündet!
Das Schwert allein, das blutige, blieb liegen
Auf deinem Sarg —

Zedlitz.

An einem der folgenden Tage wurde Klara des Morgens durch einen Besuch von Frau von Korsakow überrascht, der aber eigentlich nicht ihr, sondern einem Hute galt, den sie am vorigen Tage auf der Promenade getragen hatte. Sie bat Klara, ihn ihr zu zeigen, probirte ihn auf und lud sie dann ein, mit ihr zu einigen Modehändlerinnen zu fahren und zu sehen, was sich Hübsches und Neues bei ihnen auftreiben lasse.

Klara verstand noch nicht die schwere, aber nothwendige und unentbehrliche Kunst, Nein sagen zu können, und ihre gutmüthige Gefälligkeit machte sie nur zu geneigt, in jeden Vorschlag einzugehen, von dessen Ausführung Andere sich Vergnügen zu versprechen schienen. Sie fuhr also mit, ob sie gleich bei weitem noch nicht Weltdame genug war, um Vergnügen daran zu finden, stundenlang von

einem Putzladen in den andern zu fahren, ohne bestimmte Absicht, irgend Etwas kaufen zu wollen, zufrieden, Alles zu sehen, Alles durcheinanderzuwerfen und die Geduld der Verkäufer auf harte Proben zu setzen.

In einem dieser Putzladen fanden sie eine alte Dame, die, höchst modisch in einen eleganten Morgenanzug gekleidet, eine Haube mit blaßrothen Schleifen trug. Sie schien Meisterin in der Kunst, die Aufmerksamkeit der Putzmacherin und ihrer Gehülfinnen ausschließend für sich in Anspruch zu nehmen; Frau von Korsakow gewann dadurch Muße, Alles zu besehen, und Klara belustigte sich während dieser Zeit an dem lächerlichen Benehmen der alten Dame, deren gezierteS Wesen sowie die jugendliche Leichtigkeit, die sie zu erkünsteln strebte, zu ihrer ganzen Erscheinung und ihrer heisern, unsichern Stimme einen solchen Gegensatz bildete, daß es Klara unmöglich wurde, ernsthaft zu bleiben.

Nachdem die Dame lange besehen, gewählt, bewundert, verworfen und wieder gewählt hatte, warf sie sich endlich nachlässig auf das Sopha hin. Wählen Sie für mich, Madame, sagte sie; Sie wissen ja, wie lästig mir alle diese Toilettenangelegenhei

ten sind, und wie ungern ich meine Zeit damit verbringe. Sorgen Sie nur dafür, daß Alles frisch, geschmackvoll und vorzüglich neu ist. Es ist höchst verdrießlich, daß man mir gleich Alles nachmacht; ich kann keine Haube, keinen Hut aufsetzen, ohne gleich ein Dutzend nachgemachte zu sehen; ich fühle mich oft dadurch versucht, mich einmal recht geschmacklos herauszuputzen, um zu sehen, ob man es dann auch noch der Mühe werth finden würde, mir Alles nachzumachen.

Es würde aber, wie ich glaube, antwortete die Modehändlerin, Ew. Gnaden ganz unmöglich sein, sich anders als geschmackvoll zu kleiden. In ganz Petersburg ist keine Dame, die sich besser zu kleiden wüßte, als die gnädige Frau. — Mamsell Julie, geben Sie doch den Carton mit den pariser Phantasieblumen her; ich habe sie erst in diesen Tagen erhalten, und Ew. Gnaden können nun selbst aussuchen, welche ich auf die Blondenhaube stecken soll.

Sie vergessen, Madame, daß ich schon einunddreißig Jahr alt bin, und dann muß man keine Blumen mehr tragen. Diese passen nur für die erste frische Jugend. — Sind es ächte pariser Blumen?

Ich habe sie erst am Dienstag direct aus Paris erhalten.

Sie sind hübsch, recht hübsch, doch nicht so schön wie die, die ich vor einigen Monaten von Ihnen bekam. Man sollte nun freilich glauben, daß ein so kurzer Zeitraum keinen Unterschied in Dem machen könne, was sich zu tragen geziemt; doch ich habe nun einmal beschlossen, keine Blumen mehr zu tragen. Machen Sie mir daher die Haube ohne Blumen; Sie laufen sonst Gefahr, daß ich sie Ihnen wieder zurücksende.

Hier stand sie auf, um sich zu entfernen. Die Putzmacherin lächelte und gab einer ihrer Gehülfinnen die allerbuntesten Blumen aus dem Carton, die Haube damit zu verzieren, da sie recht gut wußte, daß man es ihr nicht verzeihen würde, wenn sie sie ohne Blumen lasse.

Frau von Korsakow hatte während dieses Gespräches die erfoderliche Zeit zur Auswahl eines Hutes gehabt, eine für sie so wichtige Angelegenheit, daß ihre gute Laune für diesen und auch noch wol für einige folgende Tage davon abhing. Klara kam noch zeitig genug nach Hause, um mit ihrem Gatten einen Morgenbesuch bei der Gräfin Tschischkewski, die er schon im Auslande hatte kennen lernen, zu machen.

Die Gräfin war Witwe und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, das ihr den Genuß aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens sicherte. Es war ihr Bedürfniß, täglich in ihrem Hause viele Menschen zu sehen und so viel neue Bekanntschaften als nur irgend möglich zu machen; sie suchte Alles auf, was sie zu amusiren versprach, und vermied Alles, was sie nöthigen konnte, an einem ernsten, oder betrübenden Ereigniß im Kreise ihrer Bekannten Theil zu nehmen. Das Unglück war für sie ein Makel, den sie nie vergab. Ein so egoistisches, engherziges Wesen konnte sich ausschließlich nur in den Formen einer großstädtischen Lebensweise gefallen, wo alle Eindrücke auf das Gefühl flüchtig und gehaltlos sind; sie nahm Jeden, der sich ihr vorstellen und bei ihr einführen ließ, freundlich auf; vergaß aber Jeden, den Tod, Krankheit oder Abwesenheit von ihr entfernte. Edle Menschen fühlen in der Jugend am Busen der Freundschaft das Glück des Lebens, und im Alter ruhen sie in den Armen derselben von den Stürmen des Lebens aus; aber für die Gräfin glichen ihre freundschaftlichen Verbindungen den Gemälden in einer Zauberlaterne: keines kommt wieder; immer ein neues und dann wieder ein neues, das

dem entschwundenen folgt. Die Neuheit allein hatte Reiz für sie, und selbst in ihr dürstete sie nach ewigem Wechsel. So verrann ihr ganzes Leben, ohne daß je ihre Ruhe durch ein Ereigniß im Kreise ihrer Bekannten gestört worden wäre.

Klara fand, als sie mit Nordeck zu ihr kam, viele Besuche vor. Man kam, man ging ohne Umstände, und die Unterhaltung blieb in dem Zirkel der gehaltlosen Redensarten und der unbedeutenden Worte und Witzeleien, aus denen die Salons-Conversation in allen Ländern zusammengesetzt ist.

Endlich, erzählte eine Dame, hat die Sabakin doch eine Pension von der Kaiserin Mutter erhalten; aber man erzählt sich seltsame Dinge von der Art und Weise, wie sie sie erbettelt hat.

Mag sie sie nun erhalten haben, auf welchem Wege sie will, antwortete eine Andere; es fehlte ihr wirklich am Nothwendigen, und dann darf man nicht in der Wahl der Mittel, es sich zu verschaffen, schwierig sein. Mich entzückt der Gedanke, daß wir sie doch nun endlich einmal in einem andern Kleide und mit einem andern Shawl sehen werden. Das graue seidene Fähn-

chen, in dem sie stets erschien, war mir ein wahrer Greuel, so oft ich es erblickte.

Guten Morgen, Graf, rief hier die Frau vom Hause einem kleinen dicken Mann entgegen, der sich ihr näherte, um sie zu begrüßen; ist es denn wahr, daß Sie bei S's. Bankerott beträchtlich verlieren?

Nein, Gott sei Dank, antwortete er lächelnd; der Verlust trifft meinen Bruder und nicht mich.

Haben Sie schon gehört, fragte ein Anderer, daß Nachrichten von der Armee angekommen sind? Die Perser sind geschlagen —

Das ist schön, rief die Gräfin Radischwew; wenn ich doch auch nur erst Nachricht von meinem Bruder hätte! Ich bin ganz trostlos und ängstlich um ihn besorgt. — Gehen Sie heut Abend in die Oper, Gräfin Nordeck? Die kleine C. spielt und singt doch wie ein Engel. Sie soll sich gestern Abend selbst übertroffen haben; ich habe sie aber leider nicht gehört, ich war beim Herzog von Serra-Caprioli, wo es auch recht amusant war und so voll, daß man kaum aus einem Zimmer in das andere kommen konnte.

Wie, den gestrigen Ball fanden Sie amusant, Gnädigste? rief gähnend ein junger Mann, der

mit all der eleganten Ungezogenheit unserer jungen Modeherren auf einem Sopha hingestreckt lag; ich habe mich da bis zum Sterben gelangweilt.

Ein Brief, den ich heut Morgen erhalten habe, sagte eine junge Frau, indem sie sich neben die Gräfin setzte, hat mir die Nachricht gebracht, daß die unerträgliche kleine W. endlich von ihrem erlauchten Anbeter verlassen worden ist. Man sagt, daß unsere A. seine Eroberung gemacht hat; das wäre ein Glück für die ganze Familie, die durchaus nicht reich ist.

Nordeck las in Klara's Zügen das Erstaunen, Verhältnisse, die sie bis jetzt kaum hatte erwähnen hören, mit solcher Frivolität öffentlich in Gesellschaft besprechen zu hören.

Die Unterhaltung wurde nun allgemeiner und einer der Männer erzählte eine wirklich unverschämte Lüge, die er von einem Manne gehört hatte, der in der Gesellschaft für sehr liebenswürdig galt.

Sagen Sie mir nichts gegen ihn, rief eine Dame; er spricht kein wahres Wort, das ist wahr, aber es gibt dagegen keinen amusantern Menschen als ihn. Er ist ein ganz unvergleichlicher Gesellschafter, und lassen Sie es uns nur gestehen, wir

Alle würden sehr langweilig sein, wenn wir uns in unseren Unterhaltungen immer streng an die Wahrheit halten wollten; was sollte dann aus all den hübschen Geschichten und Witzworten werden, die wir doch Alle so gern hören und wiedererzählen?

Ach, da kommt der General Redowski mit seiner Frau, rief die Gräfin Radischwew; der hat gewiß Nachricht von dem Regiment, bei dem mein Bruder steht. Ich bin ganz außer mir vor Angst um ihn. — Aber was hat die Generalin für einen schönen Oberrock an? Das ist ja ganz etwas Neues von Farbe und Stoff; den hat sie gewiß von Paris bekommen.

Der General näherte sich mit seiner Frau, aber Keiner dachte daran, nach dem Bruder der Gräfin zu fragen; nur seine Frau wurde umringt, bewundert, befragt — man sprach nur von dem wunderschönen Oberrock.

Klara kam unmuthig nach Hause, und jede in diesen Zirkeln verlebte Stunde befestigte sie in dem Entschluß, so häuslich zu leben, wie Nordeck's Verhältnisse dies nur irgend möglich machten. Die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens und des geistreichen Ideenumtausches lernte sie nur in dem kleinen Kreise kennen, der sich in ihrem eignen

Hause versammelte, und in dem sie und Therese gemeinhin die einzigen anwesenden Frauen waren, deren Gegenwart den Männern nie zum Hinderniß wurde, die ernstesten Angelegenheiten der Menschheit, die erhabensten Ideen mit in die Unterhaltung aufzunehmen. Man hat auch gewiß Unrecht, die Frauen von der Theilnahme an dem Gange der Weltbegebenheiten entfernt halten zu wollen, da sich doch gerade in dieser Theilnahme die edelsten und vortrefflichsten Anlagen der menschlichen Seele offenbaren, nämlich die, die uns fähig machen, uns, von der Beschäftigung mit dem eignen kleinen Ich gesondert, in einem großen Ganzen in Liebe und Selbstverläugnung mitfühlen zu können. Eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Ideen und Vorfälle, die Tausende um uns her ergreifen, ist bei Frauen ein untrügliches Zeichen von Geistesstumpfheit und bei Männern von verächtlicher Seelenertödtung. Parteilos soll kein Mensch sein, ja, wenn er ein wahrhafter, lebendiger Mensch ist, kann er es gar nicht sein, und wenn zwei Fischweiber sich mit einander zanken, wird er unwillkürlich für die eine gegen die andere Partei nehmen, und das um so entschiedener, je mehr Naturkraft und Naturklang in ihm ist.

Ein junger Amerikaner, der auf einer Reise um die Welt über Kamtschatka nach Petersburg gekommen war, gehörte zu den täglichen Gästen im Nordeck'schen Hause. Harry C—, so hieß er, war einer jener seltenen Menschen, die, im Gegensatz zu Dem, was Studium, Fleiß und gesellschaftlicher Einfluß aus uns Europäern machen, in eigner frischblühender Naturentwicklung des Geistes und des Charakters dastehen. An Sinnesreinheit, an Unbekanntschaft mit den Verkehrtheiten und Unwürdigkeiten der großen, vornehmen Welt ein Kind; an Kraft des Willens, an Klarheit des Verstandes und Schärfe des Urtheils ein Mann, schien er Dem, der ihn nicht faßte, ein Irrstern zu sein, der durch die abgemessenen Bahnen des bürgerlichen Lebens auf eigner, willkürlich und eigensinnig gewählter Bahn hindurchfuhr; er war aber ein Stern, dessen Gang nur von den Gesetzen der ewigen Gerechtigkeit und Wahrheit bestimmt wurde. Seine Unterhaltung war höchst anziehend, da es immer durchklang, daß er einem Volke angehörte, das seine Nationalerinnerungen nicht, wie die Völker der alten Welt, an große Kriege und Feldherren, an bedeutende Entdeckungen im Reiche der Wissenschaft und der Künste, sondern an die in-

nere Entwickelung seiner Freiheit und seines Wohlstandes, seines Ackerbaues und seiner Gewerbe knüpft.

Ich kann, sagte Harry einst, da von dem weiten Spielraum geredet wurde, den der Krieg den edelsten Geistesfähigkeiten eröffne, diese Ansicht nicht zu der meinigen machen. Das militairische Talent ist in meinen Augen nur eine der niederen Formen, in denen sich der Genius offenbart, denn es findet zwischen seinem Besitz und den erhabensten Ideen des menschlichen Geistes keine nothwendige Verbindung statt. Man wird einem großen Feldherrn nie streitig machen können, daß er einen kraftvollen Geist besitzt; aber seine Größe beruht doch immer auf der Anwendung und der Berechnung physischer Gewalt, Benutzung physischer Hülfsmittel, Einfluß auf die Materie, und dies kann nie die höchste Aufgabe für den Genius sein, so wenig, wie ihre Lösung eigentliche Geistesbildung erfodert. Auch finden wir unter den berühmtesten Feldherren aller Zeiten nur zu viele Männer, die der Eigenschaften und Fähigkeiten entbehren, welche allein den Menschen wahrhaft adeln und die, indem sie so wenig Phantasie als Geschmack besitzen, so wenig Werke des Genius zu

bewundern als eine großartige Ansicht von der Menschheit und dem Zweck des Daseins zu fassen vermögen; wir finden sie im Gegentheil in Bezug auf Moral, Wissenschaft und eigenthümliche Auffassung und Betrachtung der großen Ideen, welche seit Jahrtausenden die erhabensten Geister beschäftigt haben, oft auf der niedrigsten Stufe. Die Combinationen eines großen Feldherrn, der seine Streitkräfte so aufzustellen weiß, daß er einer überlegenen Macht die Spitze bieten kann, und durch Geschick, Wissenschaft und Genie den Mangel der Zahl ersetzt und mitten unter tausend Hindernissen und Zufälligkeiten, die keine Macht vorauszusehen vermag, einem weiten Kreise von Unternehmungen Einheit, Kraft und Erfolg gibt, gleicht doch nur dem Geschick des Mechanikers, dessen Aufgabe es ist, neue Combinationen physischer Kräfte zu ersinnen, sie in neuen Verhältnissen anzuwenden und alle Hindernisse zu entfernen und zu überwältigen. Daher sind auch große Feldherren außerhalb ihres Lagers gewöhnlich nichts weniger als große Männer und in der Unterhaltung oft recht albern und langweilig. Werke von bewundernswürdiger Ideentiefe, Gegenstände von dem höchsten und allgemeinsten Interesse lassen sie gleichgültig und bleiben von

ihnen unverstanden und ungewürdigt; sie verlassen die Welt, ohne einen neuen, einen großen Gedanken in Bezug auf die großen Aufgaben gehabt zu haben, mit denen sich der Genius der Philosophie und der Gesetzgebung seit Jahrhunderten beschäftigt hat.

Ich möchte Ihnen, sagte Nordeck, aus der neuern Geschichte zwei Feldherren aufstellen, die mit der Größe der Thatkraft auch die Größe der Idee verbunden haben: Friedrich II. und Napoleon. Auch hatte in dem letzten Befreiungskriege das preußische Heer mehrere Generale, denen Sie diese Geniusweihe der höhern Idealität nicht ohne Ungerechtigkeit absprechen können.

Dieser Krieg, fiel Sivers ein, war aber auch ein Krieg im edelsten Sinne des Wortes; denn gewiß nichts adelt die Menschheit mehr als ein tapferer Kampf für eine erhabene Idee, diese entstamme nun der Freiheit, dem Vaterlande oder der Religion. Der Krieger, der blos als Maschine kämpft, mag gleichfalls für irdischen Besitz und Soldatenruhm sein Leben muthig wagen; ja, sein Muth kann durch den Geist, der, vom Feldherrn ausgehend, ein Heer beseelt, bis zur Tollkühnheit gesteigert werden. Napoleon's Heer schwelgte ja

gleichsam in der Lust der Gefahr und des Kampfes; aber zur Würde der Tapferkeit, zu ihrer sittlichen und geistigen Schönheit, die sie nicht blos in der materiellen Welt, sondern auch in der Welt der Idee hat, gehört Vaterlandsliebe, Vertrauen auf die gerechte Sache, Bewußtsein uneigennütziger Pflichterfüllung und vor Allem der Glaube, daß das irdische Dasein seinen Werth nur durch den Bezug auf höhere, unvergängliche, geistige Güter erhält.

Gewiß, setzte Rehbinder hinzu, gibt nur eine religiös-sittliche Beziehung der irdischen Erscheinungen auf das Ewige dem Staate und der Menschheit sowol als dem Einzelnen allein wahrhaften Bestand und tiefe Bedeutung, und ohne sie ist der Mensch, wie auch die Menschheit, ein in sich selbst zerrüttetes, nichtiges, bedeutungsloses Wesen. Doch in diesem wie in jedem andern Sinne macht ein großer Mann nie seine Zeit, wol aber entfaltet er sich an dem Geiste seiner Zeit; sie, die allmächtige, bedarf seiner, ihr Werk zu fördern und durch ihn zur Anschauung zu bringen, was, im Stillen von ihr bereitet, schon da ist.

Und wohl uns, sagte Klinger, daß es nicht in der Macht des Einzelnen ist, dem Lebensstrome der

Menschheit eine willkürliche, neue Richtung zu geben, sondern daß er nur für die Menge zum Organ des Selbstbewußtseins dieser Richtung zu werden vermag. Der große Mann und sein Zeitalter leben und wirken mit und in einander, und es bleibt vergeblich, sondern zu wollen, was sie von einander empfangen und für einander gethan haben. Erhaben ist es aber, wenn uns in diesem Widerscheine freier menschlicher Thätigkeit irgend eine neue Richtung des Zeitgeistes als ein Fortschreiten zur Vernunft und Freiheit erscheint.

Ich möchte wol, nahm Nordeck das Wort, daß zur Rechtfertigung des jetzigen, so sehr verrufenen Zeitgeistes Jemand auf den Gedanken käme, eine Sammlung der Ideen zu veranstalten, die vor funfzig Jahren als frech, gottlos, neu und kühn verrufen und wie Contrebande nur mit Gefahr für den Verbreiter in Umlauf gebracht wurden und jetzt als Gemeingut durch alle Classen der Gesellschaft bekannt und verbreitet sind. Ein solches Buch würde viel zu denken geben, und nach funfzig Jahren würde sich ein zweiter Theil dazu schreiben lassen, von dessen Inhalt vielleicht wir jetzt nur träumen dürfen.

Es ließe sich aber auch ein sehr trauriges Ge-

genstück dazu schreiben, sagte Wallmann, ein junger Deutscher, der im Befreiungskrieg mitgefochten hatte; nämlich eine Sammlung der Ideen, die wir noch vor wenig Jahren laut und öffentlich aussprechen durften, und die man uns jetzt zum Verbrechen macht, je gedacht zu haben.

Sie erinnern mich, antwortete Rehbinder, an ein bedeutungsschweres Wort, welches mir im Jahr 1813 ein berühmter Staatsmann sagte, der mir prophezeite, wie alle damals hochgepriesenen deutschen Kämpfer mit Wort und Schwert sich darauf gefaßt halten sollten, daß nach ausgefochtener Sache ihr Thun und ihr Wirken den Machthabern nur als eine glänzende Sünde erscheinen werde.

Leider, sagte Nordeck, ist dies finstere Wort ein wahres Wort geworden; wir müssen aber auch nicht vergessen, daß die Mehrzahl der damaligen Vorfechter nur geeignet war, als Auf- und Ausrufer zu dienen, sich aber zu jeder andern praktischen Brauchbarkeit völlig untauglich bewies. Ich ehre den Sinn, den unsere deutsche Jugend damals bewährte — ist ja doch der Glaube an ihre eigene Kraft mit das Schönste an der Jugend; aber was sollen dem Fürsten, dem Staatsmanne

Wärme, Begeisterung, idealischer Sinn und phantastische Theorien? Keine Wissenschaft hat mehr Pfuscher und Marktschreier als in unserer Zeit die Staatskunst. Die beste Art, einem Volke wohlzuthun und ihm seine Lasten zu erleichtern, ist, dies nach und nach, ohne Geräusch, Prahlerei und Lärm zu thun; allein dies stille, unscheinbare Wirken fodert eine Selbstverläugnung des Ichs, zu der alle jene Sprecher und Reformatoren durchaus nicht geeignet und fähig sind. Wie im Gesetz der Ehre und des Stolzes auf Ehre alle zehn Gebote enthalten sind, so in der Eitelkeit alle sieben Todsünden, und nichts ist eitler als ein Demagoge im schlimmen Sinne des Wortes. Der wahrhaft große Mann ist es nur am gehörigen Orte und an der rechten Stelle, und es ist ein schöner Zug des deutschen Volkscharakters, daß man diese Größe auch da fühlt und liebt, wo sie unter der natürlichen und gutmüthigen Weise, mit der sie wirkt, gewissermaßen verschwindet. Der Franzose dagegen fodert von seinem Monarchen Repräsentation, von seiner Regierung Charlatanerie, um beide mit eitler Ruhmredigkeit preisen zu können.

Ach, erwiderte Wallmann, unsere deutsche Jugend hat ja auch viele ihrer schönsten Träume auf-

gegeben, und wahrlich unser ganzes Volk ist so genügsam, bedarf so wenig zu seinem Glücke, ist mit so mühsam zusammengesparten Genüssen zufrieden, daß es doppelt grausam ist, es nicht in Ruhe arbeiten und dies Wenige genießen zu lassen. In allen unseren Staaten nimmt das Bedürfniß und der Mangel in eben dem Grade zu, als sich die Abgaben vermehren. Was in landesväterlicher Güte zur Erleichterung des Volkes, was in großsinniger Freigebigkeit an Pracht, Kunst und Wissenschaft verwandt werden könnte, geht alles für Erhaltung der stehenden Heere auf. Mit aller Arbeit vermag der Bürger, der Bauer, der Gelehrte doch nur ein verkümmertes Leben zu eringen, und nichts findet man jetzt in Deutschland seltener als das Glück heiterer, gutmüthiger Behäglichkeit und der daraus entspringenden Zufriedenheit mit sich, mit Gott und mit der Welt. Ein geistreicher Mann hat behauptet, die Natur selbst habe in erhabener Romantik die Geschichtschreiberin des deutschen Volkes werden wollen, als sie den Lauf des Rheins bildete. Anfangs klein; dann mächtig reißend, durch allerlei wilde Bergwasser geschwellt; Felsen und Wälder durchbrechend; im Bodensee zu einem großen, klaren Spiegel ausge-

breitet, an dessen Ende durch zauberische Eilande, noch einmal an die friedliche Unschuld und stille Größe seiner Heimat erinnernd; durch mehr als einen Sturz nur erstarkt und verschönert, zwischen den Vogesen und dem Schwarzwalde sich in stolzer Ruhe fortwindend, in die fruchtbaren und völkerwimmelnden Gärten von Speier bis unter Mainz, wie aus einer Zeit des Kampfes in jene des Genusses; dann noch einmal aus diesem deutschen Paradiese neuen Gefahren zuströmend, mit jeder Krümmung höheren, wilderen, schauerlicheren hingegeben, am Bingerloch, am Lurleifelsen, bei St. Goar; bei Andernach im letzten Kampfe mit steilen und engen Schlünden, wo sich dann unter Bonn die Berge in sieben hohe Häupter endigen und der gewaltige Strom, in viele Arme zertheilt, sich in seinem eigenen Sande verliert, ohne daß man bestimmen kann, wo er eigentlich aufhört —

Der junge Mann schwieg bewegt, und Alle ehrten theilnehmend seine Empfindung. Nach einer langen Pause nahm Sivers das Wort. Die Welt, sagte er, ist für unsere Fassungskraft ein zu großes, ernstes und erhabenes Schauspiel, als daß wir uns über irgend eine einzelne Scene desselben ein Urtheil mit der Gewißheit erlauben dürften,

nicht über den Zusammenhang derselben mit dem Ganzen zu irren. Die Menschenkraft und das Menschengemüth sind jetzt so hoch gespannt, daß sie durchaus in gewaltigen Wirkungen ausströmen müssen; Vergangenheit und Gegenwart berechtigen uns aber zu der Hoffnung, daß sich in der Zukunft des deutschen Volkes die Heldenkraft der Liebe und des Glaubens neu offenbaren wird. Die Weltgeschichte beantwortet unsere Fragen, sie löst unsere Zweifel nie durch einzelne Aussprüche, sondern durch viele in sich verkettete Thatsachen, die bei allem scheinbaren Widerspruch doch die steigende Veredlung des Menschengeschlechtes verbürgen und dem Geiste, der unter den Thränen, Leichen und Trümmern der Erde über die düsteren Räthsel des Lebens nachsinnt, zur tröstenden Offenbarung werden.

Es ist aber, setzte Nordeck hinzu, in einer Zeit, wo, wie in der unsrigen, in dem mannichfaltigsten geistigen und politischen Kampfe Alles schwankt und stürzt und fällt, nicht blos schwer, sondern fast unmöglich, klaren, unbefangenen Blick zu bewahren, und wir Alle sehen die Verhältnisse durch gefärbte Gläser an. Nach Außen hin bleibt die Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechtes

der beste Anker der Sicherheit und Ruhe für jede Staatsverfassung, da Despotie immer und unter allen Formen und Verhältnissen Uebertretung der Gesetze ist, und im Innern wie im Einzelnen sind und bleiben gerader Sinn, dringendes Geschäft und darin Emsigkeit mit Lust und Treue die Eckpfosten aller Glückseligkeit und Tugend. Wir bleiben dadurch vor der Versuchung bewahrt, außer uns schaffen und bilden zu wollen, wozu nicht angeborene, eigenthümliche Kraft und Lust in uns ist, und gelangen dagegen zu jener innern Einheit im Thun, Wollen und Denken, die das Ziel emporstrebender Menschheit ist.

Das Gespräch wandte sich jetzt zu dem Anfangspunkte desselben zurück, und man foderte dem Amerikaner die Rechtfertigung der niedern Stufe ab, auf die er das Talent des Heerführers gestellt habe.

Sie irren sich, entgegnete Harry, wenn Sie glauben, daß ich der Geisteskraft, die der Krieg erweckt und fodert, den Tribut meiner Bewunderung versage. Ich glaube im Gegentheil, daß es im Menschenleben nicht leicht eine Lage gibt, die den Geist so zur Thätigkeit anspannt, in welcher der Wille so gewaltig und der leidenschaftlichste

Affect so von Selbstbeherrschung bewältigt wird als in der Stunde der Schlacht. So große Kräfte bezeugen auch bei fehlerhafter Anwendung immer noch eine Erhabenheit der Natur, und wir können diese staunend anerkennen, obgleich wir mit der Stärke unsers moralischen Gefühls ihre Anwendung tadeln. Die Kraft des Verstandes und des Willens, welche der Krieg entwickelt und an das Licht bringt, erfüllt mich oft mit Begeisterung; aber die Größe des Kriegers verbleicht in meiner Seele vor dem Glanze der intellectuellen und der sittlichen Größe. Der Märtyrer der Wahrheit, der Freiheit und der Menschlichkeit, er, der oft einsam und verhöhnt, ohne den Beifall der Menge, der ihm Muth einflößt, ohne die bunte Mannichfaltigkeit der Umgebung, die seine Gedanken von ihm selbst abzieht, ohne die Möglichkeit zu einer Anstrengung oder zu einem Widerstande, der seine Kraft erwecken und nähren könnte, dennoch ruhig, mit unbezwinglicher Liebe sich entschließt, lange, ausgesuchte Qualen zu erdulden, die ein einziges Wort des Widerrufes oder der Verläugnung von ihm entfernen würde — steht er nicht als Held ebenso hoch über dem sieggekrönten Feldherrn als der unendliche Himmel über unserm Haupte, über

der Erde, die wir mit Füßen treten? — Wie oft verdient nicht auch schon in seiner Niederlage der Gefallene mehr unsere Bewunderung als der Sieger! Wie oft ist der Feldherr der Thaten nicht werth, die er ausgeführt hat, und sein Ruhm ist nur ein Kind des Zufalls! Allein selbst das ausgezeichnetste militairische Talent bleibt doch nur eine der untergeordneten Formen, in denen sich der Genius offenbart, da es außer aller Verbindung mit den erhabensten und unsterblichen Ideen des Menschengeistes und der Menschenseele erscheinen und sich entfalten kann. Wellington und Blücher z. B. waren beide ausgezeichnete Feldherren, und wenngleich die Schlacht von Waterloo einen Schatten auf Wellington's Ruhm und einen desto hellern Glanz auf Blücher wirft, so findet dagegen zwischen beiden Feldherren wieder der Unterschied statt, daß Wellington das beseelende Princip seines Heeres, Blücher dagegen nur der Spiegel war, in dem die Begeisterung des preußischen Heeres ihre Strahlen sammelte. Möchten Sie aber beide Feldherren an Geistesgröße mit Keppler, Baco, Kant vergleichen? an Geniuskraft mit Shakspeare oder Schiller? — Kann man diese Namen neben den Namen jener Feldherren nennen, ohne zu empfin=

den, daß das Dasein und die Größe dieser ganz den irdischen Verhältnissen, jener aber der ewigen, geistigen Welt angehört? Wer kann den Flug des Geistes jener hohen Denker durch Himmel und Erde erwägen, ihre tiefe Einsicht in das Wesen der Seele; wer kann an die Gebilde sittlicher Schönheit und Größe denken, die diese Dichter schufen, oder vielmehr als Ausströmungen ihres eignen Gemüthes zur Anschauung brachten, an die Herrschaft, die sie über die Gemüther vieler Tausende schon geübt haben und noch viele Jahrhunderte hindurch üben werden; an die gewaltige Geisterstimme, mit der sie aus ihren Gräbern hervor noch immer zu den Völkern der Erde sprechen und Einsicht, Empfindung und Genie in mehr denn einem Welttheile erwecken; wer kann, wiederhole ich, an solche Männer denken und neben dem Bilde ihrer Größe im Tempel des Ruhmes das Bild des Feldherrn stellen wollen, für dessen Thätigkeit nur physische Kräfte und physische Hindernisse das Element sind, in dem sie sich äußert, und für dessen Geist die Combination materieller Zufälle und Gegenstände die Aufgabe bleibt, mit der er sich beschäftigt? Nein, meine Freunde, der sittlichen Größe gebührt der erste Kranz, der intellectuellen

der zweite und den dritten mögen Sie dann der Energie der Thatkraft spenden.

Diese Ansichten des freien Amerikaners wurden viel und lebhaft besprochen; und welches Gespräch über Heldengröße muß nicht auf den Mann zweier Jahrhunderte, auf Napoleon, zurückführen?

Alle mußten Harry zugestehen, daß sich in Napoleon von jener sittlichen Größe, von jener Erhabenheit der Seele, die sich unauflöslich auf Tod und Leben mit Wahrheit und Pflicht verbindet, die das Interesse der Menschheit zu ihrem eignen macht, jede Lüge, jede Gemeinheit verachtet, jeder Gefahr muthig die Stirne bietet, allen Lockungen widersteht, die sie von der Sache der Freiheit, der Tugend, der Religion losreißen wollen — von jener Erhabenheit, die in der finstersten Lebensstunde noch ungetrübtes Vertrauen auf Gott bewahrt und immer bereit ist, auf dem Altare des Vaterlandes oder der Menschheit sich selbst zum Opfer zu bringen, in ihm keine Spur, kein Zug offenbaren. Mit der Macht eines Gottes bekleidet, scheint der Gedanke, sie zur Einführung einer neuen, höhern Ordnung, zum Besten des Menschengeschlechts benutzen zu wollen, nie in seinem Geiste aufgegangen zu sein; der Geist der Uneigennützigkeit, der

Menschenliebe, der Selbstverläugnung scheint in ihm keinen Augenblick den Dämon der Selbstsucht und der Ruhmsucht bekämpft zu haben. Nur im Glück, nur auf dem Gipfel irdischer Hoheit zeigt man recht aufrichtig, wie man es mit der Menschheit meint; leider waren aber Napoleon's herrschende Leidenschaften schwer mit edler, sittlicher Größe zu vereinen. Diese ist zu einfach, zu weit von aller Prahlerlei entfernt, geht mit zu viel Freudigkeit und Wärme in die Interessen Anderer ein, um für den Zweck wirken zu können, für den Napoleon lebte und wirkte, nämlich für den, sich für Mit- und Nachwelt zu einem Gegenstand des Staunens und der Bewunderung zu machen. Allen Fürsten seiner Zeit fühlte sich der Gewaltige überlegen; den Glauben an Menschenwerth, der sein warnender Genius geworden sein würde, hatte er früh verloren, und das nicht blos durch den Unwerth der Menschen, sondern auch, weil ein moralisch erkalteter Fürst erkältend auf alle seine Umgebungen, alle seine Diener einwirkt. So überließ er sich zügellos dem Reize der wetterleuchtenden Ideen, die ihn verführten, und setzte sich dadurch in die gefährliche Nothwendigkeit, dem Glanze und der falschen Größe, denen er so viel aufgeopfert

hatte, immer neue Opfer zu bringen, um die schon gebrachten dadurch zu rechtfertigen.

Die intellectuelle Größe beruht auf jener großartigen Fähigkeit des Genius, durch welche die Seele, durchdrungen von der Liebe zum Wahren und zum Schönen, die Welt zu umfassen sucht, sich in den Himmel emporschwingt und in die Tiefen der Erde dringt, die Vergangenheit erforscht, die Gegenwart begreift, die Zukunft ahnt, die allgemeinen, Alles regelnden Gesetze der Natur entdeckt, die unzähligen Beziehungen und Verhältnisse der organischen Welt mit einander verknüpft und sich emporgehoben über Alles, was endlich ist, eine ideale Vortrefflichkeit und Schönheit schafft. Dies ist die Größe des Denkers, des Dichters, des Künstlers, und zu dieser intellectuellen Größe hätte Napoleon sich in der Glorie unsterblichen Ruhmes erheben können, wenn nicht die Energie der Thatkraft sich ebenso ausschließend als despotisch seines ganzen Seins bemächtigt hätte. Auf diesem Schauplatz irdischer Größe ist er freilich bewundernswürdig groß. Die erhabene Geisteskraft, mit der er kühne und weitaussehende Plane zu entwerfen und auszuführen, eine verwickelte Maschinerie von Mitteln, Kräften und Anordnungen

zu erbauen, zu leiten und zu der Erreichung seiner Zwecke zu benutzen verstand, findet fast in der Geschichte nicht ihres Gleichen: titanengroß steht der Mann da, der sich selbst aus der Dunkelheit auf den glänzendsten Thron der Erde erhob, die Welt umgestaltete und den Schrecken seines Namens über Reiche und Meere bis in ferne Welttheile sandte! Sein Wille wurde gleich einem Ausspruche des Schicksals verkündet, gefürchtet und vollzogen; Monarchen füllten seine Vorzimmer, Königinnen trugen die Schleppe seiner Gemahlin; die Alpen brach er nieder und bildete aus ihnen eine Kunststraße; weit über die Grenzen civilisirter Länder drang sein Ruhm bis in die Wüste des Arabers und in die Steppe des Kosacken: ein Mann, der der Geschichte solche Erinnerungen zurückgelassen, beantwortet die Frage, ob er ein großer Mann gewesen sei, durch den Glanz seines Ruhms, noch ehe sie aufgeworfen ist. —

Harry hatte dem Gespräch der versammelten Freunde, dessen Gang in obigen Zeilen angedeutet ist, aufmerksam zugehört. Es scheint mir, nahm er jetzt das Wort, doch noch einer ernsten Erwägung werth, ob Napoleon in dieser, seiner Größe von Ihnen angewiesenen Sphäre der erhabenen

Thatkraft den Rang einzunehmen verdient, den Sie ihm anweisen. Er war der größte Feldherr seiner Zeit; aber er verdankte auch nur seinem Schwert die Oberherrlichkeit, die er in Europa errang. Der Ruhm des Feldherrn genügte ihm indessen nicht; er wollte als Stifter eines neuen Weltreiches den Glanz seines Namens begründen und hat ihn dadurch verbleicht. Der Plan der Weltherrschaft, die er zu erringen strebte, war großartig, aber nicht neu; selbst der eitle und schwache Geist Ludwig's XIV. hatte ihn schon zu fassen vermocht. Es kommt also nun blos darauf an, ob Napoleon die Fähigkeit besaß, diesen Entwurf durch neue und kühne Ideen zu fördern, die der Civilisation unsers Jahrhunderts angemessen und von außerordentlicher sittlicher und intellectueller Kraft waren. Gab er der Gewalt neue Grundlagen, dem Glück des Bürgers neue Bürgschaften? Schuf er neue Bindemittel für unterworfene Nationen? Erfand oder bildete er mächtige Gemeininteressen, durch welche sein Reich zusammengehalten werden konnte? War er selbst von einem Geiste beseelt, der die alten Nationalneigungen ersetzen konnte? Fand er Ersatzmittel für jene gemeinen Werkzeuge der List, Gewalt und Bestechung, deren sich jeder Usurpator

zu bedienen weiß? Nie, so weit die Erinnerungen der Geschichte reichen, bot die Welt einem Herrscher solche Materialien zur Verarbeitung dar, solche Mittel, durch welche Nationen umgeschaffen, eine neue Gewalt aufgebaut und eine neue Zeitrechnung eingeführt werden konnte, wie ihm. Entspricht nun Napoleon's Größe dieser Lage der Welt und den Umständen? Finden wir nur einen neuen Gedanken in seinen Mitteln zur Weltherrschaft? Bemächtigte er sich det Begeisterung seiner Zeitgenossen, dieses mächtigen Princips, wirksamer als Waffen und Politik, und verwandte er sie zu seinem Zweck? Was that er, als auf der schon geebneten Bahn fortschreiten, Gewalt und List in ihren materiellsten Formen gebrauchen? Wenden Sie mir nicht ein, daß der Regent oft gezwungen ist, sich verstellen zu müssen; zur Lüge und zur Heuchelei darf er doch, wie Napoleon es oft that, nie seine Zuflucht nehmen, wenn er auf seine moralische Würde Werth legt. Napoleon bewies selbst einen gemeinen Sinn, als er den Eigennutz für die einzige Triebfeder menschlicher Handlungen erklärte und sich mit dem Schwert in der einen und Bestechungen in der andern Hand für den Beherrscher des Zeitgeistes

hielt. Die Kraft des sittlichen, des volksthümlichen und des häuslichen Gefühls hat er nie begriffen. Die kraftvollsten Elemente der Menschennatur fanden in seiner Vorstellung von derselben kaum eine Stelle, und wie hätte er also eine dauernde Macht über das menschliche Geschlecht begründen können? Als Feldherr war Napoleon groß, kühn, selbstschöpferisch; außer dem Lager bewährte er Talent und Geist; aber er findet als Regent und als Staatsmann Viele seines Gleichen in der Geschichte.

Zwei Umstände, fuhr der junge Amerikaner fort, haben viel dazu beigetragen, die entschiedene, sittliche Misbilligung, mit der Napoleon beim Beginn des letzten russischen Feldzugs in Europa, vorzüglich in Deutschland betrachtet wurde, zu schwächen. Der erste ist, daß die gewaltsame Wegführung des Herzogs von Enghien vom badischen Gebiet gewissermaßen weiß geworden ist durch ein anderes Ereigniß unserer Zeit, das Europas Monarchen, die sich doch um ihres Interesses willen als zu einem großen Familienbunde vereint ansehen sollten, ungerügt gelassen haben. Ein deutscher Fürst wagte es, eine deutsche Fürstin aus einer Stadt auf fremdem Gebiete gefesselt und auf

die schmachvollste Weise entführen zu lassen. Der Bruder beging diesen Frevel an der Schwester, an der nahen Verwandten eines angesehenen Hofes, und der rechtlichste König, der streng sittlichste aller regierenden Monarchen, wollte oder konnte doch die Macht, diese Verletzung seines Gebietes, diese empörende Mishandlung einer seinem Hause nah verwandten Fürstin, zu rächen, nicht gebrauchen; es kam zu einer diplomatischen Verhandlung darüber, die sich damit endigte, daß der Gesandte des Frevlers von jenem Monarchen einen Orden erhielt. Diese Begebenheit hat damals auf das deutsche Volk einen tiefern Eindruck gemacht, als die Fürsten ahnten. Es fühlte, daß kein Monarch in Europa mehr das Recht hatte, Napoleon jene Wegführung des Herzogs von Enghien zum Vorwurf zu machen, da die Gefangennehmung dieses Prinzen — ich rede nicht von seinem Tode — federleicht wiegt, wenn man sie mit der der Herzogin von B. vergleicht. Man glaube auch nicht, daß solche Erinnerungen im Volke untergehen; sie pflanzen sich wie Sagen vom Vater auf den Sohn fort. — Dann hat auch das Mitgefühl über Napoleon's auf St. Helena erduldete Leiden einen Schleier über seine Verbrechen geworfen. Gewiß

ist es, daß er dort mit einer durch nichts zu rechtfertigenden Härte behandelt worden ist. Nicht blos Religion und Menschlichkeit, Selbstachtung schon verbietet uns, einem gefallnen Feinde irgend einen unnützen Schmerz zu verursachen. Männer mußten es kleinlich finden, daß die britische Regierung einen Gefangenen wie Napoleon damit quälte, ihm einen Titel zu versagen, den alle Monarchen Europas anerkannt hatten, und die Frauen, deren Einfluß auf die öffentliche Meinung nicht zu berechnen ist, weinten dem Gefangenen bittere Thränen, als sie erfuhren, daß Hudson Lowe's verächtliche, rohe, ihn auf ewig brandmarkende Grausamkeit dem Kaiser der Franzosen in seinem qualvollen Todeskampfe die Erquickung eines kühlen Trunkes versagt hatte; daß Napoleon, der nur mit Süßholz versetztes Wasser zum Getränk bekam, vergebens nach einer Apfelsine zur Labung schmachtete, und Lowe ihm endlich statt derselben zwei bittere ungenießbare Pomeranzen sandte. Ein schärferer Gegensatz zu dem Glanze seines Kaiserthrones kann wol nicht leicht aufgefunden werden. Doch ist es Schwäche, wenn das sittliche Gefühl und das ernst-schwere Urtheil des richtenden Verstandes, mit dem wir Napoleon's Laufbahn erwä-

gen müssen, von dem Mitleid über die Schmerzen, mit denen sie schloß, bestochen und eingeschläfert werden; Napoleon's Geschichte ist zu ernst, die Verbrechen, deren Humanität und Freiheit ihn anklagen, sind zu schreiend, als daß wir an seinem Grabe sentimental trauern dürften. Die anderen Monarchen haben sich übrigens in der öffentlichen Meinung, nicht sowol der Gebildeten als der des Volkes, unsäglichen Schaden dadurch gethan, daß sie in Napoleon nach seinem Fall den von ihnen als ihres Gleichen, als Kaiser anerkannten Monarchen äußerlich nicht mehr geehrt haben. Die Völker waren Zeuge gewesen, wie sie sich vor ihm gebeugt hatten; sie mußten ihn daher auch nach seinem Falle auf seiner Standeshöhe erhalten, wenn sie, als seine Besieger, unermeßlich in der öffentlichen Meinung zu steigen begehrten; statt dessen warfen sie ihn als Emporkömmling in das Volk zurück und bedachten nicht, daß dieses sich dadurch als seines Gleichen ansehen und fühlen lernte, und es nie wieder vergessen wird, daß es alle Monarchen vor ihm, dem aus seiner Mitte Emporgekommenen und dem Volke so unweise Zurückgegebenen, klein gesehen hatte. Der Glanz des Thrones, der Schimmer der Repräsentation hatte Na-

poleon durch eine unermeßliche Kluft von dem Volke geschieden, und hätten die Monarchen ihren Vortheil verstanden, so hätten sie den Besiegten, in einem goldenen Käfig, kniend von Fürsten bedienen lassen sollen. Sie hätten sich vielleicht dadurch noch auf ein Jahrhundert den Rang und das Ansehen von Halbgöttern bei dem Volke gesichert.

Noch eine andere Erscheinung, setzte Wallmann hinzu, hat dem Respect des Volkes vor der Persönlichkeit der Monarchen unendlich geschadet, die des entthronten Königs von Schweden. Wenn Bürger, Handwerksleute und Bauern einen legitimen König in den jämmerlichsten Kneipen ohne alles Gefolge, ohne alle Bedienung absteigen sehen; sehen, wie er sich selber seine Stiefeln putzt, seinen Rock selbst bürstet, und sich dann sagen: unser Fürst ist doch nur seines Gleichen, und dieser bleibt, wenngleich entthront, doch immer ein legitimer König, so streut das mehr revolutionairen Samen aus, entwürdigt die Majestät des Thrones bei dem Volke mehr als tausend demagogische Flugschriften. Warum zog man nicht das Geheimniß seines Schicksals, das ja doch in keinem Salon eins ist, an das Licht und sprach sein Verhältniß

zum Grafen Munk offen aus? Dann würde seine Erscheinung auch in der tiefsten Erniedrigung des Mangels und des Elendes dem Glanz der Majestät nicht zu schaden vermögen; so aber muß es die Begriffe des Volkes verwirren, einen König in solcher Lage hülflos von Land zu Land wandern zu sehen.

Wir bewahren nur wohlwollende Gesinnungen gegen die Menschen, wenn wir sie aus der Ferne beobachten. Mischen wir uns unter sie, so leiden wir durch die Berührung, und werden wir gleich durch die Verletzung nicht boshaft, mindestens doch selbstsüchtig aus der Vorsicht, welche unsere Sicherheit uns aufnöthigt.

Bulwer.

Der Winter floh an Klara rasch und angenehm vorüber; sie hatte nun schon ein Jahr in Petersburg verlebt und aus dem reizenden Naturkinde, das sie bei ihrer Ankunft war, begann sich eine ebenso geistvolle als liebenswürdige Frau zu entfalten. Das großstädtische Leben in den Hofcirkeln der Residenz hatte auf die Anmuth und die Eleganz ihres Benehmens den günstigsten Einfluß gehabt, der tägliche Umgang mit den ausgezeichneten Männern, die Nordeck in seinem Hause sah, und sein eigner, reger Sinn für Literatur und Kunst, für Philosophie und Geschichte der Menschheit hatten ihren Geist gebildet, ohne ihr doch die Frische der Ansichten und Empfindungen zu rauben, die sie zu einer ausgezeichnet interessanten Erscheinung machten.

Die Jugend ist ein Bild des Frühlings und im Leben, wie dieser in der Natur, das Schönste, was hienieden erblickt werden kann; wir müssen uns aber bei der Empfänglichkeit für ihren Zauber doch vor Ueberschätzung desselben schützen; sie selbst glaubt nur zu oft den ganzen Reichthum des menschlichen Daseins in sich und der Fülle ihrer Empfindungs- und Auffassungsweise beschränkt zu sehen und muß dann in späteren Lebensjahren diesen Irrthum schwer büßen. Als Nordeck Klara kennen lernte, war in ihr bei der Einfachheit ihres Lebenslaufs noch keine Ahnung erwacht, wie reich Menschenherz und Menschenleben an Wonne und Leid sein können; sie erfreute sich mit kindlichem Gemüth ihres noch ganz ungetrübten Daseins; sie war als Nordeck's Gattin glücklich, und doch hatte die Stimmung ihres Gemüths sich geändert; in der Tiefe ihres Wesens war Manches, nicht gerade aufgeregt, aber doch angeregt, und sie stand bei erhöhter geistiger Lebensthätigkeit jetzt auf dem Punkte, wo sie entdecken mußte, daß die glücklichsten irdischen Verhältnisse doch noch oft in unsrer Seele für eine namenlose Sehnsucht Raum lassen. Man ist durch Das, was Andere von unseren Lebensverhältnissen sehen und wissen, selten sowol

glücklich als unglücklich, sondern nur durch Das, was sie nicht sehen, was wir ihnen nicht sagen können, und was unsere Seele als ein gegen uns selbst oft nicht ausgesprochenes Geheimniß in ihrer eignen Tiefe bewahrt; so war auch in Klara's Dasein ein Geheimniß, um das sie selbst nicht wußte, was aber einen leichten, gewissermaßen verschönernden Schleier der Wehmuth und der Sehnsucht über ihre Empfindungen warf. Vor ihrer Verheirathung hatte sie nie einen Roman gelesen; jetzt hörte sie aber zu oft von den neu-europäischen Meisterwerken in dieser Gattung der Literatur reden, um nicht den Wunsch zu empfinden, sich mit ihnen bekannt zu machen; sie gab sich dem Zauber dieser Dichtungen ganz hin und lernte aus ihnen das Glück des Herzens von einer neuen, ihr bisher unbekannt gebliebenen Seite kennen. Ihre bisherige Ehrfurcht vor der Würde und der Bestimmung des Mannes schwand nun vor dem Glauben, die Liebe müsse auch in seinem Leben wie im Leben der Frau das Mächtigste und Wichtigste sein. Die Phantasie, diese höhere, geistige Sinnlichkeit, wurde durch diese Romanenlecture bei ihr in einem Grade entwickelt und gespannt, daß alle ihre Empfindungen, ihre ganze Seele gleichsam zu einem

Instrument wurden, dem nur der Künstler fehlte, um in den feinsten Nuancen des Gefühls zu ertönen und das höchste Glück, alle süßen Schmerzen, alle seligen Klagen, alle Begeisterung der Liebe auszusprechen. — Ihrem innern Leben fehlte noch die nothwendige Kräftigung einer ernsten, immerwährenden Beziehung des irdischen Lebens auf das ewige. Jugend und Unschuld können sich nicht so nach der Gottheit sehnen wie Schmerz und Irrthum, und das höhere Leben des Menschen im Glauben — nicht das Festhalten einer gewissen Autorität, sondern als innere Thatsache, als zuversichtliches Ergreifen des Göttlichen durch unwandelbare Willensrichtung — entwickelt sich nicht ohne Kampf, ohne Hülflosigkeit. Der Friede des Himmels zieht nicht immer in das Herz ein, das mit dem Irdischen zerfallen ist. Wer nur durch das Gefühl der Nichtigkeit alles vergänglichen Besitzes zur Sehnsucht nach dem Ewigen angeregt wird, den überfällt oft und lange die Pein dieses Gefühls, ehe seine Seele zur Aufnahme des Ewigen geläutert und ihrer fähig wird. Das Göttliche ist in unserer Seele von dem Irdischen wie der Kern von der Schale umgeben; es muß diese erst sprengen, ehe es sich emporringen kann zum

freudigen Gedeihen in reinerer Himmelsluft. Wir Alle müssen kämpfen, um im Richtigen das Bleibende zu erringen; das Bewußtsein unserer höhern Bestimmung muß alle unsere Lebensverhältnisse durchleuchten, wenn es uns nie wieder verlassen soll. Bis der Mensch diese Klarheit gewonnen hat, flüchtet das sehnende Gemüth sich gern zu der Kunst, als zu einem Hülfsmittel, das die Gottheit selbst dem Sterblichen vom Himmel herabgesandt hat, um uns für den Glanz des höhern Lebens empfänglich zu machen; aber in der sinnlichen Schönheit ihrer Gebilde und in unserer Bewunderung ihrer Offenbarungen liegt für sterbliche Wesen die Gefahr wie eine Schlange unter Rosen verborgen. Nordeck, der seiner Klara gern durch eine ernsten Fleiß erfodernde Beschäftigung ein Gegengewicht gegen den nachtheiligen Einfluß des Müßigganges geben wollte, der von der Lebensweise einer vornehmen Frau unzertrennlich ist, wählte irrigerweise die Musik dazu und da sie eine ausgezeichnet schöne Stimme hatte, führte er ihr zur Ausbildung ihres Talentes die vorzüglichsten Meister dieser Kunst zu. Die Musik hat aber unter allen Künsten die reichste Sprache für leidenschaftliche Empfindungen, tausendseitig allen Far-

benwechsel derselben in allen Abstufungen des Gefühls aussprechend, und in ihrer wundervollen Einheit doch von tausend ganz verschieden fühlenden Menschen gleichzeitig zu verstehen. Klara's Wesen fehlte die Offenbarung der Liebe; in der Musik gingen ihr die geheimnißvollen Ahnungen dieses tiefsten aller Räthsel auf, und es entwickelte sich in ihr gleichsam eine Melodie der Empfindung, zu der ihr noch die Worte fehlten, um sie als Gesang ausströmen zu lassen. Diese Kunst hat mehr als jede andere unter dem Einflusse einer alle Gefühle verweichlichenden Zeit gelitten und sollte nicht eher wieder als Bildungsmittel für unsere Töchter benutzt werden, bis sie von neuem in ihre Würde eingesetzt ist und wir Deutschen auch wieder in ihr den Adel eines das Heilige in schöner Begeisterung auffassenden Gemüthes zu bewähren streben.

Mit dem Frühling kam für Nordeck der Befehl, den Kaiser auf einer Reise durch die südlichen Provinzen seines Reiches zu begleiten, und es wurde daher beschlossen, daß Klara die Zeit seiner Abwesenheit auf dem Lande, bei der Mutter ihrer Therese zubringen sollte. Nordeck versprach, sie nach seiner Rückkehr selbst von Lindenthal, wo

sie den Sommer wohnen wollte, abzuholen, und trennte sich mit schwerem Herzen von seiner Klara.

Lindenthal war einer der reizendsten Landsitze in Liefland, und Frau von Walden, die sich sehr durch den Aufenthalt der wunderschönen, vornehmen jungen Frau in ihrem Hause geschmeichelt fühlte, führte Klara gleich nach ihrer Ankunft von Zimmer zu Zimmer, um für sich dasjenige zu wählen, das ihr am besten gefalle. Dabei war sie unerschöpflich in Entschuldigungen, daß sie ihr keine bessere Wohnung anzubieten habe, und doch voll Erwartung, von ihr die geschmackvolle Einrichtung und die Schönheit des Hauses preisen zu hören. Klara, die nur in Theresens Nähe zu wohnen wünschte, war bald in ihrer Wahl entschieden; sie überließ es ihrer Jungfer, Alles gehörig zu ordnen, und eilte mit Therese in den Garten, um sich des köstlichen Frühlingsabends zu erfreuen. Bei der Heimkehr fanden sie Frau von Walden beschäftigt, nach ihrer Gewohnheit mit den Dienstboten zu schelten und sie alle hier und dorthin zu versenden, ohne ihnen Zeit zu lassen, einen ihrer Befehle gehörig auszuführen. Frau von Korsakow lag auf dem Sopha, um sich von der Ermüdung der Reise auszuruhen, und ihr Mann ging gelang-

weilt im Zimmer auf und ab und versicherte seiner Schwiegermutter, ihm sei nichts unerträglicher, als so ein Abend auf dem Lande, ohne Spiel und ohne Gesellschaft. Ihre Versicherung, daß sie schon morgen mehrere Gäste erwarte, und daß es ihm keinen Tag an einer Bostonpartie fehlen solle, machte ihn indessen etwas besserer Laune, und er that ihr die Ehre an, die Abendmahlzeit ganz erträglich zu finden.

Frau von Walden, der es nur um den Rang und die Zahl ihrer Gäste, nie um ihre Liebenswürdigkeit und ihren innern Gehalt zu thun war, hatte eine Menge Menschen eingeladen, sie auf ihrem Landgute zu besuchen. Therese und Klara fanden unter der Anzahl Derer, die sich einfanden, einige Originale, die sie für die Langweiligkeit der Anderen entschädigten. Klara hatte es von Frau von Walden erbeten, des Morgens auf ihrem Zimmer allein mit Therese frühstücken zu dürfen, und in diesen einsamen Morgenstunden fanden sie Ersatz für den Zwang des übrigen Tages.

Unter den Anwesenden war auch die wegen ihrer Schönheit und ihrer leidenschaftlichen Liebe zu ihrem Gatten gleich bekannte Frau von Lewof. Sie war wirklich ausgezeichnet schön, und ihre feinen,

regelmäßigen Züge hatten einen Ausdruck von Sanftmuth und Gefühl, der ihr alle Herzen gewann. Eine gewisse reizende Nachlässigkeit in ihrem Anzuge schien zu verrathen, daß sie, getrennt von ihrem Mann, der bei der Armee war, nicht darnach strebe, Anderen gefallen zu wollen. Täglich schloß sie sich einige Stunden ein, um an ihn zu schreiben; bei Spaziergängen sonderte sie sich oft von der Gesellschaft ab, um, wie sie sagte, seine Briefe, von denen sie immer die beiden letzten auf dem Herzen trug, zu lesen; sie sprach mit Jedermann von ihrer grenzenlosen Liebe zu ihm, von der Leidenschaft, mit der er sie anbete, und von der ungeheuern Kraft, deren sie bedürfe, um sich nicht ganz in den Schmerz dieser Trennung zu versenken und sich zu einer Theilnahme an den gesellschaftlichen Freuden zu zwingen, die doch alle keinen Reiz für sie haben könnten. In jedem Gespräch verstand sie das Lob der Treue und der Liebe einzuflechten, die sie als die sicherste Bürgschaft des Adels schöner Seelen pries. Man mußte, man sollte fühlen, daß sie eine durchaus ausgezeichnete und seltene Frau sein müsse, um so zu lieben, wie sie ihren Feodor liebte.

Wahrhafte Menschen besitzen einen eignen See-

leninstinct, der ihnen alle Affectationen verräth, und so fiel es auch unseren beiden Freundinnen gleich in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft mit der schönen Frau auf, daß sie mit ihrer Liebe Prunk zu treiben schien, und daß, ungeachtet der vielen geschriebenen und empfangenen Briefe, ungeachtet der einsamen Spaziergänge und des scheinbar vernachlässigten, aber stets sehr kleidlich gewählten Anzugs, Frau von Lewof doch keineswegs gegen das Vergnügen, Eroberungen zu machen, gleichgültig war und im Geheimen darauf ausging, die Zahl derselben, so viel nur immer möglich, zu vergrößern; ja, daß sie die Liebe zu ihrem Manne als einen Schild benutzte, unter dessen Schutz sie sich manche Anlockung erlaubte, mit der ihr glühend geliebter Feodor wol Ursache gehabt hätte, eben nicht sehr zufrieden zu sein.

So schön, so pflichtmäßig es auch ist, sagte Therese zu Klara, wenn eine Frau, eine Braut den Geliebten von ganzem Herzen und mit ganzer Seele liebt, so verletzt es doch immer mein Gefühl, wenn sie ohne Scheu, ohne Erröthen von ihrer Liebe spricht. Sie soll den Geliebten und die Liebe nicht verläugnen, wenn ihr das Glück geworden ist, sie vor der Welt bekennen zu dürfen: allein

ein so keckes Aussprechen des tiefsten Gefühls, ein solches Enthüllen des Allerheiligsten unserer Empfindung erscheint mir wie eine frevelhafte Verletzung aller Grazie der Weiblichkeit. Wer kann in Gesellschaft von Gott und göttlichen Dingen reden? solche Gespräche entströmen unserer Seele nur in den Weihestunden des höhern Lebens, und so ist es mir ganz undenkbar, wie ich je, wenn ich einen Mann liebte, mit einer Andern als mit dir von meiner Liebe zu ihm reden könnte. Ja, mich dünkt, den Geliebten selbst würde ich mein Gefühl mehr errathen lassen, als es ihm so frank und frei im alltäglichen Gang des Lebens und des Gesprächs auszusprechen. Sollte man die Grazie der Weiblichkeit unter einem Sinnbild darstellen wollen, so müßte dieses ein Schleier sein: wir bedürfen seiner für unsere Liebe wie für unsere Reize und unsere Tugenden.

In dem Gefolge, das Frau von Lewof nach dem Beispiel aller russischen Damen mit sich führte, befand sich auch ein Vetter ihres Gemahls, der ihr um dieser Verwandtschaft willen, wie sie sagte, besonders theuer war. Sie hatte ihm oft kleine Heimlichkeiten zu vertrauen, sie wollte ihn nur mit sich beschäftigt sehen, während er sie sehr nachläs-

sig behandelte, unaufhörlich schwatzte, unverschämt log und den Willen zeigte, sich über Jedermann lustig zu machen und Alles bespötteln zu wollen. Er machte eben kein Hehl daraus, daß er sich für den liebenswürdigsten und unwiderstehlichsten aller jungen Männer hielt. Ein einziger Mann in der Gesellschaft, die sich bei Frau von Walden versammelt hatte, verblödete ihn. Dies war der Graf Faiminzin, ein kalter, ernsthafter junger Mann, der wenig sprach, aber viel zu denken schien. Die besonnenste Klugheit schien ihn in Allem zu leiten, was er that und was er sagte. Die Frauen behandelten ihn mit vieler Auszeichnung, ob er sie gleich oft langweilte; aber es war Mode, ihn interessant zu finden: die an Unart streifende Kälte, mit der er sie behandelte, reizte ihre Eitelkeit, und es ist ja heut zu Tage auch ganz gewöhnlich, daß ein Mann durch Impertinenz und Unmanierlichkeit sein Glück bei den Frauen macht.

Eine alte Gräfin Markow war der Popanz der ganzen Gesellschaft. Sie beehrte Frau von Walden mit dem Titel ihrer Freundin, und aus Freundschaft ließ sie es sich gefallen, den größten Theil des Sommers bei ihr auf dem Lande zuzubringen und dadurch für diese Zeit die Kosten eines eignen

Haushalts zu ersparen. Frau von Walden fand sich durch diesen Beweis ihrer Anhänglichkeit sehr geschmeichelt, da die Gräfin einen großen Theil ihres Lebens an einem deutschen Hofe als Oberhofmeisterin verlebt hatte und sogar mit einem kleinen regierenden fürstlichen Hause weitläufig verwandt war, was ihr in den Augen der Frau von Walden Werth und Bedeutung gab. Das Lieblingsstudium der Gräfin war die Genealogie aller fürstlichen Häuser Europas, und sie ließ keine Gelegenheit entschlüpfen, ihre Kenntnisse in diesem Fache auszukramen. Ebenso genau kannte sie die Familienverbindungen vieler adeligen Geschlechter, und ihr Gedächtniß dafür war wirklich bewundernswürdig. Sowie in der Unterhaltung nur irgend Jemand einen ihr bekannten Namen aussprach, so war es, als ob ein Uhrwerk aufgezogen würde. Der Baron Wolf, rief sie, o den kenne ich recht gut! er ist aus dem Leizkow'schen Hause. Sein Vater war General; ach, wie oft habe ich mit dem getanzt! Sein Onkel war Gesandter in Dresden. Die Mutter war meine vertraute Freundin; sie war eine Gräfin — Gott, der Name schwebt mir auf der Zunge! — eine Ranzau, ja, ja, Emilie von Ranzau hieß sie. Ihr Vater war

ein schöner Mann; er hatte eine verwitwete Gräfin Holstein zur Frau, deren Mutter gleichfalls eine Ranzau, aber aus dem breitenburger Hause war. Sie waren Beide Geschwisterkind. Der hochselige Prinz von Augustenburg sprach oft mit mir davon. Das war auch ein charmanter Herr, dem es unbeschreibliches Vergnügen machte, mit mir zu scherzen. Meine Antworten amusirten ihn stets, und er lachte oft so, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Ich ging zum Beispiel in meiner Jugend nie ohne Schleier aus, um meinen Teint, der sehr schön war, zu schonen; da pflegte denn der hochselige Herr oft zu sagen: Die Gräfin Markow und ihr Schleier sind so unzertrennlich wie Leib und Seele. Ich antwortete ihm einmal: Gnädigster Herr, ich bin nicht häßlich genug, um mich unter ihm verstecken zu wollen, und nicht schön genug, um mich nicht ohne Gefahr für Andere ohne ihn zeigen zu dürfen; aber es ist nun einmal meine Passion, einen Schleier zu tragen. Der Prinz wollte sich todtlachen und sagte: Es ist doch wahr, die Gräfin Markow ist die amusanteste Frau von der Welt, es fehlt ihr nie an einer Antwort.

Anekdoten dieser Art folgten auf jede ihrer ge-

Haushalts zu ersparen. Fr...
sich durch diesen Beweis i...
geschmeichelt, da die Gr...
ihres Lebens an einem ...
hofmeisterin verlebt hatt...
nen regierenden fürstli...
wandt war, was ihr i...
Walden Werth und ...
lingsstudium der Gr...
fürstlichen Häuser G...
legenheit entschlüp...
Sache auszukramen...
Familienverbindu...
und ihr Gedächtn...
würdig. Sowi...
Jemand einen ...
war es, als ...
Der Baron W...
gut! er ist a...
Vater war ...
dem getanzt! ...
den. Die ...
din; sie wa...
schwebt mir ...
ja, Emilie ...

die er darin entweder zum Geburtstage, ...ählung, oder bei sonst irgend einem An... ...gesprochen habe; er konnte daher auch bei ... Willen nichts verrathen und mußte sich ... begnügen, anzudeuten, daß er viel entdecken ... Seine Eitelkeit war übrigens so groß, daß ...n Umgang unangenehm machte; er hatte ... übertriebensten Begriff von seiner eignen Wich... ...eit, da er alle Salons in Europa besucht, alle ... Gesichter gesehen, die man darin erblickt, und ... manchem bedeutenden Manne abgesehen hatte, ... er sich räusperte und wie er spuckt"; dabei ... er, wie Alle seines Gleichen, gegen Geringere ...nso übermüthig als gegen Vornehmere kriechend. ... sprach man von einer hübschen Frau — nun ja, ...agte er, sie ist ganz erträglich, aber seine Frau ...müßte man sehen, um zu wissen, was dazu ge... ...höre, schön zu sein. Er liebte sie übrigens nicht, ...doch seine Eitelkeit verschönerte sie, weil sie sein war. Seine Kinder waren die schönsten und klügsten Kinder in der ganzen Welt, sein Haus das geschmackvollste, seine Equipage, seine Pferde, Alles war ganz unvergleichlich; kurz, er war der Mann, der Alles besser wußte, alle Andere übersah, und wirklich und in der That war er doch

nealogischen Erörterungen und brachten durch ihre öftere Wiederholung Alle, die verurtheilt waren, sie anhören zu müssen, zur Verzweiflung, ausgenommen Frau von Walden, die Alles, was sich auf vornehme, und vollends, was sich auf fürstliche Personen bezog, mit Ehrfurcht anhörte und sich keinen Zweifel daran erlaubte, daß die Gräfin eine sehr amusante Frau sei, da dies der Prinz von Augustenburg ja schon vor dreißig Jahren versichert hatte.

Ein Gegenstück zu der Gräfin Markow war der Baron J. Dieser sprach ausschließlich nur von sich und der Gunst, in der er bei diesem oder jenem mächtigen Manne oder Prinzen stand; hörte man ihn, so wurde man versucht zu glauben, daß er mit allen Fürsten Europas in Briefwechsel stehe und in die Geheimnisse aller Cabinete Europas eingeweiht sei. Korsakow, der sich dadurch täuschen ließ, machte ihm förmlich den Hof, um gelegentlich etwas von diesen vertraulichen Mittheilungen erlauschen zu können; J. spielte aber stets den Verschwiegenen und mußte es wol, da die Briefe, die er von bedeutenden Männern bekam, nie mehr enthielten, als die Anzeige, man habe seinen Brief erhalten und danke ihm für die guten

Wünsche, die er darin entweder zum Geburtstage, zur Vermählung, oder bei sonst irgend einem Anlaß ausgesprochen habe; er konnte daher auch bei dem besten Willen nichts verrathen und mußte sich damit begnügen, anzudeuten, daß er viel entdecken könne. Seine Eitelkeit war übrigens so groß, daß sie seinen Umgang unangenehm machte; er hatte den übertriebensten Begriff von seiner eignen Wichtigkeit, da er alle Salons in Europa besucht, alle die Gesichter gesehen, die man darin erblickt, und es manchem bedeutenden Manne abgesehen hatte, „wie er sich räusperte und wie er spuckt"; dabei war er, wie Alle seines Gleichen, gegen Geringere ebenso übermüthig als gegen Vornehmere kriechend. Sprach man von einer hübschen Frau — nun ja, sagte er, sie ist ganz erträglich, aber seine Frau müßte man sehen, um zu wissen, was dazu gehöre, schön zu sein. Er liebte sie übrigens nicht, doch seine Eitelkeit verschönerte sie, weil sie sein war. Seine Kinder waren die schönsten und klügsten Kinder in der ganzen Welt, sein Haus das geschmackvollste, seine Equipage, seine Pferde, Alles war ganz unvergleichlich; kurz, er war der Mann, der Alles besser wußte, alle Andere übersah, und wirklich und in der That war er doch

nichts als ein armer Tropf und der langweiligste Gesellschafter, den es geben kann.

Seine Schwester, die Baronesse J., war ebenso närrisch als er, nur in einer andern Art. Ihr Götze war die Mode, aber ihre Modesucht grenzte an Verrücktheit. Vom Morgen bis zum Abend sah man sie auf das sorgfältigste geputzt und immer in einer Stellung, als solle sie einem Maler sitzen. Sie dachte, träumte, sah nichts, redete von nichts als von ihrem Anzug; nie veränderte sich der Ausdruck ihrer Züge; nur dann überflog diese eine Wolke des Erstaunens oder der Geringschätzung, wenn sie eine reiche oder vornehme Frau schlecht oder sehr einfach angezogen sah, und sie selbst setzte auf ein Lob ihres Anzugs mehr Werth als auf eine Schmeichelei, die ihrer Gestalt und ihren Reizen galt. Glaubte sie sich aber in dem Gebiet der Mode und der Eleganz übertroffen, sah sie eine andere Frau schöner, reicher, modischer gekleidet als sie selbst, so war es um ihre gute Laune geschehen, und sie konnte Thränen des Unmuths und der Bosheit weinen. Dabei war sie nicht coquett; die Eroberung eines Mannes hatte keinen Werth für sie; ihr Herz empfand nicht das Bedürfniß, sich geliebt zu fühlen, und ein neuer

Shawl war in ihren Augen von höherm Werth und sein Besitz wünschenswürdiger als die Liebe irgend eines Mannes.

Am mehrsten belustigte aber doch Frau von Friesen unsere beiden Freundinnen durch ihre Lächerlichkeit. Sie war schon lange nicht mehr im Besitz frischer Jugendblüte; da sie aber 20 Jahre jünger war als ihr 60jähriger Mann, so hielt sie sich noch für jung genug, um gefallen zu können und es sich zum Verdienst anzurechnen, daß sie keinen Anbeter fand. Gezwungen, auf die Huldigung, die die Männer der Jugend und der Schönheit darbringen, Verzicht leisten zu müssen, hatte sie sich selbst überredet, daß die Würde und die außerordentliche Klugheit ihres Betragens die Männer von ihr entfernt halte. Ihr Lieblingsgespräch drehte sich um die Sorgfalt, mit der eine Frau darnach streben müsse, ihren Ruf unversehrt zu erhalten, und dies vorzüglich dann, wenn sie das Unglück habe, die Gattin eines alten Mannes zu sein. Vollends dann, setzte sie seufzend hinzu, wenn dieser eifersüchtig ist!

Ihr hauptsächlichstes Bestreben war darauf gerichtet, ihrem Mann den Schein der Eifersucht zu geben; dies war aber eine schwere Aufgabe, da er

der kaltblütigste und trägste Mann war, den man nur sehen konnte. Ein gute Mahlzeit, ein bequemes Sopha zum Ausruhen und des Abends seine Spielpartie, war Alles, was er zu seiner Glückseligkeit bedurfte. Er sprach nicht viel und dachte noch weniger; man sah ihm aber an, daß er das Leben viel angenehmer finden würde, wenn seine liebe Frau aufhören wolle, ihn in seiner Behaglichkeit zu stören, was sie in Gesellschaft stets auf eine höchst lächerliche Weise that. Wenn er sich z. B. nach Tische irgend ein Winkelchen suchte, um sein Mittagsschläfchen zu machen, setzte sie sich unter dem Vorwand, ihm die Fliegen abwehren zu wollen, neben ihn, und indem sie diese verjagte, gab sie ihm gelegentlich einen kleinen Klapps, der ihn aus dem Schlafe aufschreckte. — Guter Gott! rief sie dann sehr laut, bist du nun schon wieder argwöhnisch! Schlafe doch ruhig, ich bin ja bei dir, du hast nichts zu besorgen, ich werde mit Niemand reden! — Ihr Mann riß dann Mund und Augen auf, brummte einige unverständliche Worte und schlief wieder ein. Er ging nie spazieren, weil er dies zu mühselig fand, und zog es vor, am offenen Fenster sitzend, der frischen Luft zu genießen; allein obgleich er, da sein ganzes

Leben ein Seelenschlaf war, nicht das Bedürfniß der Gesellschaft empfand und es vorgezogen haben würde, allein zu bleiben, war doch seine Frau durch nichts zu bewegen, die Gesellschaft auf ihrem Spaziergange zu begleiten. Ich darf meinen Mann nicht verlassen, antwortete sie stets mit einer Miene, die es ausdrückte, welch ein Opfer sie ihm dadurch bringe, und wie sie überzeugt sei, daß Jedes es fühlen und erkennen müsse, daß sie das Muster einer vortrefflichen Frau sei, und wie sehr die Bereitwilligkeit, mit der sie sich in die eifersüchtigen Grillen ihres Mannes füge, bewundert zu werden verdiene.

Vergeblich versicherte er ihr oft so einsylbig als möglich, daß es ihm lieber sei, allein zu bleiben. Sehen Sie, rief sie dann, nun ist er böse, und Sie können mir doch Alle bezeugen, daß ich nicht daran gedacht habe, ihn verlassen zu wollen. — Kam ihr Bedienter oder ihre Jungfer, ihr einen Befehl abzufodern, oder einen Auftrag auszurichten, so gebot sie ihnen, sich ihrem Gemahl zu nähern und laut zu reden, weil sie keine Geheimnisse für den gnädigen Herrn habe. Du würdest ja sonst wieder glauben, sagte sie, daß es etwas Verfängliches sei, was sie mir zu sagen haben;

dein argwöhnisches Wesen bringt mich zur Verzweiflung; nie gab eine Frau ihrem Manne weniger Anlaß zu Eifersucht als ich, und doch quälst du dich und mich Tag und Nacht mit deinen eifersüchtigen Grillen!“ Alle diese Thorheiten ertrug ihr Mann mit Sokratischer Geduld; nur eine war ihm durchaus unerträglich, und dies war die Zumuthung, jeden Brief und jedes Billet zu lesen, die sie bekam oder schrieb; sie zwang ihn sogar, das Siegel jedes an sie gerichteten Briefes zu erbrechen. Eine tugendhafte Frau darf für ihren Mann kein Geheimniß haben, sagte sie ihm sehr feierlich, so oft sie ihn zwang, dies lästige Geschäft zu verrichten. Trotz dieser Vorsicht hätte sie aber deren doch sehr viele haben können, denn nie gewann ihr Mann es über sich, mehr als die erste Zeile eines Briefes zusammenzubuchstabiren; bei der zweiten schlossen sich seine Augen, das schwere Haupt senkte sich und das Blatt entfiel seinen Händen.

> Es gibt gewisse große Empfindungen, gewisse edle und erhabene Handlungen, wozu uns nicht sowol die Stärke unsers Geistes, als die Güte unsers Herzens verhilft.
>
> Abt.

Drei Wochen waren Klara in ungetrübter Heiterkeit schnell in Lindenthal entflohen, als sie eines Morgens nach dem Frühstück in Theresens Zimmer war, um dieser bei der Arbeit vorzulesen. Sie saß mit dem Rücken gegen die Thüre, Therese ihr gegenüber; plötzlich schrie diese auf und flog auf die Thüre zu, Klara wandte sich um und sah ihre Freundin in Gustav's Armen.

Sein Name flog bebend über ihre Lippen; bei dem ersten Laut dieser ihm unvergeßlichen Stimme fuhr er auf und blieb bei Klara's Anblick wie versteinert stehen. Er ahnte nicht, daß er sie in Lindenthal finden werde und wurde so erschüttert, als er sie erkannte, daß Therese davor erbebte, da sie ihn in schnellem Wechsel erröthen und erblassen sah.

Gustav! rief Klara noch einmal und trat auf ihn zu, dem Freund ihrer Kindheit die schöne

Hand zum Willkommen zu bieten, die er, keines Wortes mächtig, stumm an Herz und Lippe drückte.

In diesem Augenblick hörte man Frau von Walden's Stimme, die, von der Ankunft ihres Sohnes benachrichtigt, herbeieilte, ihn zu bewillkommen. Ihr Eintritt lösete die peinlich süße Verlegenheit dieses unerwarteten Wiedersehens; sie führte Gustav in ihr Zimmer, Therese begleitete sie und Klara gewann Zeit, sich zu sammeln, da auch sie sich durch Gustav's Anblick tief und wunderbar bewegt fühlte. Sie konnte den Gespielen, den Freund ihrer Kindheit nicht mehr unbefangen sehen, seitdem sie wußte, daß er sie liebte. Ihr Wissen um dies Geheimniß seines Herzens machte ihre Theilnahme an seinem Schicksal um vieles inniger und belebte die reine, zarte, geschwisterliche Neigung, mit der sie ihm seit dem ersten Erwachen ihrer Gefühle ergeben gewesen war, mit einem namenlosen Reiz.

Sie sahen sich erst im Eßsaal wieder. Auf dem Lande ist die Ankunft eines neuen Gastes stets eine alle Anwesende interessirende Begebenheit, und Gustav war nun vorzüglich für die Damen eine anziehende Erscheinung, da er, im unzersplitterten Besitz aller Kraft und Kühnheit der Jugend

und der Fülle an Lebensfrische, sich auch durch Adel der Gestalt und durch die anmuthige, fein sittige Liebenswürdigkeit seines Betragens auszeichnete. Frau von Lewof vergaß es bei bei seinem Anblick ganz, daß sie willens gewesen war, die Rolle einer Tiefbetrübten zu spielen, da sie von ihrem Feodor die Nachricht erhalten hatte, daß er leicht und unbedeutend verwundet worden war. Ihre Kammerjungfer hatte diese Nachricht schon der Jungfer der Frau von Walden mitgetheilt; diese wieder mehreren Personen aus der Gesellschaft, die nun alle im Voraus beklagten, wie trostlos und wie betrübt die interessante Frau sein werde.

Doch zum allgemeinen Erstaunen trat Frau von Lewof mit ganz heiterer Miene in das Zimmer und war, ohne der erhaltenen Trauerbotschaft zu gedenken, bei Tische, wo sie neben Gustav saß, sehr liebenswürdig und unterhaltend. Sie lachte und scherzte sehr anmuthig und war die Erste, die am Abend den Wunsch äußerte, daß getanzt werden solle, weil sie erfahren hatte, Gustav tanze sehr gern, und überzeugt war, durch die Schönheit ihres Tanzes seine Bewunderung auf sich zu ziehen. Allein er war gegen ihr Bestreben, ihm

gefallen zu wollen, so unerkenntlich, daß er es nicht einmal bemerkte, und obgleich ihm der Muth fehlte, sich in der Gesellschaft Klara zu nähern, da er fühlte, daß ein Blick, ein Wort hinreichen werde, sein Geheimniß zu verrathen, so war er doch nur mit ihr beschäftigt. Auch sie war zu ernst, zu wehmüthig gestimmt, um tanzen und scherzen zu mögen; unter dem Vorwand eines leichten Kopfschmerzes schlug sie die Auffoderung zum Tanz aus und eilte, als die Paare sich geordnet hatten, in den Garten hinab, um sich selbst in der Einsamkeit über ihre Gefühle zu befragen und sich zur Rechenschaft zu ziehen. Es war ein köstlicher Abend; ein warmer Regen hatte die ganze Natur erfrischt, Laub und Blumen dufteten; — sie trat in ein kleines Akaziengebüsch, das sie vorzüglich liebte, und das jetzt nur von einzelnen Mondenstrahlen durchleuchtet wurde. Die Wehmuth, die sich ihres Herzens seit Gustav's Anblick bemächtigt hatte, durchdrang ihr ganzes Wesen, sie versank in stilles gedankenloses Träumen und wußte es selbst nicht, daß einzelne Thränen langsam über ihre Wangen rollten.

Es rauschte hinter ihr in dem Gebüsch, sie sah sich um und erblickte Gustav. Unwillkürlich stand

sie auf. Klara, rief er, warum fliehen Sie Ihren unglücklichen Freund?

Der Mond trat in diesem Augenblick in vollem Glanze aus einer Wolke hervor; sie sah Gustav's Auge voll Thränen, und dieser Anblick überwältigte sie so, daß sie sich wieder setzen mußte. Gustav nahm neben ihr Platz, und ihre Hand an sein Herz drückend, blickte er sie schweigend mit trauernder Zärtlichkeit an.

O Klara, sagte er endlich, warum mußte ich Sie gerade in dem Augenblicke verlieren, wo ich hoffen durfte, sie mein nennen zu können!

Er erlag vor diesem Gedanken und barg sein Gesicht auf ihre Schulter, um ihr die Gewalt des Schmerzes zu verbergen, von dem er sich überwältigt fühlte.

Mit der liebkosenden Herzlichkeit früherer Jahre nahm Klara ihr Tuch, um die Thränen des Freundes von seiner Wange zu trocknen. Unwillkürlich fortgerissen, drückte er sie an sein Herz und seine Lippen auf die ihrigen.

Gustav! rief sie, sich bebend aus seinen Armen loswindend; Sie vergessen, daß ich Nordeck's Gattin bin!

Ein kalter Schauder ergoß sich durch Gustav's

Herz. Vergeben Sie, sagte er, indem er von ihrer Seite aufsprang, einem Unglücklichen, dem in Ihrer Nähe die reinste, heiligste Empfindung seines Herzens zu Gift wird.

Er verließ sie hier. Klara weinte noch lange sanft und still; ihr war, als umschwebe sie Nordeck's Geist, und ihre Empfindungen und Gedanken wurden zu einem Gebet, das, ohne Worte von ihrem Schutzgeist vernommen, zu Gott emporstieg.

Am andern Morgen kam Therese früh zu ihr, und da durch Gustav's Allen unerwartete Ankunft das Versprechen gelöst war, welches sie und Klara sich gegenseitig gegeben hatten, nicht von ihm reden zu wollen, trug sie auch kein Bedenken ihr folgendes Billet zu übergeben:

„Ich darf es mir nicht vergönnen, Sie, theure Klara, wiederzusehen, und wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich Lindenthal schon verlassen. Die Worte, durch die Sie, reine Engelseele, mich gestern aus einem ebenso strafbaren als verführerischen Taumel weckten, haben sich meinem Herzen unvergänglich eingegraben; ich sehe Sie nicht wieder, als bis es mir möglich ist, in der Gemahlin eines edeln, allgemein verehrten Mannes nur meine Freundin zu begrüßen. Zur Vergeltung dieses

schmerzlichen Opfers, das ich mir im schwersten Kampfe abringe, bitte ich Sie, meiner nicht zu vergessen. Bleiben Sie sich selbst treu; noch ahnen Sie die Gefahren nicht, von denen Sie bedroht sind; aber Sie sind zu schön, zu jung, zu gefeiert, um ganz unempfindlich gegen die Huldigungen bleiben zu können, die Ihnen nur zu häufig dargebracht werden. Versprechen Sie mir, den Ring, den ich diesen Zeilen beifüge, stets zu tragen; er bleibe Ihnen eine Erinnerung an mich, an mein Opfer und an den Segenswunsch, mit dem ich scheide: Bleiben Sie sich selbst treu!"

Klara's Thränen flossen bei Lesung dieser Zeilen, sie hätte Gustav so gern noch einmal gesehen und ihm mündlich Lebewohl gesagt. Das Gefühl, daß ihre Gegenwart es war, die ihn aus dem Kreise seiner Familie, aus seinem eignen Hause verbannte, drückte sie wie ein Unrecht, und die Frauen glauben nur ein Mittel in ihrer Gewalt zu haben, gegen ihre Liebhaber und Freunde begangenes Unrecht wieder gut zu machen, nämlich das, ihnen mit erhöhter Zärtlichkeit zu begegnen. Doch gestand sie sich auch, daß er das Würdigste ergriffen habe, und in jedem Verhältniß findet ein reines weibliches Herz für empfundenes und ihm

zugefügtes Weh Trost in dem Bewußtsein, den Freund, um den es trauert, in seiner Achtung und Verehrung erhöht zu fühlen. Unbegreiflich war es ihr aber, wie Gustav fürchten konnte, die Huldigungen anderer Männer könnten ihr je Gefahr bringen. War sie nicht Nordeck's glückliche Gattin? war nicht Gustav's Andenken selbst für sie ein zweiter Schutzengel? Nicht als Warnungszeichen, nur zum Gedächtniß des Freundes, steckte sie den Ring — es war ein schöner rosenrother, brasilianischer Solitair — an ihren Finger und gelobte sich nie von ihm zu trennen.

Gustav's schnelle Abreise befremdete die ganze Gesellschaft. Frau von Lewof allein schien seine Abwesenheit nicht zu bemerken; sie spielte heut die gestern schon angekündigte Rolle einer schmerzlich bekümmerten Gattin. Erst am Nachmittag wandte sie sich an Therese mit der Frage, wie es zugehe, daß Gustav nicht bei Tische erschienen sei, und als diese ihr antwortete, er sei schon früh am Morgen wieder abgereist, stellte sie sich überrascht und bat um Verzeihung, es nicht beachtet zu haben, daß dieser Abreise schon erwähnt worden sei. Ich bin heut, sagte sie klagend, durchaus nur eines Gedankens fähig; doch thut es mir leid, Ihren Bru-

der nicht mehr hier zu sehen. Er kennt meinen Feodor so gut, ich habe gestern soviel mit ihm von meinem Manne reden können und das macht mich immer so glücklich! Sie können es sich nicht denken, welche Wohlthat es für mich ist, mich einsam und ganz ungestört von außen in meine Träume zu versenken und nur in dem Andenken an ihn zu leben. Vorigen Sommer wurde es mir so wohl, einige Monate auf dem Lande in tiefer Einsamkeit zubringen zu können; todt für die ganze übrige Welt, waren seine Briefe meine einzige Freude, sein Gemälde mein einziger Trost. Drei Monate verschwanden mir in dieser Abgeschiedenheit wie Augenblicke; sie waren nur ein einziger langer Traum von ihm.

Einige Stunden später sprach man von einem sehr liebenswürdigen und gefeierten Mann, dessen Waffenthaten ihn damals zum Helden des Tages machten.

Ich kenne ihn, rief Frau von Lewof; als ich vorigen Sommer auf dem Lande lebte, sah ich ihn täglich. Er gab allerliebste Feste, fuhr sie mit einer Miene fort, in der man las, wem zu Ehren diese Feste gegeben worden waren; ich durfte bei keinem derselben fehlen. Sein Talent, die gesell=

schaftlichen Vergnügungen zu vervielfältigen und ihnen durch Abwechselung den Reiz der Neuheit und der Ueberraschung zu geben, ist einzig. Kein Tag glich dem andern, und trotz der Artigkeit, mit der er bei Anordnung jedes Festes meinen Geschmack und meine Neigung zu Rathe zog, war doch das ganze Verdienst davon sein.

Therese war so muthwillig, sie zu fragen, ob das in jener Zeit gewesen sei, wo sie sich, wie sie ihr erzählt habe, in der tiefsten Einsamkeit ihres Landgutes so glücklich gefühlt habe?

Frau von Lewof that, als höre sie diese Frage nicht, und gab dem Gespräch schnell eine andere Wendung, indem sie den Thee als ganz vorzüglich wohlschmeckend pries: eine Aeußerung, von der sie wußte, daß sie Frau von Walden stets zu einer Abhandlung über die beste Art und Weise seiner Bereitung verleitete.

Wenige Tage darauf kam Nordeck, seine Klara abzuholen. Die Trennung von Theresen wurde ihr dadurch erleichtert, daß sie mit Gewißheit darauf rechnen konnte, sie im Herbst wiederzusehen, und durch das gegenseitige Versprechen, sehr oft schreiben zu wollen.

Klara verlebte die ersten Wochen nach ihrer Rückkehr in die Stadt sehr einsam und empfand zum ersten Mal, daß sie einsam sei. In Lindenthal hatte sie süßer denn je die Mädchenfreude des Zusammenlebens mit einer vertrauten Herzensfreundin empfunden. Auch an der Seite des geliebtesten Mannes bleibt eine Lücke im Leben einer Frau, wenn sie den Umgang eines gleichgestimmten weiblichen Wesens entbehren muß, und nun war gerade in dieser Zeit Nordeck durch ernste Geschäfte sehr ernst gestimmt und zeigte sich in den Stunden ihres Zusammenseins zerstreut, weniger mittheilend und um Vieles schweigsamer, als Klara ihn bis jetzt gekannt hatte. Welcher edle Mann vermag sich, in das Getriebe der politischen Ränke verflochten, in stiller Klarheit und Freudigkeit das Glück eines schönen Familienlebens zu erhalten? Nordeck liebte Klara so treu denn je; aber sie war ihm jetzt schon ein fester Besitz, ein unverlierbares Gut, für dessen Erwartung und Bewahrung er

nicht mehr zu sorgen brauchte, und das er, wenn seine Lage und seine Beschäftigungen ihm vergönnten, sich dessen ungestört erfreuen zu können, sicher war im Heiligthum seines Hauses und seines Herzens in ungetrübter Schönheit vorzufinden; Klara war aber in einer Stimmung, die es gefährlich für sie machte, sich jetzt selbst überlassen zu bleiben. Nordeck's Ruhe erschien ihr, mit Gustav's Liebe für sie verglichen, als Gleichgültigkeit, und sie fühlte sich durch sie verletzt, ohne daß sie ihr Muth und Anlaß zur Klage gab. Alle ihre Beschäftigungen verloren für sie den Reiz, den ihnen früher ihre Beziehung auf Nordeck's Beifall, auf seine Freude an ihren Fortschritten gegeben hatte. Setzte sie sich an ihr Piano, so ging Nordeck mit großen Schritten ernst und in sich versunken im Zimmer umher, ohne auf die Lieblingslieder zu hören, die ihn vor wenig Monaten entzückt hatten, wenn sie ihm sang. Bat sie ihn, ihr vorzulesen, so willigte er mit Vergnügen ein; aber mitten in der interessantesten Stelle kam sein Secretair, ihn abzurufen, oder er hörte auch von selbst auf, weil ihn irgend ein Gedanke ergriff, der sich auf seine Geschäfte bezog. Klara misverstand ihn, weil es ihr an einer klaren, verständigen An-

sicht seines Berufes und seiner Geschäftsthätigkeit fehlte; sie begann zu glauben, daß sie ihm zu seinem Glück entbehrlich sei, und kein Wahn ist für die Dauer des ehelichen Glückes gefährlicher als gerade dieser.

Früher hatte sie nie Langeweile gekannt; jetzt konnte sie sich aber nicht verhehlen, daß ihr mitunter die Zeit lang wurde, und daß sie sich dann verstimmt fühlte. Es war ihr zuweilen lieb, aber auch zuweilen recht drückend, daß Nordeck diese Verstimmung, diese leisen Anwandlungen von übler Laune nie zu bemerken schien; ihr Zusammensein wurde einsylbig, ihre Gespräche schleppend, ohne daß er es beachtete. Sie trug Gustav's Ring und war entschlossen gewesen, ihrem Gemahl Alles zu entdecken, was zwischen ihr und dem Freunde ihrer Kindheit vorgefallen war, sie hatte ja auch das heilige Recht, unbedingt wahr sein zu können, durch nichts verscherzt; aber eine gewisse Blödigkeit machte es ihr schwer, ihrem Gatten ganz ohne Veranlassung zu erzählen, daß ein anderer Mann sie liebe. Sie glaubte, er würde den Ring bemerken und fragen, woher sie ihn habe, und dann sollte er Alles erfahren; doch Nordeck beachtete ihn nicht, ja, als er eines Tages, neben ihr auf dem

Sopha sitzend, mit ihrer Hand und mit ihren Ringen spielte und ihr maschinenmäßig Gustav's Ring bald vom Finger zog, bald wieder ansteckte, galt ihr die Nichtbeachtung dieses ihr so theuern Kleinodes als ein so überzeugender Beweis seines Kaltsinns, daß es ihr heimlich Thränen kostete, die ihr den Ring und das Andenken an Gustav noch um Vieles theurer machten.

In dieser Zeit lernte Klara eine junge Frau kennen, deren Unterhaltung sie so entzückte, daß sie ihr freundliches Entgegenkommen dankbar annahm und sich lebhaft zu ihr hingezogen fühlte. Frau von Isakof, so hieß sie, besaß Herzensgüte, sie war offen, zutraulich, jeder gemeinen Gesinnung des Hasses, der Bosheit und des Neides unzugänglich; aber sie besaß alle Fehler, die eine vornehme Erziehung, Mangel an gesunder Vernunft und Leichtsinn erzeugen können: immer müßig, nur bestrebt, sich amusiren zu wollen, suchte sie ihr Glück in Entwürfen zu Festen und Vergnügungen, die es ihr doch nicht gewährten. Ihre Begierde, sich allenthalben zu zeigen, war unersättlich, und mit diesen Verkehrtheiten verband sie tausend lächerliche Ansprüche: unwissend und talentlos, gab sie sich die Miene, Musik und Ma-

lerei leidenschaftlich zu lieben; sie nahm nie ein Buch in die Hand, aber sie behauptete, sich ganze Nächte durch mit Lesen zu beschäftigen; sie besuchte alle Ateliers, alle Ausstellungen, alle Vorlesungen, lernte nichts, wußte nichts, sprach aber über Alles ab, und das desto entscheidender, je weniger sie davon verstand. Es gelang ihr zuweilen, alltäglichen Menschen zu imponiren; vernünftige, wahrhaft gebildete Menschen konnten ihre Anmaßungen nur lächerlich finden. Sie war aber jung und schön, reich und vornehm; diese Eigenschaften reichen nicht hin, sich Achtung zu erwerben, aber wol um in der Gesellschaft eine Rolle spielen zu können, und mehr wollte Frau von Isakof nicht; sie besaß nicht Adel, nicht Verstand und Zartgefühl genug, um höhere Ansprüche zu machen. Klara würde sie nie aufgesucht haben, allein sie ließ sich in ihrer gegenwärtigen Stimmung gern von ihr finden. Klara's Standpunkt in der Gesellschaft, das Lob, das man allgemein ihrer Schönheit und ihrem Betragen zollte, die hohe Achtung, in der ihr Gemahl stand, flößten Frau von Isakof den Wunsch ein, näher mit ihr bekannt und ihre Freundin zu werden. Klara täuschte sich über den Grund ihrer Annäherung, den sie in einer persönlichen

Zuneigung zu entdecken glaubte; sie täuschte sich auch über den Eindruck, den Frau von Isakof auf sie machte: sie fand sie amusant und glaubte sie interessant zu finden. Das Gefallen, das beide Frauen an einander fanden, führte sie schnell über alle Förmlichkeiten einer neuen Bekanntschaft hinweg, und Klara gab sich mit der Jugendinnigkeit eines liebebedürftigen Herzens der neuen Freundin hin, der es nur zu schnell gelang, sich ihres Vertrauens zu bemächtigen.

Petersburg war noch so einsam, daß Klara und Melanie (so hieß ihre neue Freundin) in geselliger Hinsicht noch fast ganz ungetheilt für einander leben konnten. Jetzt aber strömte Alles vom Lande in die Stadt zurück; der Kreislauf rauschender Zerstreuungen begann, und Klara zog durch ihre reicher und voller erblühte Schönheit mehr denn je alle Augen auf sich.

Klara's Stimme hatte sich sehr schön ausgebildet und sie entzückte in kleineren Kreisen oft alle Anwesende durch den frischen reinen Klang derselben und den seelenvollen Ausdruck, mit dem sie vorzugsweise vaterländische Lieder vortrug. In einer dieser musikalischen Abendunterhaltungen wurde ihr der Genuß zu Theil, Field spielen zu

hören, mit all der ihm eignen Genialität, aber auch in der burschikosen Manier, die er nicht ablegen konnte und wollte. Klara hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, ausgezeichnete Künstler zu hören, und bei ihrer noch nicht durch die Wirklichkeit erkalteten dichterischen Einbildungskraft hatte sie sich bisher berühmte Künstler auch in ihrer äußern Erscheinung idealisirt. Field's Spiel zeichnet sich vorzüglich durch einen Ausdruck der Leidenschaft aus, der mit den gewaltigsten Blitzen gleichsam spielt. Klara hörte ihm mit Entzücken zu; sie saß ihm gegenüber, und er las in ihren Zügen die Freude und die Bewunderung, mit der sie ihm zuhörte. Als er geendet hatte, fragte er den Herrn vom Hause nach ihrem Namen und trug ihm auf, der hübschen Frau zu sagen, er wolle, ihr zu Ehren, noch etwas spielen. Diese Bereitwilligkeit war bei ihm etwas sehr Ungewöhnliches. Er übertraf sich selbst in der freien Phantasie, die er nun vortrug; aber wie fiel Klara aus dem Himmel, zu dem diese Töne sie emporgetragen hatten, als er ihr, wie sie ihm mit glänzenden Augen und mit der zarten Verehrung, mit der man sich in der Jugend jedem berühmten Mann als einem höhern Wesen naht, einige Worte über

das Glück sagte, ein solcher Künstler zu sein, ganz phlegmatisch antwortete: „Ei nun, es freut mich, daß Ihnen das Spaß gemacht hat; ich selbst mache mir nicht viel aus der Musik; eine Pfeife Taback und ein gut Glas Bier ist mir lieber als all das Gedudel!“ Nordeck und Rehbinder, die beide in der Nähe standen, konnten sich des Lächelns über das an Schrecken grenzende Erstaunen, mit dem Klara diese Worte hörte, nicht enthalten. Man erzählte ihr, als der Künstler sich entfernte, Manches von seiner Lebensweise und seiner Eigenthümlichkeit. Er nahm für jede Stunde, die er gab, einen, auch zwei Ducaten, ließ sich aber nie bewegen, mehr Stunden an einem Tage zu geben, als er zur Bestreitung seiner täglichen Ausgaben bedurfte. Er wartete die Ankunft der vornehmsten Damen, die alle zu ihm kommen mußten, wenn sie seines Unterrichts theilhaftig werden wollten, stets im Bette ab, und sobald er die für diesen Tag erfoderliche Summe verdient hatte, konnte nichts in der Welt ihn bewegen, eine Stunde mehr zu geben. Er legte sich dann wieder zu Bette und brachte den Tag mit Rauchen und Trinken hin.

Und diesem Mann, fragte Klara erstaunt, erschließen sich als Tonkünstler alle Geheimnisse des

Menschenherzens, und die erhabensten Ahnungen der Geisterwelt ziehen wie Schwäne auf der stolzen Flut seiner Töne in die Seele des Hörers ein?

Der Engel im Menschen, antwortete ihr Nordeck, ist oft unter der schweren irdischen Decke, die ihn einhüllt, tief verborgen, und es ist sehr schön, daß der armen, vom Erdenstaub gedrückten Psyche die Möglichkeit gelassen ist, in den Klängen der Musik aufzuseufzen aus ihrer Kerkerhaft.

Gewiß, sagte Rehbinder, gibt uns die Musik keine Empfindungen, sondern sie ist nur die reinste Form für den Ausdruck derselben. Sie ist gleichsam der zarte, leichtgewebte Schleier, unter dem sie sich entfalten.

Es wird mir aber, wie ich glaube, erwiderte Klara, stets unmöglich bleiben, die Kunst von dem Künstler zu trennen, der, in ihr lebend, sie durch sein Leben ehren soll, und nichts ist mir widriger, ja abscheulicher als jene Genialität, die in dem Künstlerberuf einen Freibrief für zügelloses Treiben und für das Verletzen alles Sittlichen, bürgerlich Achtungswürdigen zu besitzen glaubt. Mir ist vorzüglich die Musik immer als eine Himmelsgabe erschienen, die ihre Geweihten gewissermaßen von Tisch und Bett der Erde geschieden halten muß.

Wo die Welt, erwiderte Rehbinder, in der seine Bildungen heimisch sind, nicht wahrhaftig die Neigungen des Künstlers fesselt, wird er nie Bürgerrecht in ihr erlangen. Wir dürfen aber auch nicht ungerecht gegen den Künstler werden, der die Würde seines Priesterthums im Gebiet der Kunst, aber nicht im Gewühl des Lebens zu bewahren vermag. Die Welt ist nur sein, so lange er sie nicht in der Wirklichkeit betritt. Vielleicht ist kein Leben so erfüllt mit widerlich kleinen Zufälligkeiten und Erbärmlichkeiten als das eines Tonkünstlers. Selbst das reichste Talent bedarf günstiger Zufälle, um Bedeutendes zu leisten und in der Welt etwas zu gelten, und mancher Künstler und Dichter gäbe wol seinen Ruhm mit Freuden für Das hin, was er ihn gekostet hat und was täglich schwerer auf ihm lastet und ihn dem Genuß des Familienglückes entfremdet. Der Künstler muß gewöhnlich, um leben zu können, nach dem Beifall der Welt streben; diesen erhält er nur, wenn er Effect macht; sobald er sich aber dieses Ziels bewußt wird, hat er seine Priesterwürde verloren; er übt dann die Kunst nicht mehr blos um ihrer selbst willen, in ihrer göttlich unschuldigen Bewußtlosigkeit, sein Wirken geht nun von Außen nach Innen, statt

daß es bei einem ächten Künstler, seiner wahren Natur nach, von Innen nach Außen gehen soll. Auf diesem Wege kann er wol etwas zur Ergötzung und zur Parade hinstellen, nicht aber Werke schaffen, die Geist und Gemüth zu erheben und bei seiner Schöpfung in treuer Liebe festzuhalten vermögen.

Ich will den Reiz der Empfindung, den romantischen Zauber nicht verschmähen, sagte Nordeck, der in den Werken der Tonkünstler unserer Zeit mit seiner Frische und der reichen Abwechselung seiner Gestaltungen zu unserm Herzen spricht; aber die höchste Aufgabe jeder Kunst bleibt doch, das Unendliche im Endlichen darzustellen, und ihre Lösung führt uns aus dem Reich des Begriffes unfehlbar in die Welt des Gemüths ein. Dem Verstande ist die Kunst fremd und wird es ihm immer mehr, je näher er sie sich zu bringen sucht; daher jetzt so viele Kritiker in diesem Gebiet, die in der herrlichsten Composition nichts zu finden wissen als das Facit eines verständig durchgeführten Exempels. Der große Gewinn, den wir für Geist, Seele, Herz daraus ziehen können, so oft wir etwas Treffliches in irgend einer Kunst geleistet sehen, wird jetzt nur noch von den Wenigsten

erkannt. Wie selten finden wir noch Jemand, der sich rein und ohne kritisirende Beurtheilung an einem Kunstwerk zu erfreuen vermag!

Ist die Musik jetzt vielleicht zu weltlich geworden, fragte Klara, und hat sie dadurch ihre Macht über die Gemüther eingebüßt?

Andacht, antwortete Nordeck, ist die höchste Blüte der Musik, in ihrem Dienst hat die Tonkunst ihre schönsten Schätze erbeutet und ist bis in das Heiligthum aller Kunst gelangt. Wer möchte aber die komischen kleinen Ergötzungen, die unschuldigen heiteren Spiele dieser Kunst tadeln? sie sind ihr, was die Kindheit für das Menschenleben ist — liebliche Vorübung zu dem erhabenen Ernst, mit dem die reine, heilige Musik unsere Seele füllt — wehe aber Dem, der sein ganzes Dasein kindisch vertändelt!

Der Zeitpunkt von Theresens Rückkehr nach Petersburg näherte sich jetzt, und Klara zählte schon die Stunden und Tage, die noch zwischen ihr und diesem Wiedersehen lagen, als sie folgenden Brief von ihrer Freundin erhielt:

„Meine Mutter und meine Schwester kommen ohne mich nach Petersburg zurück, und so sehr es mich auch betrübt, Dich, meine theuerste Klara, erst im nächsten Frühling wiedersehen zu sollen, bin ich doch überzeugt, daß Du meinen Entschluß billigen wirst, wenn ich Dich mit den Gründen, die mich dazu bewegen, bekannt mache.

„Die Gräfin Dorn ist hier, und sie ist es, bei der ich den Winter zubringen werde, statt mit den Meinigen nach Petersburg zurückzukehren. Du wirst Dir dies nicht zu erklären vermögen, und mich selbst dünkt ihre Erscheinung noch oft ein Traum zu sein.

„Du weißt aus meinem letzten Briefe, daß wir uns mit den Anstalten zu unserer Rückreise

beschäftigten, und daß der Tag schon festgesetzt war, an dem wir Lindenthal verlassen wollten. Vorgestern Morgen nun, als ich meiner Schwester bei dem Einpacken ihrer Putzsachen half, fuhr eine sehr elegante Equipage an das Gitterthor des innern Hofes; wir sahen aus dem Fenster, daß eine Dame, die darin saß, ihrem Bedienten mündliche Befehle und auch eine Karte gab, konnten aber nicht errathen, wer sie sei, da Equipage und Livree uns gleich unbekannt waren. Meine Mutter versicherte, keinen Besuch mehr annehmen zu können, weil der Koch nicht mehr auf die Bewirthung von Gästen eingerichtet sei; Charlotte aber, die vor den Spiegel getreten war, um ihre Locken zu ordnen, versicherte noch eifriger, daß man den Besuch nicht absagen lassen könne.

Unser Diener brachte jetzt die Karte, die mit zierlicher Frauenhandschrift die Frage enthielt, ob Frau von Walden und ihre liebenswürdigen Töchter einer alten Bekannten vergönnen wollten, sie begrüßen zu dürfen?

„Eine alte Bekannte! sagte meine Mutter unwillig. Was soll die Narrheit bedeuten, sich nicht zu nennen? Ich werde sagen lassen, daß wir schon abgereist sind.

„Charlotte bestand aber darauf, die Dame habe uns schon am Fenster erblickt, und es sei daher unvermeidlich, sie anzunehmen. Man müsse ja doch auch erfahren, wie sie heiße und was sie zu ihrem Besuch veranlasse.

„Du weißt, daß meine Schwester bei allen Streitigkeiten mit der Mutter stets ihren Willen durchsetzt; es geschah auch diesmal und wir sahen bald eine junge, uns allen unbekannte Dame zu uns eintreten. Mit reizender Anmuth ging sie auf meine Mutter zu, drückte ihre beiden Hände an ihre Brust und fragte mit süßem Lächeln: Wollen Sie, theuerste Frau von Walden, denn Ihre kleine Marie nicht wiedererkennen, gegen die Sie immer so gütig waren? und auch Sie nicht, liebste Charlotte? fuhr sie, sich zu dieser wendend fort; bin ich denn so ganz vergessen?

„Marie Rosen! rief meine Mutter erstaunt. Marie Rosen! wiederholte Charlotte, während sie beide umarmte.

„Meine Mutter wollte mich ihr vorstellen. O, ich weiß, sagte sie erröthend, das ist Fräulein Therese, und mit unverkennbarer Herzlichkeit reichte sie mir die Hand und sah mich mit soviel Freundlichkeit und Liebe an, daß mir war, als hätten wir uns

seit Jahren gekannt. Meine Mutter und Charlotte konnten ihr Erstaunen, sie bei uns zu sehen, nicht verbergen. Marie bemerkte es. Bin ich denn, fragte sie lächelnd, so verändert, daß Sie mich gar nicht wiedererkannt haben würden?

„Meine Mutter erinnerte sie daran, daß sie sie seit ihrem siebenten Jahr nicht gesehen habe. Und doch, unterbrach Marie sie lebhaft, habe ich auf den ersten Blick — sie hielt hier erröthend ein und fuhr dann zögernd fort — meine ehemalige Gespielin, Charlotte, wiedererkannt; ihre Züge haben sich nur verschönert, nicht verändert. Mich haben freilich die Blattern entstellt — aber setzte sie mit einem allerliebsten Ausdruck von Sorglosigkeit hinzu, ich mache mir nichts mehr daraus, seitdem ich ganz vergessen habe, wie ich ehemals aussah.

„Ihr Wagen und in diesem ihre Kammerjungfer hielten noch immer vor der Thüre. Meine Mutter und Charlotte sagten nichts, und ich durfte es nicht wagen, sie zu längerem Verweilen einzuladen. Zum Glück kam Korsakow hinzu; er war an diesem Morgen besonders gut gelaunt und trug also gleich darauf an, daß Mariens Wagen ausgespannt werden sollte, worauf dann meine Mutter das Wort nahm, und Marie versicherte, wie

sie hoffe, daß ihr nicht blos ein augenblicklicher Besuch zugedacht sei. Nein, gnädige Frau, antwortete sie; ich weiß im Gegentheil nicht, wie ich meine Dreistigkeit werde entschuldigen können, da es meine Absicht ist, Sie um ein Nachtlager zu bitten.

„Sie erzählte uns nun, daß ihr Mann in Riga geblieben sei, um dort einige Geschäfte zu besorgen, und erst nach acht Tagen auf dem Gut ihres Vaters mit ihr zusammentreffen werde. Dieser aber, den sie durch ihren Besuch habe überraschen wollen, sei abwesend, und da sie unsere Anwesenheit in Lindenthal erfahren, habe sie dem Wunsch nicht widerstehen können, eine Bekanntschaft zu erneuern, an die sich die glücklichsten und theuersten Erinnerungen ihrer Kinderjahre knüpften.

„Meine Mutter und Charlotte fühlten sich durch diese Aeußerung sehr geschmeichelt, und der Erstern gefiel es vorzüglich, daß Marie sich nach Tische das ganze Haus von ihr zeigen ließ und sich bei vielen Gegenständen irgend einen Vorfall aus ihren Kinderjahren zurückrief. Sie zeigte hierin ein bewunderswürdiges Gedächtniß, das meiner Mutter und Charlotten um so mehr auffiel,

da beide nicht wissen, wie treu das Herz seine Erinnerungen bewahrt.

„Ich allein bemerkte, daß sie, als sie in dem blauen Zimmer Gustav's Bild erblickte, die Farbe wechselte, und es, ohne darin zu weilen, schnell verließ. Gegen Abend foderte sie mich zu einem Spaziergang in den Garten auf. Charlotte fand es zu kühl, um uns zu begleiten; wir gingen also allein, und nie bin ich mit Jemand so schnell vertraut geworden, nie fand ich so feine Weltsitte mit so ganz unwiderstehlicher und natürlicher Herzensgüte vereint als bei Marie. Auch im Garten zeigte sie mir ihre ehemaligen Spielplätze, ihre Lieblingssitze, und erst als wir uns unter den großen Ahorn gesetzt hatten, fragte sie mich, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, ob ich kürzlich von meinem Bruder Nachricht gehabt habe.

„Seit beinah einem Vierteljahre, antwortete ich, habe ich keine Nachricht von ihm und bin durch sein Verstummen nicht wenig bekümmert.

Wie? sagte sie erstaunt, Ihr Bruder hat Ihnen also nicht geschrieben, ehe er Töplitz verließ! Er hatte mir es doch so fest versprochen.

„Ich sah sie überrascht an.

„Sie bemerkte es und fuhr mit sanfter Weh=

muth in Blick und Ton fort: Ich habe in Töplitz Gelegenheit gehabt, ihn wochenlang täglich zu sehen, und möchte dies ein Unglück nennen, da es wahrlich kein Mittel gewesen ist, mich mit meinem Schicksal und meinen gegenwärtigen Verhält- zu versöhnen. Gustav hat Ihnen aber gewiß geschrieben, und der Brief muß verloren gegangen sein, liebste Therese. Erlauben Sie mir immer diese trauliche Benennung, setzte sie hinzu, indem sie mich umarmte. Gustav's Schwester würde meinem Herzen immer theuer sein, wenn auch nicht Ihre Liebenswürdigkeit und Ihr Seelenwerth Ihnen meine Liebe im ersten Augenblick unseres Zusammenseins gewonnen hätten. — Durch einen sonderbaren Zufall brachte man mir gerade in diesem Augenblick Gustav's Brief, der einige Posttage unterwegs liegen geblieben war. Marie stand rasch auf, sobald ich die Hand erkannte und ihr sagte, von wem der Brief sei. Lesen Sie ihn mit ungestörter Aufmerksamkeit, bat sie, ich will indessen meine Lieblingsplätze hier im Garten noch einmal besuchen. Er enthält, wie ich weiß, eine Bitte, deren Gewährung mir, seit ich Sie persönlich kennen gelernt habe, unaussprechlich am Herzen liegt.

„Und jetzt, meine Klara, bitte ich auch Dich, die Einlage zu öffnen und sie zu lesen.“

Mit einem wunderbar gemischten Gefühl schlug Klara das Blatt aus einander; es war Gustav's Brief an Therese.

„Wie würde man meiner spotten, schrieb er, wenn ich mich unglücklich nennen wollte! Wie preist man oft die Fülle des irdischen Besitzes, die mir zu Theil geworden ist, und doch vermag sie mir keinen heitern Seelenfrieden zu gewähren. Ich bin bedauernswerther denn je, da auf meinem Herzen das Bewußtsein lastet, das edelste, liebenswürdigste Weib auf Erden hoffnungslos unglücklich gemacht zu haben.

„Ich will Dich nicht mit der Erzählung der Umstände langweilen, die mich nach Töplitz geführt haben. Klara's Anblick hatte alle Wunden meines Herzens wieder aufgerissen; sie bluteten stärker denn je, und kaum blieb mir die Kraft, dem Gebote der Ehre zu folgen und die Geliebte zu fliehen, die, die Gattin eines Andern, mir heilig sein mußte. — In den ersten acht Tagen meines hiesigen Aufenthalts lernte ich nur einige ganz alltägliche Menschen kennen, deren Umgang mir Zwang auflegte, ohne mich zu erheitern. Da

erblickte ich eines Abends beim Eintritt in den Saal eine junge Dame, die mir, ohne schön zu sein, durch den Adel ihres Anstandes auffiel; sie war eben erst angekommen, und da ich zufällig neben ihr stand, hatte ich Gelegenheit, sie genauer zu betrachten, indem sie sich mit einem jungen Mann von meiner Bekanntschaft unterhielt. Ich weiß den Ausdruck ihrer Züge, der mich so wunderbar anzog, mit keinem andern Wort zu bezeichnen, als wenn ich ihn Holdseligkeit nenne; alle andere anwesende Frauen sahen geputzter aus, als sie in ihrem einfachen weißen Kleide und dem weißen, nur mit einem Veilchenstrauß verzierten Basthute; aber keine war reizender, keine geschmackvoller gekleidet. Der junge Mann, mit dem sie redete, schien verlegen ihr über etwas, wonach sie gefragt hatte, Auskunft zu geben; er sah sich um, erblickte mich, und mich bei der Hand ergreifend, stellte er mich ihr vor und versicherte, ich werde ihr die gewünschte Auskunft gewiß geben können, da ich ich schon länger hier sei als er. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich sie bei dem ersten Blick auf mich die Farbe wechseln sah, und sie sich dann, ohne meine Verbeugung zu erwidern, stolz umwandte und uns schweigend verließ.

„Meine Neugierde, die Ursache dieses Betragens zu erforschen, war um so lebhafter, da ich mich nicht erinnerte, diese Dame je gesehen zu haben, und ich fragte angelegentlich nach ihrem Namen.

„Es ist eine Landsmännin von Ihnen, antwortete der junge Mann, eine Gräfin Dbrn. Ich kenne sie wenig, aber sie ist mir stets so liebenswürdig und so fein gebildet erschienen, daß ich mir diese auffallende Unart ihres Benehmens nicht zu erklären vermag.

„Ach, ihr Name hatte den peinlichen Eindruck, den ich auf sie gemacht hatte, nur zu sehr bei mir gerechtfertigt! Mir war von diesem Augenblick an, als wisse ich mich eines unverzeihlichen Unrechts gegen sie schuldig, und ich hätte freudig Alles, was ich besitze, hingegeben, um sie mit mir zu versöhnen. Ich kann Dir, beste Therese, den stürmischen Wechsel der Empfindungen in meiner Brust nicht beschreiben; die Nacht verstrich mir schlaflos, ich stand früh auf, und da es ein schöner Morgen war, beschloß ich auf der Schlackenburg zu frühstücken. Als ich oben kam, fand ich die Plattform ganz menschenleer bis auf eine Dame, die, wie es schien, mit Zeichnen beschäf-

tigt war und in der ich die Gräfin zu erkennen glaubte.

„Sie hörte mich nicht kommen und sah erst auf, als ich schon ganz nahe bei ihr stand. Erschrocken griff sie nach ihrer Mappe und nach ihren Zeichnungen, um sich zu entfernen; es gelang ihr aber nicht, Alles so schnell zusammenzuraffen, als sie wünschte; ein einzelnes Blatt entflog, ich hob es auf, sie nahm es aus meiner Hand, ohne mich anzusehen, und Alles verrieth, wie ängstlich sie sich beeilte, sich aus meiner Nähe zu entfernen.

„Ich habe mich also nicht getäuscht, sagte ich ihr mit einer Rührung, die ich nicht zu beherrschen vermochte, ich bin für die Tochter meines zweiten Vaters, für die Gespielin meiner Kindheit, ein Gegenstand des Hasses und des Abscheues geworden, und mein unglückliches Schicksal hat mir das Recht geraubt, mich darüber beklagen zu dürfen. Sein Sie aber versichert, daß ich Sie nach dieser schmerzlichen Entdeckung nie wieder durch meine Gegenwart belästigen werde. Noch heute verlasse ich Töplitz, um Ihnen den hiesigen Aufenthalt nicht zu verleiden. Nur das erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr Glück bis zum

letzten Hauch meiner Brust der innigste Wunsch meines Herzens bleiben wird.

„Meine Stimme verrieth ihr wahrscheinlich, wie tief bewegt, wie schmerzlich erschüttert ich war; sie sah mich mit einem unaussprechlich rührenden Blick an; plötzlich füllten sich ihre Augen mit Thränen. Gewiß, sagte sie, konnte ich nicht wünschen, Sie wiederzusehen, und ich halte es für eine Grausamkeit des Zufalls, daß er uns hier in einem fremden Lande zusammenführt.

„Nein, sagte ich, ich will diesen Zufall als eine Gunst des Himmels ewig segnen, wenn ich hoffen darf, daß Sie mir vergönnen werden, mich bei Ihnen zu rechtfertigen.

„Sie sah mich überrascht an. Ich bin unfähig zu jeder Verstellung, sagte sie endlich, indem sie sich wieder setzte und mir mit der Hand winkte, Platz zu nehmen; Ihre Züge tragen gleichfalls unverkennbar das Gepräge der Wahrheit und der Offenheit, und so gesteh ich Ihnen aufrichtig, mich dünkt, Sie hätten mich vermeiden und mir diese Unterhaltung ersparen müssen. Ich hasse Sie nicht; aber es ist mir unmöglich, nicht zu wissen, nicht zu fühlen, daß Sie der Urheber meines Unglücks sind. Wir waren für einander bestimmt.

Sie haben mich verschmäht, und Sie vermögen nichts zu sagen, was diesem Dorn seine verwundende Spitze zu nehmen vermöchte.

„Nichts, als daß ich Sie nicht kannte. Müßte ich aber glauben, Einfluß auf Ihr Schicksal gehabt zu haben, müßte ich fürchten, daß —

„Lassen Sie uns nicht mehr von meinem Schicksal reden, es ist nun einmal unwiderruflich entschieden, sagte sie sanft, indem einzelne Thränen über ihre Wangen rollten; auch möchte ich Sie nicht betrüben, ob ich Sie gleich hassen sollte. Sie haben auf jeden Fall meine Eitelkeit beleidigt, und die Männer behaupten ja, daß wir Frauen einen solchen Frevel nie vergeben.

„Sie lächelte hier unter ihren Thränen, und ich würde es vergebens versuchen, Dir den Zauber beschreiben zu wollen, der in ihrem Blick, ihrem Ton, ihrem ganzen Wesen ruht. Es ist mir unbegreiflich, wie sie, in der großen Welt, für die große Welt erzogen, diese Natur, diese reizende Einfalt der lautersten Wahrheit zu bewahren vermocht hat, die sie vor allen anderen Frauen auszeichnet.

„Unser Gespräch wurde allmälig zusammenhängender und zwangloser. Ich erzählte ihr den ganzen Gang meiner Empfindungen in Bezug auf

unser früheres Verhältniß, ich nannte ihr Klara's Namen, vertraute ihr meine getäuschten Hoffnungen, meine Liebe, meinen Schmerz —

„Armer Gustav! sagte sie, wie unheilbringend für uns Beide sind unsere Schicksale mit einander verflochten! Ich bin die Ursache Ihres Unglücks wie Sie des meinigen, und wir tragen beide schuldlos gleiche Schuld, denn ohne das Verhältniß, in dem Sie zu mir und meinem Vater standen, würden Sie jetzt mit Klara verbunden sein.

„Sie seufzte hier tief und erzählte mir dann mit sanfter, wahrhaft bezaubernder Wehmuth, wie sehr, als ich nach Deutschland gesandt worden sei, ihre ganze Umgebung sich bemüht habe, mein Andenken bei ihr lebendig zu erhalten. Ihr Vater erwähnte meiner in jedem seiner Briefe, und das mit der Güte und Liebe, die er nie aufgehört hat, mir zu beweisen. Er sandte ihr eine Copie des Gemäldes, das ich in Deutschland für die Mutter malen ließ, und dies war auch Ursache, daß sie mich am vorigen Abend gleich beim ersten Blick erkannt hatte. Alle ihre Verwandten wußten um den Plan zu unserer Verbindung und sprachen von mir nur als von ihrem Verlobten. Sie wurde es

also seit ihrer Kindheit gewohnt, sich zu mir in diesem Verhältniß zu denken; doch fiel ihr, als sie heranwuchs, mein allmäliges Verstummen auf; sie klagte es ihrem Vater, der aber Gründe fand, mich zu entschuldigen und ihre Zweifel auf eine für mich günstige Weise zu lösen. Kaum erwachsen, meldeten sich mehrere Bewerber um ihre Hand. Ich beachtete keinen derselben, fuhr sie fort, allein meine Großmutter fand, Gustav Walden müsse entweder sehr eitel, oder sehr gleichgültig sein, weil ihm der Gedanke, er werde Nebenbuhler erhalten, ganz fremd zu bleiben scheine. In der Zeit, wo man Ihre Rückkehr aus Deutschland erwartete, lernte mich der Graf Dorn kennen und verstand es, sich die Zuneigung meiner Großmutter zu gewinnen und diese gegen Sie einzunehmen. Von ihm erfuhr sie, daß Sie eine Andere liebten und nichts sehnlicher wünschten, als das Band, welches Sie an mich knüpfte, gelöst zu sehen. Ich fühlte mich durch diese Entdeckung gekränkt, gedemüthigt, tief verletzt; in jedem Falle würde dadurch der Wunsch in mir erweckt worden sein, Ihnen lieber das Beispiel der Wortbrüchigkeit zu geben, als es von Ihnen zu erhalten; — aber nun bekam ich noch die Blattern. Meinem

Vater wurde dies verschwiegen, um ihn nicht vergeblich zu ängstigen, da sie sehr gutartig waren und nach dem Ausspruch des Arztes keine Gefahr zu besorgen war. Aber die rothen Flecken im Gesicht entstellten mich sehr; ich glaubte ganz so häßlich zu bleiben, wie ich mich damals fand, und so sollten Sie mich nicht wiedersehen. Man benutzte diese Stimmung; Alles, was mich umgab, stürmte auf mich ein: mein Vater war fern, ich hatte mich gewissermaßen selbst aufgegeben — Graf Dorn erhielt meine Hand. — Jetzt finde ich Sie, nach Dem, was Sie mir erzählt haben, lange nicht so strafbar, als ich Sie mir dachte. Ich habe Ihnen nie einen Vorwurf daraus gemacht, daß Sie eine Andere liebten; aber ich glaubte Sie schon während Ihres Aufenthaltes in Deutschland mit dieser verlobt. Das konnte ich nicht billigen, da Sie sich nach meinem Gefühl nicht als frei betrachten durften; ich zürnte Ihnen, daß Sie mich nicht Ihres Vertrauens würdig gefunden hatten; ich fühlte, daß ein offenherziges Geständniß von Ihrer Seite mich vor einer übereilten Wahl geschützt haben würde. Ich würde mich dann nicht verpflichtet geglaubt haben, Sie vergessen zu müssen; Sie wären mein Freund, mein Bruder geblieben.

Es thut mir wohl, daß Sie mir dies so schmerzlich vermißte Vertrauen jetzt noch gezeigt haben. Das Gefühl des Zornes und des Hasses gegen Sie hat mein Herz wie Unnatur belastet, und ich athme freier, da es nun verschwunden ist und ich Ihnen versöhnt die Hand reichen kann.

„Seit diesem Morgen habe ich Marie nun täglich gesehen und sie mit jedem Tag inniger verehren gelernt. Fern von jenem Fieber des Herzens, jener Schwindsucht der Seele, die man Sentimentalität nennt, und die in Seufzer, in Klagen zerschmelzend, nichts ist als die jammervollste Erschlaffung der sittlichen und körperlichen Kraft, ist Mariens tiefes, wahres Gefühl, ein offner und reiner Sinn für alles Schöne, Große und Edle; eine angeborene Fähigkeit, dies schnell und leicht wahrzunehmen, es festzuhalten, es ganz in sich zu verweben und ihr eigenes Wesen dadurch zu kräftigen und zu veredeln: Wehmuth ist der Grundton dieser schönen Seele, aber nicht jene moderne Zimperei, die zu jeder ernsten Pflichterfüllung untauglich macht und an nichts Behagen findet, als an einem feigen, müßigen Träumen, das zuletzt in Unzufriedenheit mit dem Schicksal, in Undankbarkeit gegen Gott und Menschen, in

innere unheilbare Krankheit ausartet. Nein, Mariens Gefühl kräftigt sie zu Entschluß und That; es ist schweigsam und still wie die wahre Liebe, unergründlich und unvergänglich wie diese.

„Und dies herrliche Wesen ist nun an einen Mann gekettet, dessen Seele auch nicht der dunkelsten Ahnung ihres Werthes fähig ist! — Und ich bin der Unglückliche, der diese Ketten für sie geschmiedet hat! — Dorn ist ein elender Wicht; er liebt Pracht und Aufwand bis zur Verschwendung, da sein ganzer Ehrgeiz nur darauf gerichtet ist, durch den Aufwand in seiner Lebensweise blenden zu wollen, und ist dabei doch so geizig, daß ihm jedes Opfer, welches er seiner Glanzsucht bringt, zur Pein wird. Dieser unaufhörliche Kampf zwischen zwei sich so ganz entgegengesetzten Leidenschaften macht ihn im häuslichen Leben zum unerträglichsten aller Menschen. Ohne Religion, ohne Grundsätze, gilt er doch für einen Mann von Ehre; ohne Kenntnisse, ohne alle wahre Bildung, für einen angenehmen Gesellschafter. Seine zuvorkommende Höflichkeit, die ihm in der Gesellschaft allgemein zum Verdienst angerechnet wird, hat für mich etwas Drückendes, weil er immer die Ansprüche durchblicken läßt, die er darauf gründet;

jede Gefälligkeit, jeder kleine Dienst, den man ihm erzeigt, macht ihn argwöhnisch und erweckt sein Mistrauen, weil er nicht daran glaubt, daß man, ohne eine eigennützige Absicht dabei zu haben, Vergnügen daran finden kann, sich Jemanden gefällig zu beweisen. Dazu ist er ein leidenschaftlicher Spieler, und von allen Leidenschaften trocknet keine die Seele so aus als diese, die, vom Müßiggang erzeugt, vom Geiz großgezogen, von thörichten Hoffnungen ernährt, das Herz allen ungezügelten und niedrigen Regungen der Habsucht eröffnet, es allen edleren Gefühlen verschließt und, indem sie die Hoffnung ihres Erfolges auf fremdes Unglück gründet, zur gerechten Strafe, nach langen Verirrungen, fast immer zur Armuth und zum Elend führt.

„Er will mit Marie den Winter in Dresden zubringen; allein von hier aus gehen beide noch vorher nach Liefland zurück, um Mariens Vater zu besuchen. In Dresden ist Marie ganz fremd, ohne eine vertraute Seele, ohne ein mitfühlendes Herz. Meine Therese, meine Schwester, meine Freundin, gewiß, ich darf meine Schuld gegen die edelste der Frauen auf Dein Herz voll Liebe legen. Es kann für mich keinen heiligern Beruf geben,

als Marien mein ganzes Leben zu weihen und ihr ihr Schicksal tragen und erleichtern zu helfen; aber was kann, was darf ich thun? Du kannst ihr unendlich mehr sein als ich, und es wird für mich die größte Beruhigung sein, sie von Deiner Liebe, Deinem heitern und doch so festen, zuverlässigen Sinn beschirmt zu wissen. Ich habe ihr viel von meinen Familienverhältnissen und vorzüglich von Dir, als von meiner geliebtesten und vertrautesten Freundin, erzählen müssen; sie wünscht sehnlich, Dich kennen zu lernen, und wird nach Lindenthal kommen, um Dich zu sehen. Wirst Du es ihr, wirst Du es mir versagen, sie nach Dresden zu begleiten und durch Deinen Umgang, Deine Freundschaft das harte Loos dieses sanften, frommen Engels zu erleichtern?

„Wohl fühlte ich es, welch ein Opfer Du mir bringst, indem Du für diesen Winter dem Zusammenleben mit Klara entsagst; aber diese ist so glücklich, und Marie so unglücklich! Klara selbst würde Dich (ich kenne ja ihr Herz) zu dieser Trennung auffodern, wenn Du ihr die Entscheidung überließest.

„Therese, Dein Bruder ist nicht glücklich und hat der Hoffnung entsagt, es je zu werden; aber

trösten wird es ihn, Dich mit Marie vereint zu wissen." —

Der Schluß von Theresens Brief enthielt nur noch die Nachricht, daß Marie die Erlaubniß ihrer Mutter erhalten habe, sie mit nach Dresden zu nehmen, und die Bitte, Therese so oft als möglich durch ihre Briefe für diese Verlängerung ihrer Trennung zu entschädigen.

Dieser Brief kostete Klara Thränen, über deren Quelle sie sich selbst zu täuschen suchte, indem sie ihren Kummer allein der getäuschten Hoffnung zuschrieb, Therese wiederzusehen. Und doch hätte die an Unmuth grenzende Empfindung, mit der sie Gustav's Brief gelesen hatte, sie aufmerksam machen sollen, und ihr Gewissen würde ihr die Warnung, deren sie bedurfte, um über dies unwürdige Gefühl zu siegen, nicht vorenthalten haben. Aber sie vermied es, sich selbst zur Rechenschaft zu ziehen, und mit dieser geflissentlichen und nicht ganz bewußtlosen Selbsttäuschung schloß sich das Paradies der Unschuld hinter ihr. — Wir Alle tragen die Verschuldung, unser Bewußtsein oft mit solchen selbstgesponnenen Lügen zu umstricken. Zu sehr wird der Mensch von Jugend auf daran gewöhnt, sich selbst zu täuschen, außer sich zu leben

und in fremden Zufälligkeiten zu suchen, was nur im Heiligthum der eignen Seele zu finden ist; darum bleibt auch so Vielen bis in das Grab nichts fremder und räthselhafter als ihr eignes Selbst, darum geben sie sich so leicht, im Innersten zerstückelt und zerrissen, dem Spiel äußerer Einwirkungen hin, wo sie sich durch Einigung aller ihrer Kräfte zur Herrschaft über diese erheben sollten. Die warnenden Ahnungen und Offenbarungen des Gewissens bleiben dann unverständlich, die Einflüsterungen der Eitelkeit und der eingebornen Lüge betäuben das Ohr; allmälig erstirbt der Sinn für die ewige Wahrheit und ihre unwandelbaren Gesetze. Klara war sich keiner lasterhaften Handlung, keines strafbaren Wunsches, keiner verbotenen Neigung bewußt; aber sie empfand seit Theresens Brief eine lästige Unruhe, einen geheimen Unmuth, der ihr eine Auffoderung zur strengen Selbstprüfung hätte werden sollen; statt dessen suchte sie in Zerstreuungen mancherlei Art eine Beschwichtigung ihrer aufgeregten Gefühle. Sie eilte zu Melanie, um sich bei dieser auszuweinen, und diese war nicht Menschenkennerin genug, um zu entdecken, daß Klara sich eigentlich doch nur durch den Gedanken verletzt und gekränkt fühlte, daß der

tiefe Eindruck, den sie auf Gustav gemacht hatte, zu verlöschen begann und Marie jetzt mit ihr den Besitz eines Herzens theilte, das früher nur für sie allein geschlagen hatte. Melanie gab sich wenigstens die Miene, als setze sie Klara's Kummer ganz auf Rechnung von Theresens Außenbleiben, und gelobte ihr, durch Verdoppelung ihrer Liebe, Ersatz dafür gewähren zu wollen.

Der Vorwand, Klara Zerstreuung verschaffen zu wollen, bot Melanie Gelegenheit, sie mehr und mehr in die Wirbel ihres eignen zerstreuten und vergnügungssüchtigen Lebens zu ziehen. Nordeck liebte seine reizende Gemahlin gewiß nicht weniger als in den ersten Monaten ihrer Verbindung; aber er sagte es ihr nicht mehr, daß sie das Kleinod seiner Seele, sein höchstes, süßestes Lebensglück sei, und Klara nahm das für einen Beweis, daß sie aufgehört habe, ihm dafür zu gelten. Seine Geschäfte wurden immer ernster, seine Lage schwieriger, und er bekam Grund zu der Besorgniß, daß man die üble Wendung der Angelegenheit, zu deren Betreibung er nach Petersburg gesandt war, in seinem Vaterlande dazu zu benutzen suche, ihm die Gnade und das Vertrauen seines Monarchen zu rauben. Er war entschlossen, sich nach dem

Verlauf einiger Jahre aus der Sphäre des öffentlichen Lebens auf seine Güter zurückzuziehen; aber dieser Schritt sollte als ein Entschluß seines freien Willens, nicht als ein Gebot der Nothwendigkeit in den Augen der Welt erscheinen, und bis zu seiner Ausführung hatte er noch eine glänzende, ruhmgekrönte Laufbahn zu durchwandeln gehofft. Es gehört eine sehr großartige Fassung, ein wahrhaft frommer Sinn dazu, um sich, wenn man sich durch Kabale und Ungerechtigkeit aus einem glänzenden Wirkungskreise in die Dunkelheit zurückgedrängt fühlt, den Frieden des Gemüths unangefochten und sich für die schimmerlosen Freuden des häuslichen Glückes empfänglich zu erhalten. Nordeck war ein edler Mann, aber ohne Kampf, ohne innern Zwiespalt ließ ihn dieser Zeitpunkt seiner politischen Laufbahn nicht. In dieser Stimmung sah er sich gezwungen, zum Behuf diplomatischer Verhandlungen eine Reise nach Stockholm zu machen. Eine Winterreise von Petersburg nach Stockholm ist mit so viel Schwierigkeiten verbunden, daß er nicht daran denken konnte, sich von Klara begleiten zu lassen, und er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sie allein und unbeschützt in Petersburg zurücklassen zu müssen. Zum ersten

Male fühlte er jetzt lebhaft, welche Verantwortlichkeit für ihr Glück und ihren Werth auf ihm laste. Aus der stillen Umschirmung der Mutterliebe und Muttersorge hatte er das sechzehnjährige Mädchen hinweggeführt in ein fremdes Land, in Verhältnisse, vor deren gefährlichem Einfluß sich selbst der gereifte, erfahrene Mann selten ganz zu bewahren vermag. Klara stand in dem großen Petersburg ganz allein; keine bewährte Freundin, keine Mutter war ihr zur Seite, und in dieser Lage war er nun gezwungen, sie auf Monate zu verlassen. Er mußte sich gestehen, daß er Klara in der letzten Zeit mehr sich selbst überlassen hatte, als es mit seiner Pflicht, ihr Führer, Freund, Beschützer, Bildner zu sein, vereinbar war; er fühlte, daß er sein Glück als Mensch und als Gatte zu sehr der Pflicht des Gesandten, der Thätigkeit des Diplomaten untergeordnet hatte. Neben einer edeln, gebildeten Frau von vierundzwanzig bis dreißig Jahren wäre dies unverfänglich geblieben; eine solche kennt die Würde und die Sicherheit ihres Standpunktes als Gattin; sie gibt den geliebten, verehrten Mann frei, weil sie in seiner Thätigkeit, in seiner Wirksamkeit sich selbst mit gehoben fühlt; aber ein siebzehnjähriges Wesen

ohne alle Erfahrung! Nordeck liebte seine Frau mit stiller, unaussprechlicher Innigkeit; er sehnte sich darnach, an ihrer Seite den Lohn seiner Thätigkeit im friedlichen Glück schöner Häuslichkeit zu ernten, sobald die gegenwärtige, gewaltsame Spannung in seinen Dienstverhältnissen gelöst und sein Geist nicht mehr durch so ernste Sorge und unerfreuliche Geschäfte umwölkt sein werde; aber er hatte sie, in Erwartung dieses Zeitpunktes, doch allmälig mehr aus den Augen gelassen, als er es selbst bemerkt hatte, und erst jetzt, bei der bevorstehenden Trennung von ihr, wurde er sich dieser Schuld gegen sie bewußt. Auch in Klara erwachte die Ahnung, daß mit ihm ihr Schutzengel sie verlasse, und sie glaubte die Trennung von ihm nicht ertragen zu können; doch die Nothwendigkeit wurde hier zur despotischen Gebieterin. Mit tiefer schmerzlicher Rührung trennte sich Nordeck von Klara, die er allen seinen Freunden auf das angelegentlichste empfahl, wie auch an Melanie, von der er nichts Böses wußte und deren Ruf in einer Hinsicht tadellos war.

Melanie glaubte sich verpflichtet, nach Nordeck's Abreise mehr denn je für Klara's Zerstreuung sorgen zu müssen, und um die junge schöne Frau

sammelte sich jetzt in Abwesenheit ihres Mannes eine Schar von Anbetern, welche sie wie ein herrenloses Gut betrachteten, das durchaus Einem von ihnen zu Theil werden müsse. Klara wurde die gefeierte Schönheit des Tages, die Gesetzgeberin im Reiche der Mode und der Toilette; und welche Frau ist gegen Auszeichnungen dieser Art, wie nichtig und gehaltlos sie auch ihrem innern Werthe nach sind, unempfindlich? Wer fühlt sich nicht verpflichtet, viel für die Gesellschaft zu thun, wenn ihm diese mit der Anerkennung seiner Liebenswürdigkeit schmeichelnd entgegenkommt?

Bei der Gleichgültigkeit gegen sittlichen Unwerth, die man in den vornehmen Cirkeln ganz allgemein findet, lernte Klara allmälig, Aeußerungen und Verhältnisse, die sie bei ihrem Eintritt in die Welt empört hatten, in einem mildern Licht zu sehen. Melanie, die ihrem Gatten noch keine Ursache zum Mistrauen und zur Unzufriedenheit gegeben hatte, sprach doch nie tadelnd, sondern nur lächelnd und nachsichtig über Verhältnisse, in denen eine verheirathete Frau, ein verheiratheter Mann stand; sie neckte Klara so allerliebst mit den Anbetern, die sie umschwärmten, sprach so offen über ihre eignen, daß Klara zu glauben begann,

Treue und Erfüllung der Pflicht gegen den Gatten lasse sich mit dem Anschein des Leichtsinns und dem herrschenden Modeton vereinigen.

Die gefährlichsten Fallstricke des Weltlebens und seiner Verführung liegen in der Gefahr, die damit verbunden ist, stufenweise mit fremder Lasterhaftigkeit bekannt und vertraut zu werden. Nie kann man gegen die ersten Eindrücke dieser Art zu sehr auf seiner Hut sein. Die Unterhaltung in unseren Salons gewöhnt uns fast unausbleiblich daran, ohne Anstoß von Sachen reden zu hören, von denen jedes reine Herz sich mit Ekel und Grauen wegwenden sollte; der glänzende Firniß des Lasters verblendet uns, und selten nur sind auch die besten Grundsätze, die man der Erziehung verdankt, so fest in das Herz gewurzelt, daß sie nicht durch den Anblick der in den höheren Kreisen vorzugsweise herrschenden Sittenverderbniß untergraben würden; wie leicht wird es dann dem Sturm der Leidenschaft, sie vollends zu entwurzeln!

Wir können, sagte ihr Melanie oft, mit aller unserer Tugend und Unbescholtenheit den Lauf der Welt nicht ändern und wenn wir nur mit makellosen Tugendheldinnen umgehen wollten, würden

unsere Gesellschaftszimmer bald ganz verödet sein. Um in der Welt zu gelten, müssen wir hübsch, oder reich und vornehm sein; was wir noch sonst sind, haben wir mit Gott und unserm Gewissen abzumachen; die Welt kümmert sich nicht darum; ihr ist wol mit unseren Schwächen, nie aber mit unseren Tugenden gedient. Mir ist noch kein Beispiel vorgekommen, daß eine tugenhafte Frau durch ihre Tugend zu Ansehen gekommen ist; aber wohl, daß man sie eben darum, weil mit ihr nichts anzufangen ist, vernachlässigt und zurückgesetzt hat. Auf dem Lande, in kleinen Städten und im Mittelstande ist das anders; aber wir vornehmen Frauen werden von unseren Verhältnissen beherrscht, und es ist Pflicht für uns, uns in der Wahl unsers Umgangs von ihnen beherrschen zu lassen. Eine kluge Frau wird den Schein meiden; weiter wird aber in geselliger Beziehung durchaus keine Anfoderung an unsere Tugend gemacht, und Niemand wird von uns Rechenschaft fodern, wie wir im Geheimen, denken, fühlen und handeln. Du, liebste Klara, mußt dich durchaus bei deinem Geist und deiner Bildung zu einer freiern, selbstständigen Ansicht des Lebens und der geselligen Verhältnisse erheben. Mit der Katechismusmoral

deiner ehrwürdigen Großmutter reichst du in deinen jetzigen Verhältnissen nicht aus; sie ist nur für die Beschränkung einfacher Verborgenheit und Häuslichkeit berechnet; die Welt, in der du lebst, eröffnet deinem Geist, deinem Urtheil und deinem Charakter einen größern und reichern Schauplatz.

Die Zeit war vorüber, wo diese Aeußerungen Klara empört haben würden: sie seufzte bei dem Gedanken, in solchen Umgebungen leben zu müssen; allein sie begann zu glauben, diese Umgebungen könnten durchaus nicht anders gestaltet sein, und schwieg jetzt, wo sie sonst unverhohlen ihren Abscheu ausgesprochen haben würde. Melaniens Spöttereien über Klara's kleinstädtische Vorurtheile (so nannte sie ihre Lebensansichten) waren stets von den süßesten Schmeichelworten begleitet. Man sagt so oft, diese kosten nichts, und spricht damit aus, daß man seinen und Anderer moralischen Werth für nichts achtet, denn beide werden stets dadurch gefährdet.

Eines Abends, als Klara später als gewöhnlich bei Melanie an ihrem Gesellschaftstage erschien, fand sie einen Fremden vor, um den alle Anwesenden einen Kreis geschlossen hatten und der sie sehr angenehm durch eine Schilderung des gesell-

schaftlichen Lebens in Stockholm unterhielt, das er eben verlassen hatte. Mit Entzücken sprach er von der herrlichen Lage dieser Hauptstadt und von der Schönheit und Lieblichkeit der Natur, die man so hoch im Norden gar nicht ahne. Fruchttragende Felder, Wiesen voll der buntesten Blumen, Auen mit einem Grün, wie man es nur in den Alpenthälern und in Schottlands Hochgebirgen wiederfinde — und nun diese mächtigen Ströme, diese klaren, tiefen Seen, diese rieselnden Quellen und Bäche, diese mächtigen Gebirge, diese dunkeln Thäler, und dann der Zauber des schwedischen Sommers und seiner himmlischen Nächte! Der ganze Himmel in Flammen, die Nacht selbst nur ein milderer Tag, Abend- und Morgenröthe in einander verschwimmend und der tiefblaue Himmelsdom voll rosigen Anflugs!

Der Amerikaner, Harry, der dem Fremden mit lebendigem sichtlichem Antheil zuhörte, nahm hier das Wort. Gewiß, sagte er, man kann den Reiz dieser schwedischen Sommernächte nicht zu hoch preisen. Wie oft habe ich, auf der Felsenspitze von Kinakulla ruhend, erquickt durch die balsamischen Düfte der Fichtenwälder, das Sinken der Sonne betrachtet und, umgeben von allen Schön-

heiten dieser nordischen Gegend, es mit tiefer Wehmuth empfunden, daß nichts in unserm Herzen so lebhaft das Andenken an die Heimat erweckt und uns die Erinnerungen der Vergangenheit so schmerzlich zurückruft als der Untergang der Sonne in einem fremden Lande. Ich habe in Italien und Griechenland nichts gefunden, was nach meinem Gefühl den Zauber einer solchen nordischen Sommernacht übertrifft und nur die Schönheit der amerikanischen Wälder zur Herbstzeit hat mein Gemüth noch tiefer und begeisternder ergriffen. Wie oft habe ich in feiernder Andacht die großen Wüsteneien meines Vaterlandes auf der stillen Fläche seiner azurblauen Seen durchschifft! Mein Nachen, die Gewässer, die ich beschiffte, die Bäume ihrer Ufer, Alles war der Welt unbekannt und glich einem unermeßlichen, von mir entdeckten Reiche. Die Einsamkeit um mich her war tief und friedlich wie das Grab und schön wie der Himmel. Die Ufer der Seen sind bei uns mit so prachtvoll belaubten Bäumen eingefaßt, der Himmel so klar und durchsichtig, daß alle Bäume und alle Berge, die sich im Wasser abspiegelten, einer andern Welt anzugehören schienen, und mein leichter Nachen mir ein Luftball zu sein dünkte, der im Aether

schwamm. Nichts in der ganzen Welt kann mit dem Anblick verglichen werden, wenn man diese meine vaterländischen Einöden eine Stunde vor der Abenddämmerung in der Jahreszeit sieht, wo der Reif die Blätter der Bäume schon gewelkt und die Gipfel der Gebirge weiß überzogen hat. Mögen Andere den schönen Himmel Italiens, die rosig schimmernden Nächte des Nordens, oder den dunkelblauen, goldblitzenden Azur einer südamerikanischen Nacht feiern; ich muß den Preis der erhabensten, der andachtsvollsten Schönheit meinem Vaterlande zuerkennen. Ich habe unter jedem Himmelsstrich unter der unermeßlichen Wölbung des Himmels geruht und habe vor ihrer Glorie anbetend mein Knie gebeugt; aber jeder andere Himmel erscheint schwer und irdisch nebelhaft, wenn man ihn mit der reinen Klarheit des nordamerikanischen Himmels kurz vor Sonnenuntergang vergleicht.

Wenn ich, sagte der Fremde, indem ein Zug leichten Spottes über seine Züge flog, eine so begeisterte Lobpreisung der Naturschönheiten höre, muß ich immer von neuem über die Gewalt des Zuges erstaunen, die den Lobredner derselben aus der Natur hinweg, in unsere Salons, zur Be-

wunderung der Opern, des Theaterspiels unsers Lebens führt und ihn unter uns festhält.

Sollte, fragte Klara schüchtern, der Zug der Sehnsucht weniger tief und unvergänglich sein, die uns aus all den glanzvollen Freuden unserer städtischen Lebensweise hinweg in irgend eine stille Einsamkeit lockt? Erwacht nicht in uns Allen zuweilen die Ahnung des seligen Friedens, der uns in der Abgeschiedenheit von der Welt erblühen würde, wenn wir uns mit der Natur inniger zu befreunden strebten?

Der Fremde, der Klara bis zu diesem Augenblick nicht bemerkt hatte, sah jetzt auf und schien von ihrem Anblick so überrascht zu werden, daß er ihr die Antwort auf ihre Frage schuldig blieb. Das Gespräch wurde nun allgemeiner und Melanie stellte ihn Klara als den Freiherrn von Leist vor, dessen sie früher schon oft gegen sie als ihres nahen Verwandten und als eines durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichneten Mannes erwähnt hatte.

Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft, allein der Freiherr, dessen glänzende, lebendige Darstellungsgabe vor wenig Augenblicken noch alle Anwesende entzückt hatte, redete jetzt nur wenig; seine

Befangenheit war so sichtlich, seine Schweigsamkeit so auffallend, daß Klara, die das Auge nicht aufzuschlagen vermochte, ohne seinem Blicke zu begegnen, sich den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, nicht verbergen konnte.

Leist war seit frühester Jugend in französischen Kriegsdiensten gewesen. Böse Beispiele, gefährliche Verbindungen und die Entartung, welche die Unnatur, gegen sein Vaterland die Waffen zu führen, unfehlbar in der Seele jedes Mannes erzeugen muß, hatten ihn in ein Wüstlingsleben gestürzt, das alle edlere Empfindungen in ihm abgestumpft und ihn durch und durch entwürdigt hatte. Schön wie ein Göttersohn, aller Künste des Scheins, aller Nichtigkeiten des Weltlebens mächtig wie Wenige, war er der Abgott der Frauen und ihr gefährlichster Verderber. Er verachtete die Frauen; Charakterlosigkeit und Eitelkeit hielt er für die Grundzüge jeder weiblichen Individualität, die nur durch Erziehung, Sitte und Gewohnheit verschieden nuancirt würde; doch für einen klugen Mann sei jedes Weib nur ein Spielzeug, bei dem es in seiner Macht stehe, ihm die beliebige Form geben zu können.

Klara's Schönheit hatte ihn überrascht; er hatte

schon, ehe er sie bei Melanie sah, von ihr reden hören und erfahren, daß sie ihre Lebensschule noch erst durchzumachen habe, und glaubte in Petersburg nicht glänzender debutiren zu können, als durch ihre Eroberung.

Klara sah ihn am folgenden Tage mit jenem Interesse, jener geheimen Befangenheit wieder, die die Gewißheit, eine Eroberung gemacht zu haben, unausbleiblich jeder Frau einflößt. Wie unangenehm fühlte sie sich aber überrascht, als er, weit entfernt, sie auszuzeichnen und ihr seine Huldigungen darzubringen, sie gar nicht zu bemerken schien. Seine Blicke suchten den ihrigen so wenig zu begegnen, als sie sie vermeiden zu wollen schienen. Er zeigte sich durchaus gleichgültig, und dabei war er so hinreißend liebenswürdig, verdunkelte so sichtlich alle anderen anwesenden Männer, fand bei den Frauen so zuvorkommende Anerkennung seiner Liebenswürdigkeit, daß Klara sich verletzt fühlte, von ihm so ganz übersehen zu werden. Sie sprach viel und lebhafter als gewöhnlich, bestrebte sich, sehr heiter zu scheinen, und war doch innerlich verstimmt und unmuthig. Auf alle Männer, die sie kannte, hatte ihre Schönheit und jugendliche Anmuth bis jetzt noch immer einen für

sie günstigen Eindruck gemacht; mehr denn je war sie in den letzten Monaten daran gewöhnt worden, sich auf die schmeichelhafteste Weise ausgezeichnet zu sehen, und Leist's kaltsinniger Gleichmuth erschien ihr wie eine Beleidigung, für die sie sich rächen zu können wünschte.

Leist war ein zu geübter Weiberkenner, als daß ihm ihre Verstimmung hätte entgehen können. Er wurde in kurzer Zeit der Abgott des Kreises, in dem Klara lebte. Sein Beifall, sein Tadel entschied über Schönheit, Talent und Liebenswürdigkeit; aber je glänzender sein Standpunkt in der Gesellschaft wurde, desto unmuthiger empfand Klara sein Betragen gegen sie, das sich im Verlauf mehrerer Wochen völlig gleich blieb. Er hatte nur eine Karte bei ihr abgegeben, und obgleich er sie fast täglich, theils in den größeren Gesellschaftskreisen, theils im kleinern Cirkel bei Melanie sah, suchte er doch nie eine Gelegenheit zur Unterhaltung mit ihr auf und begnügte sich gemeinhin, sie aus der Ferne zu begrüßen und sich gegen sie in der Gesellschaft auf die Formen der feinsten und elegantesten, aber auch der kältesten Höflichkeit zu beschränken.

Wenn in den kleinen Concerten, die oft bei

Melanie stattfanden, Klara's Gesang Alle entzückte, schien er allein während desselben mit seinen Gedanken abwesend zu sein, spielte mit Melaniens Affen, oder trieb sonst Possen. Melanie gebot ihm dann Stille und schalt ihn wegen seiner Unachtsamkeit. Singt die Gräfin nicht wie ein Engel? fragte sie ihn. Er antwortete bejahend und verbindlich, aber mit so kalt höflichem Ton, daß darin das Geständniß lag, ihr Gesang interessire ihn nicht. Gewöhnlich lobte er dann noch sehr warm die musikalische Leistung einer der anderen anwesenden Frauen.

Zu seinem Ergötzen machte Klara die ganze kleine Schule durch, die er sie machen lassen wollte. Bald gab sie sich Mühe, ihn ganz zu übersehen; bald suchte sie ihn mit stolzer Gleichgültigkeit zu behandeln, aber immer drang ihr geheimer Unmuth, ihre Empfindlichkeit, ihre verletzte Eitelkeit durch. Es kam so weit, daß sie sich fast nur mit ihm beschäftigte, und daß es ihr den glänzendsten Ball und ihr Lieblingsvergnügen, den Tanz, verleidete, wenn er, der in den pariser Salons als einer der elegantesten Tänzer geglänzt hatte und der nur mit den gefeiertsten und schönsten Frauen tanzte, sie allein nie auffoderte.

Ich begreife nicht, sagte sie eines Tages zu Melanie, als diese die Liebenswürdigkeit des Freiherrn enthusiastisch rühmte, wie ein so feingebildeter Mann als er sich erlauben kann, eine Frau so unhöflich zu behandeln, wie er mich behandelt.

Klara's Empfindlichkeit klang so vernehmlich aus dem Ton, mit dem sie diese Worte sprach, daß Melanie dadurch überrascht wurde. Du misverstehst sein Betragen, wie ich glaube, antwortete sie ihr; ich habe nie in seinem Betragen gegen dich etwas bemerkt, was dich beleidigen könnte; daß er sich aber in ehrfurchtsvoller Höflichkeit fern von dir hält, ist eine Wirkung deiner strengen und, mit deiner Erlaubniß, zugleich etwas altväterischen Ansichten von den Verhältnissen und den Pflichten einer verheiratheten Frau. Du weißt, ich liebe meinen Mann und habe mir gewiß nichts gegen ihn vorzuwerfen; allein ich sehe darin kein Hinderniß, mir von anderen liebenswürdigen Männern den Hof machen zu lassen. Ohne den Reiz dieser Courmacherei würde ich unser geselliges Leben sehr fade und langweilig finden.

Man kann aber doch, ohne einer Frau gerade die Cour zu machen, höflich und artig gegen sie sein, wandte Klara ein.

Dazu bist du zu schön und Leist zu stolz. Er wird nie eine Frau auszeichnen, von der er nicht gewiß ist, wieder ausgezeichnet zu werden. Ich habe übrigens noch ganz besondere Gründe zu der Vermuthung, daß er nur darum sich so fern von dir hält, weil er dich zu gefährlich für seine Ruhe findet.

Klara lachte, aber es war ihr unmöglich, diese Aeußerung Melaniens zu vergessen. Sie gestand es sich nicht, daß ihre Foderungen an Leist sich nicht mehr auf gewöhnliche Höflichkeit beschränkten, sondern daß sie sich gern von ihm ausgezeichnet gesehen hätte. Auch kannte sie sich selbst und das weibliche Herz im Allgemeinen zu wenig, um sich Rechenschaft von den wechselnden, beunruhigenden Gefühlen geben zu können, welche ihre Seele seit einiger Zeit bewegten. Die Gesellschaft, in der sie lebte, hatte durch die gefährliche, fast unwiderstehliche Gewalt des allgemeinen Beispiels die in ihr schlummernden Keime der Eitelkeit und der Gefallsucht erweckt, die sich in einfacheren Lebensverhältnissen vielleicht nie in ihrer Brust entfaltet haben würden. Bis jetzt hatte sie noch die Reinheit ihrer Grundsätze und ihres Wandels bewahrt, aber sie hatte schon jene köstliche Unwissenheit der Un-

schuld verloren, die es unmöglich macht, an das Böse zu glauben und mit dem Gedanken daran vertraut zu werden. Oft, wenn ihr Blick auf Gustav's Ring fiel, füllten sich ihre Augen mit Thränen, und sie fühlte sich beklommen, als laste irgend eine Schuld, irgend ein begangenes Unrecht auf ihrer Seele, und doch fehlte ihr die Kraft, ihre Lage klar zu übersehen und sich ihren Gemüthszustand zu deuten. Das Andenken an Gustav begann ihr lästig zu werden; ihre Briefe an Nordeck und Therese und an ihre Großmutter wurden kürzer und inhaltsleerer; die Letztere ließ es in ihren Antworten nicht an Lehren und Ermahnungen fehlen; doch diese weckten oft in Klara den Gedanken, daß sie für den jetzigen Stand der gesellschaftlichen Verhältnisse und für die Lebensweise der vornehmen Welt nicht mehr paßten; und aus Klara's eignen Briefen an ihre Lieben verschwand allmälig jener Herzenserguß, jenes Ueberwallen der Empfindungen und Gedanken, das, durchaus rücksichtslos, kein Bedenken, kein Verhehlen kennt, sondern sich in jedem Augenblicke ganz so gibt, wie man wahrhaft denkt und empfindet.

Leist begann jetzt ihr, wie unwillkürlich fortgerissen, in einzelnen Augenblicken zu verrathen,

daß sich unter seiner Gleichgültigkeit ein tieferes, warmes Gefühl für sie verberge. Sie hätte diesen Nuancen seines Betragens keine Worte zu geben vermocht; aber sie fand zuweilen sein Auge mit wunderbar ergreifendem Ausdruck auf sie geheftet. Als er es einmal nicht vermeiden konnte, ihr die Hand zu reichen, um ihr in den Wagen zu helfen, bebte seine Hand, und der Ton seiner Stimme klang zuweilen, wenn er mit ihr von den gleichgültigsten Sachen sprach, so bewegt.

An einem der nächsten Tage wohnte Klara einem glänzenden Feste bei, das der englische Gesandte gab. Unter den eingeladenen Fremden zog vorzüglich die Gräfin von P. die Blicke auf sich, die ihren Mann und zwei Kinder verlassen hatte, um den französischen Herzog von M. nach Petersburg zu begleiten. Mit großem Erstaunen sah Klara, wie sich die angesehensten Frauen zu diesem leichtsinnigen, verächtlichen Weibe drängten, um ihren Schmuck, ihren geschmackvollen Anzug und ihren graziösen Tanz zu bewundern. Man sprach nur von ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit. Und wie wußte man ihr empörendes Betragen umzugestalten und zu entschuldigen! Wie kam man stillschweigend überein, von ihrem Ver-

hältniß zu dem Herzog keine Notiz zu nehmen und in ihr nur die vornehme, fremde Reisende zu sehen! Sie sei noch sehr jung gewesen, erzählte man, als sie den Grafen von P. heirathete, den sie in jugendlicher Unerfahrenheit zu lieben glaubte. Auch waren die ersten Jahre ihrer Ehe sehr glücklich; die Zeitereignisse raubten aber ihrem Gemahl einen bedeutenden Theil seines Vermögeus und stimmten den früher so heitern und lebenslustigen Mann so ernst und trübe, daß die Gräfin ganz den gewohnten liebenswürdigen Gesellschafter in ihm vermißte. In diesem Zeitpunkt lernte sie den Herzog von M. kennen, und das Gefühl, das er ihr einflößte, bewies ihr, wie sehr sie sich früher getäuscht hatte, als sie den Grafen zu lieben glaubte. Was sie für diesen empfunden hatte, war nur kaltes Wohlgefallen gegen die Glut ihrer Leidenschaft für den Herzog. Zu wahr, zu großsinnig, um ihren Mann zu täuschen, gestand sie ihm offen, daß sie ihn achte und seinem Werth Gerechtigkeit widerfahren lasse, daß ihr Herz aber dem Herzog angehöre, und sie entschlossen sei, das Glück ihres künftigen Lebens dieser Liebe anzuvertrauen und dem Geliebten jedes Opfer zu bringen. Diese edle Freimüthigkeit hatte aber auf den Grafen nur einen

schmerzlichen und ihn empörenden Eindruck gemacht; er bot Alles auf, seinen Kindern in ihr die Mutter und sich selbst eine geliebte Gattin zu erhalten; doch sie besaß Muth und Charakterstärke genug, der Liebe Alles aufzuopfern und dem Tadel der Welt Trotz zu bieten. Ihre Religion machte die Scheidung unmöglich, und so trennte sie sich freiwillig von Mann und Kindern, um dem Herzog nach Petersburg zu folgen. Wäre sie arm und niedern Standes gewesen, so hätte man sie seine Maitresse genannt; nun aber war sie reich und vornehm, sie wohnte nicht mit ihm in einem Hause, sie trat als die Gräfin von P. auf, die als Reisende in Petersburg einige Monate zuzubringen wünschte, und ihre Aufnahme in den geselligen Kreisen der Hauptstadt fand keine Schwierigkeit, obgleich ihre Geschichte und ihre Verhältnisse für Niemand ein Geheimniß waren. Was unter anderen Verhältnissen nur das Interesse des Skandals gehabt hätte, verwandelte sich bei einer Frau, deren Lebensweise fürstliche Pracht zeigte und der ihre Connexionen so bedeutende Protection sicherten, in das Interesse der Leidenschaft. Es ist ja keine Niederträchtigkeit, ja, keine Infamie denkbar, wogegen die vornehme Welt sich nicht

nachsichtig beweist, wenn der Götzendienst des Goldes und der Gunst es von ihr erheischt. Hätte die Gräfin einen nichtswürdigen Mann verlassen, um einem armen Mann zu folgen und mit ihm in glanzloser Verborgenheit zu leben, so würde jede unbescholtene Frau, jede vorsichtige Mutter ihr den Zutritt zu ihrem Hause verweigert haben; jetzt fand sich keine, welche die Entschlossenheit und den Muth der Tugend gehabt hätte, die Misbilligung ihres Vergehens in Wort und That auszusprechen.

Diese verderbliche Nachsicht, dieses Beispiel, diese Fügsamkeit und Biegsamkeit des Urtheils und der Meinung begannen auf Klara den giftigsten Einfluß zu äußern; sie stand so hoch, wenn sie sich mit fast allen Frauen ihres Kreises verglich, daß sie sich sehr viel erlauben durfte, ohne ihren Anspruch auf diese Ueberlegenheit einzubüßen. Um sich zu dem Ton der Menschen zu stimmen, mit denen sie lebte, suchte sie sich selbst über Das zu täuschen, was Andere Lebensgenuß und Reiz des gesellschaftlichen Umgangs nannten. Die Eitelkeit, die als der Keim zu ihrem sittlichen Verderben in ihrer Seele lag, schoß üppig in die Höhe und trieb die giftigen Blüten der Gefallsucht. Sie ge-

wöhnte sich unmerklich daran, Nordeck in ihren Briefen an ihn Manches zu verhehlen, was ihm, wie Melanie versicherte, von ihrem Thun und Treiben zu erfahren nicht Noth war. Von solchem Verhehlen bis zur Unwahrheit und von dieser bis zur Lüge ist nur ein Schritt; und wo ist, wenn dieser gethan ist, dann noch eine Grenze für das sündliche Verderben des Menschen?

Am nächsten Abend fiel in einem kleinen, bei Melanie versammelten Cirkel das Gespräch auf die Gräfin von P., und Leist vertheidigte sie höchst beredsam gegen den Tadel, den sich hier hinter ihrem Rücken einige der Anwesenden erlaubten. Er sprach mit allem Anschein wahrer Begeisterung von dem Glück zu lieben und geliebt zu werden — von der wonnevollen Qual und der qualvollen Wonne des Erblühens dieser Leidenschaft in unserm Herzen; wie gegen die Macht der wahren Liebe gar kein Widerstand möglich sei; wie sie das höchste, vom Himmel stammende Recht, das erhabenste Gesetz in sich fasse, und daß zwei Wesen, die sich in glühender Leidenschaft zu einander finden, sich auch von Rechtswegen einander gehören, welches irdische Verhältniß auch störend zwischen ihnen stehen möge. Die Liebe gebe ein göttliches

Recht auf den Besitz der Geliebten, vor dem jede menschliche Satzung, wie z. B. die Ehe und alle bürgerlichen Verhältnisse, schwinden müssen.

Keiner der Anwesenden bestritt diese vorgebliche Rechtmäßigkeit der Wahlverwandtschaften, und Klara versank in düsteres Schweigen. Was war ihre Liebe für Nordeck gegen die Glut solcher Leidenschaft! Gab es denn wirklich ein so unaussprechliches, die Seele in namenlosem Entzücken berauschendes Glück, von dem sie bisher keine Ahnung gehabt hatte? Wurde sie so geliebt, von dem Manne so glühend geliebt, dem sie so ganz gleichgültig zu sein geglaubt hatte? Denn sie mußte es sich gestehen, mit Beben und doch mit süßem Triumph es sich gestehen, er hatte sich im Laufe dieses Gespräches verrathen; seine Augen hatten ihr das Geheimniß seines Herzens ausgesprochen — er liebte sie.

Sie kam unruhig, bewegt, gespannt nach Hause. Ohne eine Wort mit einander gewechselt zu haben, hatte sie dieser Abend über so Vieles mit einander verständigt. Unwillkürlich hatte ihm ihr Erröthen, das Senken ihrer Augen vor seinem Blick verrathen, daß sie den Ausdruck desselben verstanden hatte; sie fühlte das, und

wie sollte sie ihn nun wiedersehen, wie ihm begegnen?

Als er am folgenden Tage in die Loge trat, in der sie mit Melanie der Vorstellung eines neuen Trauerspiels beiwohnte, erröthete sie so lebhaft und ihre Befangenheit war so sichtlich, daß es seinem Scharfblick nicht entgehen konnte. Aber wie fühlte sie sich gedemüthigt, gekränkt, verletzt, als sie sich von neuem von ihm kaum beachtet sah! Er war heiterer, glänzender, witziger denn je, liebenswürdig gegen Alle, nur sie allein vernachlässigend.

Er blieb auch noch im Laufe der nächsten Wochen dem Plane getreu, den er gleich anfangs in Bezug auf sie entworfen hatte. Bald suchte er sie, wie unwillkürlich fortgerissen, auf; dann ließ er sie wieder tagelang unbeachtet, machte sichtlich dieser und jener Frau den Hof und doch widersprach dann hin und wieder ein dunkelglühender Blick flammender Leidenschaft, ein nur von ihr vernommener Seufzer, ein hingeworfenes Wort diesem scheinbaren Kaltsinne und verrieth ihr das Gefühl, das er verdecken sollte. Er erhielt sie dadurch in einer immerwährenden Spannung und um so mehr mit ihm beschäftigt, da er in hohem Grade die Kunst verstand, sich in der

Gesellschaft geltend zu machen und seinem Beifall als dem Maßstab für die Würdigung jedes Vorzugs, der in ihr gefeiert wurde, Anerkennung zu verschaffen.

Klara lernte in diesem Zeitpunkt noch eine Sorge kennen, von der sie bisher nie eine Ahnung gehabt hatte. Sie hatte nämlich im Verlauf einiger Monate bedeutende Schulden gemacht, ohne recht zu wissen, wie. Nach dem Beispiel fast aller Frauen ihrer Bekanntschaft hielt sie es für Erfoderniß des guten Tons, Alles, was sie kaufte, auf Rechnung zu nehmen, und dies ist für den Wohlstand jeder Familie, wie jedes Einzelnen eine gefährliche Klippe. Sie erschrak unbeschreiblich, als sie jetzt beim Beginn des neuen Jahres von allen Seiten Rechnungen zugesandt bekam, zu deren Bezahlung der mehrjährige Betrag ihres Nadelgeldes nicht zugereicht haben würde. Verhehlen konnte sie es sich nicht, daß sie noch dazu die meisten dieser Sachen nur gekauft hatte, weil sie sie zufällig sah, ohne daß sie ihr nothwendig und nützlich gewesen wären; sie hatte hundert Spielereien, hundert Kleinigkeiten gekauft, die in ihren eignen Augen keinen Werth hatten, die sie aber mit dem unüberlegenden Leichtsinn erstanden hatte,

der Einem so leicht anfliegt, wenn man in dem Wirbel großstädtischer Zerstreuungen lebt, und bei deren Ankauf sie, weil sie sie nicht augenblicklich zu bezahlen brauchte, nicht bedachte, daß der Kaufmann ungeheuere Zinsen des Credits, den sie foderte, mit auf den Preis schlug, den er ihr dafür in Rechnung brachte.

So lange sie bei ihrer Großmutter lebte, hatte ihr Taschengeld, so unbedeutend es auch war, doch hingereicht, ihren Hang zum Wohlthun befriedigen zu können: sie kleidete und ernährte einige Arme, ließ ihre Kinder in die Schule gehen u. s. w.; jetzt aber hatte sie so vielfache Bedürfnisse, und der Ueberfluß war ihr schon in manchen Dingen so zur einfachen Nothwendigkeit geworden, daß ihr zu Gaben der Milde fast nichts übrig blieb.

Sie war in höchst peinlicher Verlegenheit, da sie kein Mittel zur Bezahlung dieser Schulden aufzufinden vermochte. Nordeck hatte ihr bei seiner Abreise nach Stockholm eine bedeutende Summe gegeben, und ihr Nadelgeld war so ansehnlich, daß sie es als die tiefste Demüthigung empfand, ihm ihren Mangel an Ordnung und ihre leichtsinnige Verschwendung gestehen zu müssen. Niedergeschlagen und verstört fuhr sie zu Melanie, diese um

Rath zu befragen. Du kommst wie gerufen, rief ihr diese entgegen; sieh einmal diesen velours d'Ispahan an! Hast du je etwas Schöneres gesehen? Das Stück reicht gerade zu zwei Kleidern, und wir wollen es uns theilen.

Nein, sagte Klara seufzend, ich brauche kein neues Kleid.

Melanie lachte hell auf. Hast du mal wieder einen Anfall von Spleen? fragte sie spöttelnd; oder willst du mit dem Ankauf warten, bis dieser Stoff und diese Farbe so alltäglich geworden ist, daß ihn unsere Jungfern zum Sonntagsstaat tragen?

Du würdest nicht so unbarmherzig spotten, antwortete Klara mit niedergeschlagenen Augen, wenn du wüßtest, was mich bekümmert; ich weiß mir durchaus nicht zu helfen und bin in der tödtlichsten Angst.

Sie erzählte nun Melanie die Ursache ihrer Verlegenheit. Nichts als das! rief Melanie; wie kannst du nur so kindisch sein, dir aus einer solchen Lumperei etwas zu machen! Unsere Kaufleute rechnen gar nicht darauf, ihre Rechnungen auf einmal bezahlt zu bekommen; du zahlst jedem etwas auf Abschlag und nimmst dafür auf neue

Rechnung etwas, um ihnen zu beweisen, daß du ihnen deine Kundschaft erhalten willst. Das geht dann so von einem Jahr ins andere; darüber brauchst du dir keine graue Haare wachsen zu lassen; wir machen es alle so.

Klara war verständig genug, einzusehen, wohin ein solches Verfahren führen müsse, aber sie fühlte sich von der Noth des Augenblickes so gedrängt, daß ihr war, als müsse sie kein Opfer scheuen, um sich davon befreit zu sehen. Der Gedanke, vor Nordeck erröthen, sich ihres Leichtsinnes schämen zu müssen, war ihr unerträglich, und sie lieh daher Melanien willig ihr Ohr, als diese ihr vorschlug, irgend ein Stück ihres Schmuckes zu verkaufen oder zu versetzen und mit dem Preis dafür ihre Schulden zu bezahlen. Nordeck hatte sie mit einem sehr schön gefaßten Diamantenschmuck beschenkt; dieser war aber ein Familieneigenthum, das in seinem Geschecht schon seit Jahrhunderten vom Vater- auf den Sohn vererbt worden war, und Klara fühlte sich nicht berechtigt, ein Stück desselben zu verkaufen. Aber Gustav's Ring war ihr Eigenthum; darüber konnte sie frei verfügen, und sie fand eine Art von Buße darin, das Liebste, das Theuerste, was sie besaß, in die-

sem Fall aufzuopfern. Die Schönheit des rosenrothen Solitairs hatte oft die Blicke der Kenner auf sich gezogen; doch seine Kostbarkeit ward ihr erst kund, als sie ihn jetzt unter Melaniens Vermittelung heimlich verkaufte und die dafür erhaltene Summe wirklich zur Bezahlung des größten Theils ihrer Schulden hinreichte.

Um diese Zeit kam der deutsche Portraitmaler Lüderitz nach Petersburg, und Melanie bestand darauf, Klara solle sich für sie malen lassen. Diese willigte ein, dem Künstler zu sitzen, der mit sichtlichem Vergnügen alle Hülfsmittel seiner Kunst aufzubieten schien, um den Charakter ihrer Schönheit treu aufzufassen und ihn wahr wiederzugeben.

Alle Personen, sagte er ihr während der letzten Sitzung, die auch nur einmal der Ehre theilhaftig geworden sind, die Frau Gräfin zu sehen, haben dies Bild ähnlich gefunden und mir Glück dazu gewünscht, daß es mir beschieden wurde, die schönste Frau in Petersburg malen zu dürfen. Nur ein Herr war anderer Meinung und sprach seine Unzufriedenheit mit meiner Arbeit auf eine für mich sehr kränkende Weise aus.

Melanie fragte neugierig nach dem Namen die-

ses Herrn, und Klara erröthete, als der Maler den Freiherrn von Leist nannte.

Einige Tage später war ihr Bild vollendet, und sie fuhr des Vormittags zu Melanie, um es ihr zu bringen. Diese hatte sich in ihrem Cabinet verschlossen, um einen Brief zu schreiben, und Klara fand Leist in ihrem Zimmer. Sie zeigte ihm das wirklich sehr ähnliche und höchst sauber gemalte Bild und fragte ihn um sein Urtheil. Er betrachtete es prüfend mit Kennerblick und gab es ihr dann gleichmüthig zurück. Es ist recht brav gemalt, sagte er, und wird auch von Vielen ähnlich gefunden werden; doch so, wie es ist, würde der Besitz desselben nicht den geringsten Werth für mich haben.

Klara fühlte sich beleidigt, und in der ersten Aufwallung ihrer Empfindlichkeit riß sie ihm das Portrait rasch aus der Hand und trat, von ihm abgewendet, zum Fenster.

Leist folgte ihr. Verzeihen Sie, gnädigste Gräfin, sagte er ihr mit allem Anschein der Verlegenheit und einer tiefen Bewegung, ich habe unwillkürlich zu viel gesagt, um nicht zu meiner Rechtfertigung mehr sagen und Ihnen gestehen zu müssen, daß ich im Besitz eines Gemäldes bin,

dessen Besitz mich gegen den Maler des Ihrigen vielleicht ungerecht macht. Urtheilen Sie selbst, und vorzüglich vergeben Sie mir, setzte er leidenschaftlich hinzu, indem er zu ihren Füßen sank und ihr eine goldene Kapsel überreichte, die er auf dem Herzen trug. Keines Wortes mächtig, eröffnete Klara die Kapsel; aber wer spricht ihr Erstaunen, ihre Ueberraschung aus, als ihr ihr eignes Bild entgegenleuchtete! Sie erschrak so freudig, so angstvoll, daß sie das Bild mit einem lauten Schrei fallen ließ. Leist nahm es schnell auf und drückte es an seine Lippen. Außer aller Fassung wandte Klara sich ab, um das Zimmer zu verlassen; doch er hielt sie flehend zurück. Nein, sagte er, Sie dürfen es mir nicht weigern, mich anzuhören; Sie sind mir diesen Ersatz für die namenlose Qual schuldig, mit der ich Ihnen mein unglückliches Geheimniß so lange verborgen habe.

Mochte er nun in augenblicklicher Aufwallung wirklich empfinden, was er ausdrückte, oder mochte er auch in diesem Augenblick nur den Triumph der Kunst feiern, mit der er jede Rolle zu spielen, jede Farbe anzunehmen verstand; genug, jedes Wort, jeder Blick glühte von Leidenschaft, als er ihr nun zu schildern begann, wie er sie seit der

ersten Minute ihres Anblickes angebetet, und wie er gekämpft und gelitten habe, um ihr seine Liebe zu verbergen und diese beherrschen zu lernen.

Zum ersten Male hörte Klara die verführerische Sprache glühender Leidenschaft; und doch war es mehr noch die Verlegenheit jugendlicher Unerfahrenheit, als irgend ein anderer Grund, der es ihr nicht vergönnte, ihn zu unterbrechen. Viel zu spät für die Würde, die sie in diesem verfänglichen Augenblicke ihm gegenüber hätte behaupten müssen, entzog sie ihm ihre Hand und flog, ehe er es verhindern konnte, aus dem Zimmer. Keines Wortes mächtig stürzte sie in Melaniens Cabinet, dessen Thüre sie hinter sich verriegelte, und von namenlosen streitenden Gefühlen erschüttert, warf sie sich in die Arme ihrer Freundin und brach in heiße Thränen aus.

Melanie erschrak und forschte ängstlich nach der Ursache des Zustandes, in dem sie Klara sah. Als ihr aber diese erzählt hatte, was zwischen ihr und Leist vorgefallen war, konnte sie sich des Lächelns über ihr nach ihrer Ansicht kindisches Betragen nicht enthalten. Hast du also doch endlich das große Geheimniß erfahren, sagte sie, das für mich schon lange keins mehr gewesen ist. Man

mußte so unerfahren sein als du, um die Anstrengung nicht zu bemerken, die es ihn kostete, seine Leidenschaft für dich unter dem Schein kalter Gleichgültigkeit zu verbergen.

Wie ist er aber nur zum Besitz meines Bildes gekommen? fragte Klara kaum hörbar.

Er hat es selbst gemalt, und ich muß gestehen, die Liebe hat seinen Pinsel meisterhaft geführt. Der Farbenton des Künstlers war ihm zu kalt für deine Reize, für den von ihm so tief empfundenen Zauber deiner Schönheit. Hast du nicht selbst den Unterschied zwischen beiden Bildern bemerkt? Mich hat er, als Leist mir vor einigen Tagen sein Gemälde zeigte, tief ergriffen. Der Künstler hat uns das ähnliche, gut getroffene Bild einer schönen Frau gegeben; Leist allein hat das Geheimniß gefunden, deine Seele in deinen Zügen auszudrücken.

Du warst also seine Vertraute und konntest mir dies alles verschweigen? fragte Klara in ernst misbilligendem Ton.

Und wie hätte ich sein Vertrauen zurückweisen sollen? Du nimmst die Sache viel zu ernst. Leist ist nicht der einzige Mann, der sich von dir besiegt fühlen wird. Du bist ja ganz dazu geeignet,

allen Männern die Köpfe zu verdrehen, und wirst es auch mit der Zeit lernen, solche Declarationen so leicht zu nehmen, als sie genommen werden müssen. Steht es denn in unserer Gewalt, den Männern zu verbieten, daß sie sich in uns verlieben sollen? Hat nicht jede von uns ihre Anbeter? Ein solches Gefolge ist gar nicht übel; je größer es ist, je mehr Spaß hat man davon, und in ganz Petersburg gibt es vielleicht keine Frau, die dir Leist's Eroberung nicht beneiden wird.

Melaniens unbesonnenes, leichtsinniges Geschwätz vermehrte das heimliche, thörichte Wohlgefallen Klara's an Leist's Geständniß. Melanie fand ihn keinesweges strafbar, einer verheiratheten, unbescholtenen Frau seine Liebe gestanden zu haben; nach ihrer Ansicht und Erfahrung war das etwas ganz Alltägliches, und sie fand es unbeschreiblich lächerlich, daß Klara sich dadurch beleidigt glaubte. Stolz mußte sie darauf sein, den schönsten, den liebenswürdigsten aller Männer erobert zu haben und mit dieser Eroberung alle andere Frauen überglänzen zu können.

Ich muß aber doch, sagte Klara, von nun an seine Nähe meiden und allen Umgang mit ihm aufheben.

Das wäre sehr thöricht gehandelt, und du könntest dies nicht zu thun versuchen, ohne Aufsehen zu machen, dich der Misdeutung der Welt auszusetzen und ihn, der dies doch gewiß nicht um dich verdient, zu beleidigen. Auch hätte dann die Orsin gewonnen Spiel. (Frau von Orsin war eine sehr schöne Frau, aber so blöde und befangen, daß ihre Schönheit nie Aufsehen gemacht hatte, bis Leist sie bemerkte und behauptete, er habe in Italien ein Bild der wegen ihrer Schönheit einst von ihren Zeitgenossen fast vergötterten Vittoria Colonna gefunden, dem Frau von Orsin sprechend ähnlich sehe; seitdem war es Ton geworden, ihre Schönheit zu preisen und sie mit Klara zu vergleichen.) Du kannst mir glauben, fuhr Melanie fort, sie legt es sichtlich darauf an, Leist erobern zu wollen, und ohne seine Leidenschaft für dich würde er gewiß ihr gegenüber nicht wie bisher den Unempfindlichen gespielt haben. Stößt du ihn aber zurück, so wäre es ein Wunder, wenn es ihr nicht gelänge, ihn an sich zu ziehen; und wenn es ihr auch nur gelingt, ihn flüchtig zu zerstreuen, so hat sie damit doch schon gewonnen Spiel und ist sicher, uns alle zu verdunkeln. Es ist ja so fast nur von ihr und ihrer Schönheit die Rede.

Nein, liebste Klara, das darf nicht sein. Sollte es dir denn gänzlich an der erfoderlichen Gewandtheit und Geistesfreiheit fehlen, dich der Huldigung eines so ausgezeichneten Mannes erfreuen zu können, ohne dich von ihm verstricken zu lassen?

Unruhig und stürmischer denn je in ihrem Innern bewegt, verließ Klara ihre Freundin. Gewiß war ihr Herz frei von jeder Regung eines wärmern Gefühls für Leist; der ganze Reiz und die Gefahr dieses Verhältnisses lag für sie in ihrer Eitelkeit und in der Leere, die ein Leben ohne zweckmäßige Thätigkeit stets in der Seele zurückläßt. Zwischen ihr und Leist konnte sich keine Sympathie des Herzens und der Seele offenbaren; ihre Schwächen, ihre Fehler konnte er erkennen und sie benutzen, aber für alle edle Seiten ihres Gemüths, für alle tieferen, schöneren Empfindungen ihres Herzens fehlte ihm durchaus die Fähigkeit, sie zu erkennen und zu würdigen. Wie oft gelingt es aber nicht einem Mann, die Gunst einer Frau zu erlangen, ohne ihr Herz zu besitzen! Die Gunstbezeigungen der Frauen werden wie die Gunstbezeigungen der Großen, nicht den Würdigen, sondern ja eben nur den Günstlingen zu Theil. Der

Prinz von Ligne, einer der erfahrensten Weiberkenner und der gewandtesten Höflinge, pflegte oft zu sagen: Der liebenswürdigste Mann müsse sich der vortrefflichsten Frau gegenüber doch immer darauf gefaßt halten, ihr entweder seinen Vorgänger oder seinen Nachfolger zu Gute zu halten; und dieser Ausspruch, dem bei ihm durchaus keine Bosheit, keine Geringschätzung der Frauen zum Grunde lag, beweist mehr denn vieles Andere die tiefe Entwürdigung der Geschlechtsverhältnisse unter den vornehmen Leuten. Fehlt ja doch selbst den mehrsten Liebschaften in der großen Welt heutzutage der Reiz des Geheimnisses. Die Galanterie hat die Liebe verdrängt; man fühlt sich durch sie angenehmer beschäftigt, als dies durch ein ernsteres Verhältniß der Fall sein würde, und das aus demselben Grunde, aus dem die Romane den großen Haufen des Lesevolkes mehr interessiren, als die Geschichte es zu thun vermag. Jedes einfache, starke Gefühl wird in unseren Tagen als Ueberspannung bespöttelt; und doch trocknet nichts die Seele mehr aus, nichts macht den innern Menschen so hohl als diese nur auf Sinnlichkeit und Eitelkeit gegründeten Verhältnisse, die man nicht anknüpfen kann, ohne den kleinlichsten Regungen, den

ärmlichsten Leidenschafteleien Thür und Thor zu öffnen.

Klara fand an diesem Tage die Einsamkeit unerträglich; sie fuhr Visiten und war, als sie am Abend in eine Gesellschaft trat, wo sie erwarten konnte, Leist wiederzusehen, unsicher über die Art und Weise ihres Benehmens gegen ihn. Sie fühlte sich ihm gegenüber unbeschreiblich verlegen; sie wollte ihn so kalt wie möglich behandeln, und doch interessirte es sie lebhaft, zu sehen, wie er sich gegen sie betragen werde. Frau von Orsin erschien bald nach ihr, und nie war sie Klara so entzückend schön erschienen als an diesem Abend, und als nun Leist eintrat, schien es ihr unverkennbar, daß Frau von Orsin nur für ihn Augen hatte und Alles aufbot, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Leist hatte aber nur für Klara Augen und zeigte sich von diesem Abend an als Klara's erklärter Anbeter.

Sie gab ihm keine Hoffnung, sie begünstigte ihn nicht, allein sie ließ sich von ihm den Hof machen und glaubte sich nichts vorwerfen zu dürfen, so lange sie ihm jede Gelegenheit entzog, ihr von seiner Liebe reden zu dürfen. Sie war aber keinen Augenblick unbefangen gegen ihn; sie ver-

mochte nicht wie eine welterfahrene Frau mit ihm und mit seiner Liebe zu spielen, und es war natürlich, daß er, tief verdorben, wie er war, in ihrer Schüchternheit, in der sichtlichen Angst, mit der sie jedes Alleinsein mit ihm, jedes Zweigespräch mied, einen sichern Bürgen seines Triumphes fand. Ein Mann, der es dahin gebracht hat, als Anbeter anerkannt zu werden, hat damit auch schon immer einen gefährlichen Einfluß gewonnen, und Klara wandelte, ohne daß sie es ahnte, auf einem glatt abschüssigen Pfade. In der Gesellschaft hielt man sie noch nicht für strafbar, aber man fürchtete für sie, und hielt es für unmöglich, daß sie Leist entgehen könne.

Klara fühlte, daß sie Leist nicht im Besitz ihres Gemäldes lassen dürfe, und daß ihr Schweigen über diesen Punkt für eine Bewilligung gelten könne. Es fehlte ihr aber lange der Muth, ein so verfängliches Gespräch mit ihm anzuknüpfen, und Wochen vergingen, ehe sie es über sich gewinnen konnte, ihm die Foderung, daß er es in ihre Hand legen solle, auszusprechen. Leist wußte aus der Unterhaltung, die dadurch herbeigeführt wurde, den höchst möglichen Vortheil zu ziehen. Er fand diese Foderung unaussprechlich grausam;

es war das schwerste Opfer, das ihm abgefodert werden konnte; doch gelobte er endlich, es bringen zu wollen, aber nur in ihre Hand wollte er es legen, und es gelang ihm, von Klara das Versprechen zu erhalten, daß sie am folgenden Abend für ihn zu Hause sein wolle, damit er es ihr übergeben könne.

Klara glaubte nicht ein Rendezvous zugestanden zu haben; Leist glaubte sich aber seines Sieges gewiß. Mit dem stolzesten Vorgefühl des Triumphes eilte er zu ihr. Zum ersten Male hörte Klara die Sprache der glühendsten Leidenschaft; nicht ihr Herz, aber wol ihre Eitelkeit, ihre Verlegenheit, ihre Unerfahrenheit führten sie in dieser Stunde an den Rand des Verderbens; ihr Schutzengel bewahrte sie vor dem namenlosen Unglück, Leist's Verführungskunst zur Beute zu werden. Die ewige Barmherzigkeit kann der Reue verzeihen, aber die Allmacht selbst ihr nicht den Frieden und das Glück der Unschuld zurückgeben.

Klara riß sich mit einer Kraft der Verzweifelung und mit einer solchen Empörung des Abscheus aus Leist's Armen, daß er wol fühlte, er dürfe von dieser Stunde nichts mehr hoffen. Sie

stürzte in das Nebenzimmer, das sie hinter sich verriegelte; all sein Flehen, all sein Bitten blieb von ihr unbeantwortet, und er mußte das Haus verlassen, ohne von ihr ein Lebenszeichen erhalten zu haben.

---

Keine Todesqual gleicht der Qual der herzzerreißenden Gewissensbisse, in der Klara die Nacht zubrachte. Der Schleier der Selbsttäuschung war zerrissen; sie fühlte das ganze Gewicht ihrer Verschuldung, und das so tief, daß es den Dank für ihre Rettung und das Bewußtsein derselben in ihr unterdrückte. Alles, was sie umgab, hatte eine andere Gestalt angenommen; der Zauber des eiteln Glanzes war zerronnen, sie sah die Wirklichkeit in ihrer ganzen sündhaften Hohlheit und Nichtigkeit vor sich. Alle Grundsätze, alle gottesfürchtigen Empfindungen, die Beispiel und die Klügeleien verfeinerter Unwürdigkeit in ihr unterdrückt hatten, erwachten wieder, um sie vor ihrem Gewissen anzuklagen. Mit einem mit Abscheu vermischtem Entsetzen sah sie jetzt in Leist den herzlosen Verführer, der er wirklich war. Nordeck's Bild stand vor ihr, so edel, so würdig, so wahrhaft liebend und vertrauend; wie konnte, wie sollte sie mit diesem Bewußtsein, am Rande des Verbrechens gestanden zu haben, je wieder seinen Anblick ertragen? Und

Gustav, und Therese, und ihre Großmutter — von ihnen Allen fühlte sie sich geschieden. Sie konnte nicht weinen; nur ein dumpfes schmerzliches Aechzen wand sich aus der Tiefe ihrer gefolterten Seele hervor und flehete zu Gott um Erbarmen.

Sie lag nach einer furchtbar durchwachten Nacht noch im Bette, als Melanie zu ihr kam. Klara brach bei ihrem Anblick in einen Strom von Thränen aus, und eine leise Andeutung von den Begebenheiten des vorigen Abends reichte für Melanie hin, sich ihre Freundin noch um Vieles schuldiger zu denken, als sie es wirklich war. Eine Weltfrau glaubt nie an die Tugend einer andern Frau, und Melaniens Ueberzeugung nach konnte eine so gewaltige Betrübniß, als Klara äußerte, nur Eine Ursache haben. Gutmüthig suchte sie sie zu beruhigen, indem sie ihre Schuld zu verkleinern und sie als eine leicht zu entschuldigende Verwirrung aus Schwäche und Ueberraschung darzustellen suchte. Beide misverstanden sich; Klara war wirklich noch zu unverdorben, um zu ahnen, daß ihre Freundin sie für so schuldig halten konnte, als sie es that, und Melanie war zu weltlich gesinnt, um nicht zu glauben, daß in Klara's Fall eine Andeutung für ein volles Geständniß zu neh-

men sei. Doch hatte sie darin Recht, daß sie es Klara zur Pflicht machte, jeden Verdacht eines ungewöhnlichen Ereignisses von sich abzulenken und sich durchaus nicht plötzlich, wie sie es Willens war, aus ihrem bisherigen Cirkel zurückzuziehen, da man dann gewiß nicht verfehlen werde, der Veranlassung zu einem so auffallenden Betragen auf Kosten ihres Rufes nachzuspüren.

Klara fühlte sich durch Melaniens Gegenwart gedrückt; sie empfand in dieser Stunde die Gehaltlosigkeit dieses Verhältnisses, das ihr in keiner Prüfung eine Stütze, in keiner Schmerzensstunde Trost zu gewähren vermochte, und sie athmete leichter, als sie sich wieder allein sah. Nichts dünkte sie aber so schrecklich, als die Nothwendigkeit, Leist wiedersehen zu sollen. In ihrer Unerfahrenheit glaubte sie, er könne unmöglich so frech sein, sie in ihrem eignen Hause wieder aufsuchen zu wollen; aber noch vor der gewöhnlichen Besuchszeit öffnete sich die Thüre, und er trat ungemeldet ein.

Sie glaubte bei seinem Anblick ohnmächtig werden zu müssen und vermochte sich nicht zu erheben, um seinen Gruß zu erwidern. Die Unbefangenheit, mit der er sie in dem zärtlichen Ton eines Einverständnisses anredete, überraschte sie ebenso sehr,

als sie sich dadurch empört und zugleich gedemüthigt fühlte. Es war wahr, sie hatte gestern an seinem Herzen gelegen, hatte seine glühenden Küsse geduldet, vielleicht gar erwidert, war sie aber darum unrettbar verloren? lag der Fluch auf ihr, diesem Mann Rechte auf sich eingeräumt zu haben? Und doch behandelte er sie so; doch weidete er sich sichtlich an ihrer Qual, an ihrer namenlosen Qual, an ihrem Zittern, ihrem Beben, ihrem Erbleichen, an der tiefen, unaussprechlichen Beschämung, die es ihr unmöglich machte, das Auge aufzuschlagen. Ihr Betragen misverstehend, ergoß er sich in leidenschaftliche Betheuerungen, in vorwurfsvolle Klagen über die Grausamkeit, mit der sie sich gestern Abend seinen Armen entrissen habe. Da brach plötzlich in Klara die Empörung des Abscheus aus; der Zorn, der edle Zorn ist ein tief geheimnißvolles Gefühl unserer Seele, das wie die Begeisterung alle ihre Kraft bis zum Wunderbaren stärkt: sie, die noch eben mit der Hülflosigkeit eines Kindes vor dem Verderber gezittert hatte, blitzte ihn jetzt mit einem Blick namenloser Verachtung nieder, indem sie rasch nach der Klingel griff. Sie schellte so stark, daß ihre Jungfer und der Bediente zugleich von verschiedenen Seiten ins

Zimmer stürzten; dem Letztern befahl sie, den Kutscher vorfahren zu lassen und hielt die Erstere durch ein kleines Geschäft im Zimmer fest. Leist stand am Ofen, und leise vor sich hin ein Liedchen summend, wartete er ungeduldig darauf, sich wieder mit Klara allein zu sehen; doch diese nahm ihren Pelz um und verließ das Zimmer, ohne auch nur einen Blick auf ihn zu werfen.

Allein im Wagen sitzend, fragte sie sich angstvoll, ob es denn gar kein Mittel gebe, den Anblick des Mannes zu vermeiden, der ihr durchaus unerträglich geworden war. Sie hatte dem Bedienten mechanisch befohlen, zur Frau von Walden zu fahren; als der Wagen hielt und der Bediente den Schlag öffnete, stieg sie fast bewußtlos aus, ein heftiges Fieber brannte in ihren Adern, und nur mit der gewaltigsten Anstrengung vermochte sie sich zu fassen.

Sie war kaum einige Minuten im Zimmer, als Rehbinder erschien, der einzige von Nordeck's Freunden, der Klara im Auge behalten und sie beobachtet hatte. Sievers brachte den Winter in Moskau zu; Klinger besuchte Klara regelmäßig alle vierzehn Tage, zu einer Morgenstunde, wo er sicher war, sie allein zu treffen; allein er kam in keine

Gesellschaft und sah nichts von den Fallstricken, die man der jungen schönen Frau legte. Rehbindern war die Veränderung nicht entgangen, die Beispiel und die Verlockungen der Eitelkeit in Klara bewirkt hatten; allein er war zu jung und liebenswürdig, um sich zu ihrem Beschützer und Führer aufwerfen zu können. Er fand Klara zu schön, zu reizend, um es sich zu vergönnen, sie in Abwesenheit des Mannes oft zu sehen; er war ein edler Mann und eben daher hatte er sich bei der Wärme seines Interesses für sie fern von ihr gehalten; doch jetzt erschrak er so bei ihrem Anblick, daß er angelegentlich fragte, ob sie krank sei. Die Theilnahme wahrer Empfindung, die aus dem Ton seiner Frage klang, bewegte Klara so, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und sie ihm kaum zu antworten vermochte. Nichts ist für eine schöne Seele, die sich, wenn auch nur augenblicklich, vom Pfad der Pflicht und der Ehre verirrt hat, peinlicher als die Hochachtung, die ihr edle Menschen beweisen und deren sie sich nicht mehr würdig fühlt. Ihr Blick sprach ihm ihren Dank aus, doch unfähig, die Unterhaltung fortführen zu können, beendete sie ihren Besuch und schloß sich bei der Rückkehr in ihr Cabinet ein, mit

dem Befehl an ihre Diener, alle Besuche abzuweisen.

Rehbinder hatte Klara durch ihren eignen Werth und durch ihr Verhältniß zu Nordeck zu sehr gegen Verführung des Weltlebens und des Weltsinnes geschützt geglaubt, als daß sie sich je zu einem Fehltritt hinreißen lassen könne, der den Frieden ihrer Seele und das Glück ihres edeln Gatten auf immer zerstört haben würde. Der Zustand, in dem er sie aber bei Frau von Walden gesehen hatte, beunruhigte ihn so ernstlich, daß er noch am Abend dieses Tages zu ihr fuhr, um sich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Als man ihm den Bescheid brachte, die Frau Gräfin sei unwohl und nehme keine Besuche an, stieg er aus und trug ihrem Bedienten auf, ihm Nachricht zu bringen, ob er ihr einen Arzt senden solle. Für Klara war es eine Wohlthat, seine Anwesenheit zu erfahren; sie fühlte sich so dringend eines Freundes, eines Beschützers bedürftig, und er war der einzige Mann, im ganzen Kreise ihrer Bekannten, zu dem sie, als zu Nordeck's Freund, Vertrauen hatte, und dessen sittlichen Werth sie achtete. Sie ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen, und er fand sie so blaß, so niedergeschla=

gen, daß es ihn in der Vermuthung bestärkte, nur ein ungewöhnliches Ereigniß, nur eine heftige Erschütterung könne die Ursache des Zustandes sein, in dem er sie erblickte.

Innig bewegt bot er Alles auf, um sie zu beruhigen und die Veranlassung desselben von ihr zu erfahren. Wenn die allerwahrste, die alleruneigennützigste Freundschaft ein Recht auf Ihr Vertrauen zu geben vermag, sagte er ihr, so darf ich Sie bitten, es mir zu gönnen; ich glaube dessen werth zu sein.

O, sagte Klara, Sie sind werth, daß ein Engel Ihnen vertraut.

Und sind Sie nicht ein Engel? unterbrach Rehbinder sie; wandeln Sie nicht wie eine Erscheinung aus einer bessern Unschuldswelt unter uns? —

Ein dumpfer Schmerzenslaut wand sich hier aus Klara's zerrissenem Herzen, und sie barg ihr Gesicht in ihre Hände.

Eine düstere, schreckliche Ahnung durchfuhr hier Rehbinder. Der starke Mann erblaßte vor ihr. Keines Wortes mächtig, füllten sich seine Augen mit Thränen.

Doch schon der nächste Augenblick gab ihm sein volles Vertrauen zu Klara wieder. Diese stand jetzt auf dem Wendepunkt im Leben, wo sie noch

umkehren und sich die Würde reinen Selbstbewußtseins erhalten konnte. Aus dem Gefühl der Verschuldung war ihr Selbsterkenntniß und Demuth, Sehnsucht, innigste, flehendste Sehnsucht nach Gott aufgegangen. Nur wer sich in der Stunde der Gefahr von sich selbst verlassen gefühlt hat, kann das Ewige mit ganzer Seele fassen und sich mit allen Kräften seines Gemüths nach der Erquickung des Glaubens und des Gebetes sehnen. Klara war gerettet; die Erfahrung eines Tages hatte die Kraft in ihr entwickelt, das Böse künftig fern von sich zu halten. Ein Blick, und ihr Auge reichte hin, sie bei Rehbinder zu rechtfertigen. Wenig Worte, in denen sie ihm ihre Furcht vor fremder Bosheit, ihr Gefühl, tief beleidigt worden zu sein, aussprach, gaben ihm, ohne daß sie Jemand nannte, ohne daß sie einen Namen aussprach, einen Ueberblick ihrer Lage.

Was auch den Frieden Ihrer Seele gestört haben mag, sagte er ihr, so dürfen Sie, meine theure Freundin, doch nicht den Glauben an sich und an die Wiedergewinnung desselben aufgeben. Betrachten Sie mich als Ihren Bruder, als einen Bruder, der bereit ist, dem Glück seiner Schwester jedes Opfer zu bringen. Früher oder später

mußten Sie den Unwerth der Menschen erkennen, die Ihnen theuer geworden waren, früher oder später einsehen, wie abschüssig der Pfad war, auf dem man sie führte; doch erfodern Ihre Verhältnisse Besonnenheit, Klugheit und die vorsichtigste Berücksichtigung des Urtheils der Welt. Bis zur Rückkehr Ihres Gemahls müssen Sie durchaus Alles vermeiden, was in Ihrem Betragen auffallen und Stoff zum Gerede geben könnte. Mit ihm vereinigt werden Sie sich dann gegen alle Pfeile und Versuche, die Sie jetzt fürchten müssen, hinlänglich geschützt fühlen.

Eben diese Nothwendigkeit der sorglichsten Behutsamkeit sprach ihr auch Melanie aus, nur freilich aus anderen Bewegungsgründen. Sage mir ums Himmels willen, fing sie, sobald sie Klara sah, sehr lebhaft an, was ist zwischen dir und Leist vorgefallen, als er gestern Morgen bei dir war? Er ist äußerst aufgebracht und fühlt sich durch dein Betragen aufs kränkendste beleidigt.

Ich hasse, ich verabscheue ihn, rief Klara, und ihre blassen Wangen erglühten fieberhaft.

Das ist schwer zu glauben, erwiderte Melanie spöttelnd, und würde jeden Andern, der diese Aeußerung von dir hörte, auf seltsame Vermuthungen

führen. Bedenke aber, Klara, daß Leist kein Mann ist, den eine Frau ungestraft beleidigen kann. Du darfst durchaus keine Rücksicht der Artigkeit und der achtungsvollen Höflichkeit gegen ihn aus den Augen setzen, wenn du nicht aus ihm einen gefährlichen Feind machen willst, dessen erstes Opfer dein Ruf werden würde. Mag nun zwischen euch vorgefallen sein, was da will, so mußt du doch den Schein retten und dich nicht wie ein ungezogenes Kind gegen ihn betragen.

Klara's Herz erstarrte vor dem Ton, in dem Melanie zu ihr sprach und der so ganz von dem verschieden war, den sie gewohnt war von ihr zu hören. Sie fühlte, daß sie ihre Achtung verloren hatte, und daß sie sich eine Ueberlegenheit gegen sie anmaßte, zu der sie sich früher nie berechtigt geglaubt hatte; und wie fühlte sich Klara dadurch in ihren eigenen Augen gedemüthigt und erniedrigt! Wie, sagte sie entrüstet, ich sollte nicht das Recht haben, einen Mann, der mir höchst verächtlich, ja abscheulich geworden ist, empfinden zu lassen, daß ich ihn hasse? Ich sollte mich zu der unwürdigsten Heuchelei bequemen und ihn dadurch zu der Vermuthung berechtigen, als könne ich ihm je verzeihen, je vergessen, wie er mich beleidigt hat?

Und was soll die Welt von dir denken, wenn du plötzlich mit ihm brichst und den Umgang mit ihm zu vermeiden suchst? Du kennst doch jetzt die Welt schon genug, um zu wissen, wie unbarmherzig man über dich herfallen würde, und wie es nur eines Lächelns, eines hingeworfenen Winkes von Leist bedarf, um dich höchst lächerlich erscheinen zu lassen. Du bist nun einmal in seiner Gewalt und mußt ihm schmeicheln, wenn er diese nicht misbrauchen soll. Oder möchtest du etwa, daß er ausplaudert, was zwischen euch vorgefallen ist? Die Klugheit fodert durchaus, daß du dich vor der Welt unbefangen zu scheinen bemühst. Du mußt morgen Abend wie gewöhnlich zu mir kommen und dich darauf gefaßt machen, Leist zu sehen und ihn in der Gesellschaft so zu behandeln, als sei durchaus nichts Verfängliches zwischen euch vorgefallen.

Es gelang Melanie, Klara von der Nothwendigkeit zu überzeugen, mit der die Weltklugheit die Befolgung dieser Rathschläge von ihr foderte. Sie trat am folgenden Tage in ernster, aber ruhiger Haltung bei Melanie ein und wurde innerlich noch gefaßter, als sie Rehbinder schon dort vorfand. Er beobachtete sie, so viel dies unbemerkt geschehen

konnte, und vorzüglich dann, als Leist sich ihr mit aller Sicherheit eines begünstigten Anbeters näherte und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen suchte. Ihr inneres Erbeben bei seinem Anblick, der qualvolle Zwang, den es sie kostete, höflich gegen ihn zu sein, entging Rehbinder nicht; er gesellte sich zu ihnen und wich den ganzen Abend nicht aus Klara's Nähe. Dies wurde aber gerade für Leist zum Sporn, sich an Klara dadurch zu rächen, daß er ihr auf das entschiedenste den Hof machte und sie zwang, ihn als ihren erklärten Anbeter den ganzen Abend ausschließlich nur mit ihr beschäftigt zu sehen.

Wer kann ihr nachfühlen, was sie an diesem Abend empfand und litt? Viel klarer steht gewiß vor dem Blick des Lesers die kalte Bosheit, mit der Leist sich an ihrer Qual weidete. Seine Eitelkeit wurde durch ihr Betragen zu sehr verletzt, um es mit Gleichmuth ertragen zu können. Es war ihm unbegreiflich, wie ein so junges, unerfahrenes und für den Augenblick auch schutzloses Wesen es wagen durfte, sich ihm gegenüber selbstständig und unbescholten bewahren zu wollen, da er Klara doch in die Nothwendigkeit versetzt zu haben glaubte, ihn vor der Welt als ihren begünstigten Liebhaber anerkennen zu müssen, sobald es ihm

gefiel, dafür gelten zu wollen. Er fühlte sehr wohl, daß sie ihn nicht liebte, daß ihr Betragen gegen ihn kein Erzeugniß der Furcht oder des Kampfes mit ihrer Pflicht war, sondern daß sie ihm entschieden abgeneigt war und ihn verachtete. Sie blieb höflich gegen ihn und vermied ihn in Gesellschaft auf keine auffallende Weise; allein alle seine Versuche, sie unter vier Augen zu sprechen, vereitelte sie; seine Briefe erhielt er uneröffnet zurück, und, von Rehbinder unterstützt, der, ohne je mit ihr ein Wort über Leist gesprochen zu haben, ihr in jedem verfänglichen Augenblick wie ein Schutzengel zur Seite stand, gelang es ihr, Leist in einer gewissen Entfernung zu halten, von der es ihn lächerlich gemacht haben würde, wenn er ihre Grenze gewaltsam zu überschreiten gesucht hätte. Seine Wuth über dies Betragen, das alle seine Plane zu vereiteln drohte, wandte sich vorzüglich gegen Rehbinder, der ihm aber, ebenso behutsam gegen ihn als ehrfurchtsvoll gegen Klara, keine Veranlassung gab, sich auf irgend eine anständige Art mit ihm entzweien zu können.

Klara erhielt sehr regelmäßig Briefe von Nordeck, und jeder derselben erneuerte und verstärkte für sie die Schmach des Bewußtseins, sich ihm gegen-

über schuldig zu fühlen. Der Ton und der Inhalt ihrer letzten Briefe beunruhigten ihn, da sie nicht mehr das Gepräge der süßen ungefärbten Herzlichkeit hatten, die ihn früher so beglückt hatte. Sie war gegen ihn schüchtern, zagend im Ausdruck ihrer Liebe wie eine Braut; aber nie war er ihr so theuer gewesen als jetzt. Aus ihrem Vergehen war ihr das Vollgefühl seines Werthes und des Glückes, ihm als Gattin anzugehören, aufgegangen; allein sie hielt sich für unwürdig, zu ihm wie eine geliebte Frau zu dem geliebten Gatten reden zu dürfen, und so innig, so unaussprechlich sie sich auch nach ihm sehnte, so bangte ihr doch auch wieder unbeschreiblich vor seiner Zurückkunft. Wie sollte sie dies Wiedersehen, wie seinen Blick, seine Freude, seine Liebe ertragen, ohne an seinem Herzen vor Scham und Reue zu versinken?

Jetzt kam ein Brief von Nordeck, in dem er ihr seine baldige Zurückkunft verkündigte und zugleich, daß es allem Anschein nach den Intriguen seiner Feinde gelungen sei, ihm mit der Gunst auch das Vertrauen seines Monarchen zu rauben. In früheren Jahren, schrieb er ihr, würde mich dies sehr geschmerzt haben; jetzt aber bin ich im Besitz eines Schatzes, der mich für den Verlust

aller Weltherrlichkeit zu entschädigen vermag. Ich habe ja Dich, meine Klara, Dich, meine einzige Liebe, Dich Freundin meiner Seele, reine, edle Gefährtin meines Lebens! Mit welchem Entzücken empfinde ich es, wie unentbehrlich Du mir zu meinem Glücke bist und welchen Ersatz für alles Andere mir Deine Liebe gewährt. Wie beseligt es mich, daß Du mein wurdest, ehe der leiseste Anflug von Gefallsucht und Glanzsucht den reinen Spiegel Deiner schönen Seele im Weltleben getrübt hatte! Ja, ich sage es aus tiefster Seele, so lange mir dieser Zauber der Unschuld und der lautern Wahrheit aus Deinen holden Zügen, meine Klara, entgegenstrahlt, werde ich mich nie über den Verlust von Glanz und Reichthum beklagen, deren größter Reiz für mich darin lag, Dein Leben mit ihren goldenen Gaben schmücken zu können.

Kein Wort vermag Klara's Empfindungen bei Lesung dieses Briefes zu schildern. Wie gern, wie freudig hätte sie ihr Leben geopfert, um Das ungeschehen zu machen, was ihr angstvollere Qual bereitete, als sie ihr je der Tod zu bereiten vermochte. Mit unsäglichem Schmerz rief sie sich das Andenken der ersten Monate ihrer Verbindung mit

Nordeck zurück; welch ein schönes, friedliches Glück hatte sie der nichtigen Eitelkeit, sich in der Welt von Menschen, die ihr doch eigentlich alle nur gleichgültig waren, bewundert zu sehen, geopfert! Wenn sie nur für die Pflicht gelebt hätte, ihren Gatten zu beglücken, so würde sie sich ihre Heiterkeit, diesen jugendlich schönen Abglanz ungetrübten Seelenfriedens, bewahrt haben. Nordeck's Ernst, sein Versenktsein in seine Geschäfte würde dann nicht von ihr so misverstanden, nicht so unmuthig empfunden worden sein, sie würde sich nie erlaubt haben, an seiner Liebe zu zweifeln. Ach, sie konnte nur sich anklagen, wenn sie ihr Glück mit ihrem Frieden entschwunden fühlte!

Am Abend desselben Tages erhielt sie einen Brief von Therese. Klara hatte diese treue, wahre Freundin in der letzten Zeit nicht vergessen, aber vernachlässigt und schon zwei Briefe von ihr unbeantwortet gelassen; mit dem Erröthen der Schuld erbrach sie daher das Blatt und las Folgendes:

„Ich sollte mit Dir, meine Klara, zürnen, mir solange nicht geschrieben zu haben; aber ich bin zu glücklich, um mit irgend Jemand schmälen zu können und am wenigsten mit Dir, Du innig Ge-

liebte. Beruhigt bin ich auch insofern über Dein Schweigen, als ich kürzlich zwei junge Männer gesprochen habe, die aus Petersburg kamen, wo sie, wie sie sagten, oft das Glück gehabt hatten, die schöne, allgefeierte Gräfin Nordeck zu sehen, von der sie mit wahrer Begeisterung redeten. Wie ist es Dir doch so eigen, meine Klara, unbewußt auf Alles, was Dich umgibt, reinigend und veredelnd einzuwirken; denn obgleich jene beiden Männer zu den jungen Modeherren unserer Zeit gehören, die etwas darin suchen, geringschätzig von den Frauen zu denken und zu reden, so sprachen sie doch von Dir auf eine Weise, die die Wahrheit und die Reinheit ihrer Verehrung verbürgte.

„Doch Du wirst wissen wollen, welches Geschick denn Deine Therese so beglückt; und wie wirst Du meine Freude theilen, wenn ich Dir sage, daß Gott unsere Gebete für Gustav's Glück erhört hat, und der geliebte Bruder ganz so glücklich ist, wie mein Herz es oft für ihn erfleht hat. Marie ist Witwe; die eisernen Bande, die dies engelgleiche Wesen an einen ihr durchaus unwürdigen Menschen fesselten, sind für immer gesprengt. Marie allein konnte Gustav Deinen Verlust ersetzen, und ich weiß, wie Dich diese unerwartete Wen=

dung seines Geschickes erfreuen wird; sie ist wahrhaft ein Engel, und ihr Mann war dagegen ein Ausbund aller Laster. Wie oft hat es meine ganze Seele empört, wenn ich diese Frau, die Ehre unsers Geschlechts, schutzlos der Tyrannei ihres Mannes preisgegeben sah, deren schweren Druck sie mit bewundernswürdiger Sanftmuth und Geduld ertrug. Sie liebte ihn nicht, sie hat ihn nie geliebt, und doch hatte sie Kraft zu der musterhaften Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihn; sie vergaß nie, daß sie ihm am Altar Gehorsam gelobt hatte, und bewährte sich so heldenmüthig im Verläugnen und Entsagen, daß die Welt über das namenlose Unglück dieser Ehe stets im Zweifel blieb.

„Unfähig, den Werth ihres Betragens gerecht zu würdigen und es zu erkennen, welchen Schatz er in ihr besitze, übte doch ihre reine, stille Frömmigkeit, der makellose Adel ihres Gemüths und die Würde ihres Betragens eine gewisse Gewalt über ihn; ihre Gegenwart legte ihm eine Art von Zwang auf, der ihm unangenehm war und ihn bewog, sich oft von ihr zu entfernen, um sich rücksichtslos seinem Hange zu einem wilden Wüstlingsleben überlassen zu können. Auch für mich

war seine Abwesenheit jedesmal eine Wohlthat; ich haßte ihn und jede Thräne, die Marie im Geheimen über ihn weinte, vermehrte meinen Abscheu gegen ihn.

„Und was empfand nun nicht vollends Gustav, der mehrere Male einige Wochen bei uns zubrachte! Dorn's Leben und Betragen empörten ihn oft auf das äußerste; er vermochte seinen Zorn und die tiefe Verachtung, die er ihm einflößte, kaum zu verbergen, und mehr denn einmal schien der Augenblick da zu sein, wo er sie ihm unverhohlen zeigen werde. Nur Mariens himmlische Sanftmuth vermochte dies zu verhindern, doch nicht für immer.

„Wir wurden zu einem großen Ball in der Nachbarschaft eingeladen; Marie war unwohl und bat Dorn, die Einladung für sich und auch für mich ausschlagen zu dürfen, da sie wußte, wie wenig ich diese großen Gesellschaften und rauschenden Vergnügungen liebe; allein er tobte wie ein Rasender und bestand darauf, sie solle die Einladung annehmen. Es bedarf nur deines Wunsches, sagte ihm Marie, um mich dazu zu bestimmen. Gustav brannte, ich sah es ihm an, aber er bezwang sich, und Marie setzte sich an ihr

Piano und bannte durch ihr Spiel und durch ihren Gesang den bösen Geist, nämlich ihren Mann, der brummend und scheltend das Zimmer verließ.

„Der Balltag kam; Marie und ich saßen in vollem Putz auf dem Sopha und warteten auf Dorn's Befehl, daß der Kutscher vorfahren solle, als er im Jagdanzug in das Zimmer trat. Ganz erstaunt sah er uns an und fragte, was es zu bedeuten habe, daß er uns so geputzt sehe?

„Ich hätte ihn für verrückt gehalten, wenn ich nicht schon mehrere Male Zeugin ähnlicher Auftritte gewesen wäre.

„Wir haben uns ja nur auf deinen Befehl geputzt, sagte Marie sanft, wir sollen ja mit dir zu dem Ball bei Essens fahren.

„Nun so hol' der Teufel alle Weiber! schrie er, indem er mit dem Fuße stampfte; sie sind nur geschaffen, um uns zu quälen! Welcher Eigensinn, nun zu wollen, was du letzthin nicht wolltest! Du thust das nur, um mir in Allem entgegen zu sein; aber du sollst deinen Willen nicht haben, durchaus nicht. Hast du letzthin nicht gewollt, sollst du nun auch zu Hause bleiben.

„Wir wollen uns darüber nicht streiten, fiel

ihm Marie hier ins Wort. Du wolltest letzthin, ich solle die Einladung annehmen; ich that es; jetzt willst du, ich soll zu Hause bleiben, und ich füge mich auch darein, da ich hoffen darf, daß Fräulein Therese mir diese Wandelbarkeit meines Entschlusses verzeihen wird. Sie klingelte bei diesen Worten und befahl dem eintretenden Bedienten, der Reitknecht solle sich fertig halten, ein Billet von ihr, in dem sie unser Außenbleiben entschuldige, Hrn. v. Essen zu bringen.

„Man sah es Dorn an, daß er auf diese Fügsamkeit nicht gerechnet hatte; weit entfernt, sich dadurch befriedigt zu fühlen, fuhr er fort zu schelten und zu brummen, bis er endlich, da Keine von uns ihm antwortete, das Zimmer verließ. Marie erlaubte sich nie eine Klage, nie einen Vorwurf; ja, sie vergönnte auch mir nicht, meinem Unmuth Worte geben zu dürfen. Schweigen und Dulden, sagte sie mir oft, ist Alles, was einer Frau geziemt, wenn sie sich nicht glücklich fühlt.

„Am andern Morgen saßen wir noch mit Gustav beim Frühstück, als der Graf hereinstürmte. Ich muß mich doch bei dir bedanken, sagte er zu seiner Marie, daß du mir gestern die Schuld deines Nichtkommens aufgebürdet und mich dadurch

zum Gespött der ganzen Nachbarschaft gemacht hast. Man hat uns natürlich bei Essens erwartet; aber die Frau Gräfin fanden nicht für gut, erscheinen zu wollen, um sich den Schein zu geben, als werde sie von ihrem Manne tyrannisirt, und dieser sei Schuld an ihrem Außenbleiben.

„Wenn du gerecht gegen mich sein willst, unterbrach ihn hier Marie, so mußt du auch eingestehen, daß ich, wie unsere Freunde hier es mir bezeugen können, mich einzig und allein nach deinem Willen gerichtet habe.

„Ohne zu antworten, ging er mit großen Schritten im Saale auf und ab und suchte sichtlich nach einem neuen Vorwand zum Zank mit ihr. Erbittert trat er an den Theetisch. Wahrscheinlich, sagte er spottend, hat schon Jedermann gefrühstückt und es ist für mich nichts übrig geblieben.

„Du machst uns so selten das Vergnügen, mit uns zu frühstücken, erwiderte Marie freundlich, daß ich auch heute nicht darauf rechnen durfte; allein das Wasser kocht noch, und es fehlt nichts. Darf ich dir einschenken?

„Er wandte sich schweigend ab und ging auf und nieder. Plötzlich blieb er, als falle ihm etwas

ein, vor einem allerliebsten kleinen Eichhörnchen stehen, welches Marie zugehört und das sie sehr liebt. Das verwünschte Thier, rief er, taugt auch zu nichts, als alle Möbel und alle Teppiche zu benagen. Er riß dem Thierchen hier ein Stück Zucker, an dem es nagte, weg, und dadurch gereizt, biß es ihn in den Finger.

„In einem Nu hatte er das Fenster aufgerissen und schleuderte das Eichhörnchen hinaus.

„Marie schwieg, aber sie ward todtenblaß und fuhr unwillkürlich in die Höhe. Gustav sprang aber zornig auf. Welch ein unwürdiges Betragen; rief er, mit einem Blick der tiefsten Verachtung auf Dorn, drohend aus.

„Und was geht mein Betragen Sie an, Herr Baron, fragte Dorn, indem er keck auf ihn zutrat.

„Es geht mich insofern an, antwortete Gustav, als jeder Mann von Ehre die Verpflichtung auf sich hat, eine edle Frau vor roher Mishandlung zu schützen.

„Dorn schwur, daß er keine Einmischung in seine häuslichen Angelegenheiten dulden werde, und Gustav foderte ihn auf, mit ihm das Zimmer zu verlassen, als ich, mich gewaltsam zusammenneh-

mend, so viel Besonnenheit erhielt, daß ich zur Thüre eilte und, mich davorstellend, ihnen scherzhaft zurief: Können Sie Beide sich so lächerlich machen wollen, sich um eines Eichhörnchens willen zu entzweien?

„Ich sah, daß Dorn, dem es durchaus an Muth gebricht, verlegen war, wie er, ohne sich etwas zu vergeben, einer ernsten Erklärung mit Gustav ausweichen könne. Marie war tödlich erschrocken; einer Ohnmacht nahe und keines Wortes mächtig, streckte sie die Arme flehend gegen mich aus. Dadurch ermuthigt, fuhr ich fort zu scherzen: Sein Sie vernünftig, Herr Graf, sagte ich, und gestehen Sie, daß es lächerlich war, sich an einem Eichhörnchen rächen zu wollen, das Sie selbst zum Beißen gereizt hatten. Bitten Sie Ihre Frau um Verzeihung, sie so erschreckt zu haben, geben Sie meinem Bruder die Hand; dann will ich Ihren Finger verbinden, und wir wollen den Vorgang Alle vergessen.

„Es geschah, wie ich gefodert hatte, und ich fühlte, daß Dorn es mir Dank wußte, ihn vor der Nothwendigkeit, sich mit Gustav zu schlagen, geschützt und die Sache friedlich vermittelt zu haben. Marie bedurfte aber langer Zeit, sich von

dem Schrecken zu erholen, den dieser Auftritt ihr verursacht hatte, und kaum sah sie sich mit mir allein, als sie mich dringend bat, Gustav zu bewegen, daß er, um eine Wiederholung desselben zu verhüten, sich entfernen solle. Höchst ungern nur gab er meinen dringenden Vorstellungen nach; er liebte Marie unaussprechlich, ohne es ihr je mit einem Wort ausgesprochen zu haben, und ihr Unglück verwundete sein Herz ebenso tief als schmerzlich. Je mehr er dies engelgleiche Wesen kennen und verehren lernte, je schwerer lastete es auf seiner Seele, sich als die Ursache ihres Unglückes ansehen zu müssen.

„Marie rang heldenmüthig mit dem Weh dieser von Pflicht und Klugheit gebotenen Trennung. Sie konnte sich ihr Gefühl für Gustav nicht zum Unrecht anrechnen; sie glaubte ihn nur wie einen Bruder, einen edeln, bewährten Freund zu lieben und behandelte ihn auch nur als solchen; allein nach seiner Entfernung fühlte sie, daß er die Sonne gewesen war, deren belebender Einfluß ihr Lebensmuth und Lebenskraft erhalten hatte. Ich ehrte das Geheimniß und den Kampf dieser schönen Seele, die nie zu Gott um irdisches Glück, stets nur um Muth zur treuen Pflichter-

füllung betete, aber ich zagte für ihr Leben, da sie sichtlich von Woche zu Woche bleicher und matter wurde.

„Unerwartet löste der Herr des Lebens und des Todes die Fesseln, die sie an den Unwürdigen banden; eine starke Erkältung zog Dorn eine Brustentzündung zu, die ihn in dem kurzen Zeitraum weniger Tage das Leben raubte. Furchtbar und entsetzlich war sein Todeskampf, der auf Marie einen so erschütternden Eindruck machte, daß ich für ihr Leben bangte. Ihre Thränen flossen nicht dem Verlust eines Mannes, den sie so wenig zu lieben als zu achten vermocht hatte, und sie ist unfähig, irgend ein Gefühl erheucheln zu wollen, das sie nicht wirklich empfindet, aber wol dem Schicksal, das ihn so unvorbereitet abrief. Ihr Vater eilte auf die Nachricht seines Todes herbei. Ihm hatte sie stets mit der äußersten Sorgfalt das Unglück ihrer Ehe zu verhehlen gesucht, doch war ihr dies nicht gelungen, und die Aussicht, jetzt noch den Lieblingswunsch seines Herzens erfüllt und sie mit Gustav verbunden zu sehen, hat ihn neu verjüngt. Gustav harrt sehnlich auf Mariens Vergünstigung, hier erscheinen zu dürfen; sie getraut sich nicht, selbst zu entschei-

scheiden, was die Gesetze des Wohlstandes in diesem Fall von ihr fodern, und ihr Vater und ich haben es übernommen, dies für sie zu bestimmen. Zuweilen frage ich mich noch, ob diese Umwandlung von Gustav's Schicksal kein Traum ist. Du weißt, wie ich ihn liebe, Du selbst nimmst schwesterlichen Antheil an seinem Schicksal und erfreust Dich gewiß innig mit mir seines jetzigen Glückes. Seine Briefe an mich athmen alle Wonne, alle Begeisterung, alle selige Hoffnungen edler Liebe, und in jedem derselben gedenkt er des Augenblickes, wo er Dir seine Marie wird zuführen können. Marie und Klara sind geschaffen, sich zu lieben, wiederholt er mir in jedem seiner Briefe; und sich sehen, sich erkennen und sich lieben, wird für Beide das Werk des ersten Augenblicks sein.

„Und er hat Recht, meine Klara. Du wirst diese sanfte, edle Marie und in ihr die Einzige lieben, die in Gustav's Herzen Deine Stelle zu ersetzen vermochte. Deines Glückes gleichfalls gewiß, meine Klara, bleibt mir kein Wunsch mehr übrig als der, Dich wiederzusehen und Dir in Marie die Dritte in unserm Freundschaftsbund zuführen zu können."

Klara's Thränen flossen bei Lesung dieses Briefes. Gott, rief sie mit dem Gefühl der schmerzlichsten Demüthigung, wenn Gustav und Therese es ahnten, wie tief gesunken das Wesen ist, dem er früher Mariens Glück aufopferte! Wie würden Beide davor zurückbeben, dies engelreine Wesen mit mir vergleichen zu wollen? Ach, wird es mir beschieden sein, mich je wieder der Freundschaft dieser theueren Menschen ungetrübt erfreuen zu können? Kann Reue mich mit mir selbst versöhnen? Kann sie mir den Frieden der Unschuld und eines ruhigen Gewissens zurückgeben? O Nordeck, Nordeck, wie soll ich es ertragen, Dich wiederzusehen! Ich fürchte nicht seinen Zorn, wol seinen Schmerz! — Wie glücklich war ich, als er mich verließ! Wie soll, wie kann ich je büßen, je gutmachen, was ich gegen ihn gefehlt habe! Er ist so edel, er liebt mich so innig, er wird mir den Irrthum eines Augenblickes verzeihen; er wird es fühlen, er wird es in meinen Blicken lesen, daß ich ihn inniger, wärmer, treuer denn je liebe; aber klar und wahr muß Alles zwischen uns bleiben, und Gott, der mir die Kraft gibt, Nordeck's Würde und seiner Ehre durch meine Fassung und mein Betragen in den Augen der Welt nichts zu ver-

geben; wird mir auch die Kraft zu diesem schmerzlichen Geständniß geben.

Rehbinder fand sie, als er kam, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, sehr bleich aber ruhiger und gefaßter als in der letzten Zeit. Sie reichte ihm den Brief ihres Gemahls; allein er hatte ihn kaum durchflogen, als Melanie eintrat; sie stellte sich bei seinem Anblick verlegen und bat um Entschuldigung, wenn sie vielleicht ein interessantes Zweigespräch störe. Er ließ die Bosheit unbeachtet, die in diesen Worten lag, und fing an, sie zu necken und ihr zu versichern, sie müsse, wenn sie gekommen sei, um der Gräfin ein Geheimniß zu entdecken, sich entschließen, auch ihn zum Vertrauten desselben anzunehmen, da er fest entschlossen sei, die Gunst des Zufalls nicht unbenutzt zu lassen, der ihm das Glück gewähren wolle, sie nach Hause begleiten zu dürfen.

Nun, so wähle ich Sie denn zu unserm Rathgeber, antwortete sie lächelnd; ich bin hier, um mit der Gräfin zu überlegen, welche Maske wir für die Fremdenmaskerade wählen wollen *).

*) Zum Schluß des Carnevals findet diese sehr glänzende Maskerade statt; Fremdenmaskerade heißt sie, weil

Klara erklärte, diese Maskerade nicht besuchen zu wollen. Haben Sie es ihr etwa verboten? fragte Melanie spöttisch. Den ganzen Winter hast du dich auf diese Maskerade gefreut und versprachst dir das größte Vergnügen davon; nun ist der Zeitpunkt da, Alles ist mit Zurüstungen dazu beschäftigt, und siehe da! du kommst auf den Einfall, nicht hingehen zu wollen. Reden Sie ihr doch zu, Graf Rehbinder, setzte sie persiflirend hinzu; Sie sollen uns auch begleiten, und die Gräfin ist so gut, daß sie auch dort gewiß mit Keinem spricht, der nicht das Glück hat, Ihnen zu gefallen.

Diese Verheißung ist so verführerisch, antwortete der Graf, daß ich ihr nicht zu widerstehen vermögen würde, wenn die Gräfin nur geneigt wäre, mir das Amt eines Arztes oder eines Berathers zu übertragen, mit dem Sie mich so gütig bekleiden zu wollen scheinen. Als Arzt würde ich ihr verordnen, zu ihrer Zerstreuung hinzugehen, und als Berather —

Sie vergessen, unterbrach ihn Klara, daß ich nach dem eben erhaltenen Briefe meinen Mann von Tag zu Tag erwarten darf.

---

sie am Dienstag vor Aschermittwoch gegeben wird, wo die Fasten der Russen schon begonnen haben.

Er kann doch erst in acht Tagen eintreffen, erwiderte Rehbinder, und hat es sich ja vorbehalten, Ihnen noch den Tag seiner Ankunft genauer zu bestimmen.

Er winkte ihr hier bittend zu, die Einladung anzunehmen; sie that es, und jetzt war nur noch von dem Costume die Rede, das beide Damen wählen wollten. Diese wichtige Angelegenheit kam auch bald zu Stande, da Klara sich in Alles fügte, was Melanie vorschlug, und es wurde beschlossen, daß man bei Melanie zu Abend essen und sich bei ihr ankleiden wolle, um dann zusammen hinzufahren.

Rehbinder begleitete Melanie nach Hause, allein er fand noch im Verlauf des Tages Gelegenheit, sich bei Klara zu rechtfertigen, daß er seine Bitten mit den ihren vereint habe, sie zu bereden, die Maskerade zu besuchen. Es scheint mir durchaus nothwendig, sagte er, daß Sie sorgfältiger denn je Alles vermeiden, was im Publicum zu irgend einer Deutung, zu irgend einer Ahnung, als walte zwischen Ihnen und Melanie ein Misverständniß, Gelegenheit geben kann. Sie sind von dieser bis jetzt in der Abwesenheit Ihres Gemahls so unzertrennlich gewesen, daß man es allgemein befrem-

dend finden würde, sie allein und ohne Sie auf der Maskerade zu sehen, und gewiß gehört Melanie nicht zu den Frauen, die das Geschick haben, eine Freundin vor Misdeutung zu schützen; ja, ich glaube sogar, daß Sie bei ihr nicht mehr auf den Willen dazu rechnen dürfen.

Klara konnte diese Gründe nur billigen, und als sie an dem zu diesem Feste bestimmten Abend mit Melanie in den Saal trat, machte die Neuheit und der Glanz des Schauspiels einen Eindruck auf sie, der sie gewaltsam aus ihrem stillen Trübsinn riß. Ein hellstrahlender Juwelenglanz war in dem Saale verbreitet, da von der großen petersburger Welt an diesem Tage Alles aufgeboten wird, sich gegenseitig an Pracht zu überbieten. Melanie erschien als Lady Rowena, Klara als Rebekka; Beide zogen durch ihre Erscheinung Aller Blicke auf sich, und der Kreis, der sich um sie bildete, wurde immer dichter. Klara fühlte sich geblendet und betäubt; es gelang ihr nicht, irgend eine der Masken zu erkennen, die sie anredeten, und doch sah sie sich von vielen erkannt. Wunderbaren Eindruck machte auf sie die Stimme eines Judenrabbiners; er redete sie als seine Stammgenossin an, allein bald begann er ihr von seinen Wanderungen zu erzählen, und wie er in Deutsch-

land auf dem Gute einer ehrwürdigen Edelfrau oft gewesen und dort ein junges Mädchen gekannt habe, das ihr höchst ähnlich gewesen sei. Er nannte ihr das Gut, wo ihre Großmutter lebte, und rief ihr einige Auftritte ihrer Kindheit zurück, die sie überzeugten, daß sie einen alten Bekannten vor sich sah. Doch vergeblich bemühte sie sich, zu errathen, wer unter dieser Maske verborgen sei. Leist, der, als Spanier gekleidet, nicht aus ihrer Nähe wich und Jeden mit eifersüchtigen Blicken bewachte, der sich ihr näherte, misverstand die Theilnahme, mit der sie dem Rabbiner zuhörte, und glaubte, unter dieser Maske müsse Rehbinder verborgen sein. Klara äußerte den Wunsch, auszuruhen, und fand auch einen Platz auf einer der an den Wänden ringsumlaufenden Estraden; Melanie wollte aber noch einmal im Saale umhergehen, und Leist mußte ihrer Auffoderung, ihr den Arm zu geben, gehorchen.

Der Rabbiner war Klara zu ihrem Sitze gefolgt; sie foderte ihn auf, ihr auch den Namen des jungen Mädchens zu nennen, von dem er ihr erzählt habe, und ihr von ihrem jetzigen Schicksal Kunde zu geben.

Sie hieß Klara antwortete er ihr, sie war, sie ist ein Engel; aber sie scheint die Freunde ihrer

Kindheit ganz vergessen zu haben; sie hat selbst das Andenken, welches bestimmt war, ihr den treuesten, den wärmsten derselben zurückzurufen, von sich entfernt. Hier zog er den Handschuh ab und zeigte ihr an seinem Finger Gustav's von ihr so leichtsinnig verschleuderten Ring.

Tief ergriffen und namenlos bewegt, wandte sie das Gesicht so rasch ab, als erschrecke sie vor seinem Anblick.

Gustav — er war es, und sie hatte ihn bei den letzten Worten am Ton seiner Stimme erkannt — misverstand ihre Bewegung. Großer Gott! rief er, wodurch habe ich es denn verschuldet, daß meine Nähe Sie erschreckt und Sie vor mir wie vor einem Feinde zurückbeben?

Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Sie verkennen mich, sagte sie kaum hörbar, Sie sind mir immer theuer; aber ich bin so überrascht, so unaussprechlich erschüttert, ich ahnete so gar nicht Ihr Hiersein.

Hier kam Melanie zurück und mit ihr ein Schwarm von Masken, der jede weitere Erklärung zwischen Klara und Gustav unmöglich machte. Er verlor sich unter der Menge, und da sie sich unfähig fühlte, ihre Fassung wiedergewinnen zu können, beklagte sie sich über eine Anwandlung von

Schwindel und verlangte nach Hause zu fahren. Melanie schlug ihr vor, in ein Nebenzimmer zu gehen, um sich zu erholen. Sie zitterte, als sie aufstand, so gewaltig, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte und sich gezwungen sah, Leist's Arm anzunehmen, der sich mit Melanie zu ihr gedrängt hatte und mit allem Anschein der zärtlichsten Beflissenheit bemüht war, sie aus dem Gedränge zu führen.

Ein schwarzer Domino, der sie, von ihr unbemerkt, nicht aus den Augen verloren und ihrer angelegentlichen Unterredung mit Gustav in reger Spannung gelauscht hatte, ohne mehr als einzelne Worte derselben auffangen zu können, folgte ihr auch jetzt bis zu dem Cabinet, in das Leist Klara führte, welcher, mit einem Wink an Melanie, während diese sich gleichmüthig nach dem Saal zurückwandte, die Thüre rasch hinter sich zuzog.

Mit einer furchtbaren Geberde flammenden Zornes drückte der Domino die geballte Hand auf sein Herz, als wolle er es hindern, die empörte Brust zu sprengen. Schon war er im Begriff, die Thüre des Cabinets gewaltsam zu öffnen, als sein Blick auf das nebenstehende Gemach fiel, das, von jenem nur durch eine dünne Wand getrennt, ihn zum unsichtbaren Zeugen der Unterredung machte,

die Leist auf diesem unwürdigen Wege von Klara zu erzwingen suchte.

So groß auch Klara's Entsetzen war, als sie sich mit Leist allein sah, so schnell faßte sie sich doch in der vollen Würde des Bewußtseins eines fest entschiedenen Willens. In ihrem Herzen war kein Zwiespalt der Empfindung; das Gefühl der Demüthigung, das ihr bis jetzt Leist gegenüber den Anschein langer Scheu gegeben hatte und von ihm misverstanden worden war, wich in dieser entscheidenden Stunde dem edeln Ernst einer Ehrfurcht gebietenden Haltung. Er beschwur sie, ihn anzuhören, und betheuerte, er könne und werde um keinen Preis diese Stunde unbenutzt lassen, um von ihr ein Gespräch zu erzwingen, das sie nicht das Recht habe ihm zu verweigern, er aber das Recht zu fodern.

Das haben Sie nicht, unterbrach sie ihn, aber mir selbst bin ich eine Erklärung schuldig, von der ich hoffe, daß sie mich auf immer von Ihren Verfolgungen befreien wird. Sie haben sich von mir geliebt geglaubt, Sie bauen noch auf eine geheime Vorliebe, die ich für Sie im Herzen trage; aber Sie sind im Irrthum. Sie sind mir durchaus und ganz entschieden gleichgültig. Jung, unerfahren, des Schutzes meines edeln, trefflichen Mannes be-

raubt, hat mich Eitelkeit und böses Beispiel verleitet, mich dadurch geschmeichelt zu finden, daß Sie mir den Hof machten; ich werde es mir nie vergeben, daß ein Augenblick kam, in dem Sie sich berechtigt halten durften, mir theuer zu sein; doch nur Gott und meinem Gatten bin ich davon Rechenschaft schuldig, nicht Ihnen, und wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so werden Sie mich gewiß durch Ihr Betragen nie wieder an die augenblickliche Täuschung meiner Eitelkeit erinnern.

Leist war unedel genug, sich für diese Abweisung durch Hohn und Spott der beißendsten Persiflage rächen zu wollen; er sprach seinen entschiedenen Unglauben an die Reinheit der Bewegungsgründe ihres Kaltsinns gegen ihn auf eine wahrhaft beleidigende Weise aus; doch ehe Klara zu antworten vermochte, trat durch eine Seitenthüre der schwarze Domino ein. Sie glaubte Rehbinder zu sehen, der, von Dienstgeschäften gefesselt, sie nicht, wie er Willens gewesen war, gleich hatte begleiten können, und eilte ihm mit dem Vertrauen, dessen sich dieser wahre Freund so würdig gezeigt hatte, entgegen, indem sie ihm die Hand reichte und ihn bat, sie hinwegzuführen. Nein, gnädigste Frau, rief Leist, alle Fassung verlierend, wüthend ihr zu, so ist es nicht gemeint; und welches auch die Rechte

sein mögen, die Graf Rehbinder bei Ihnen geltend machen zu können glaubt, so sind sie doch vielleicht nicht größer als die meinigen, die ich nicht gesonnen bin, mir so leicht rauben zu lassen.

Elender! rief hier der schwarze Domino mit vor Zorn bebender Stimme, und Leist mit gewaltiger Kraft beim Arme fassend, zog er ihn mit unglaublicher Schnelle mit sich fort aus dem Cabinet.

Klara schrie laut auf; sie wollte ihnen nacheilen, aber sie sank besinnungslos nieder; ihr Schrei zog mehrere Masken herbei, unter ihnen auch Melanie und Rehbinder, auf den Klara's erster Blick fiel, als sie die Augen wieder aufschlug; sie sprang auf und fragte ihn bebend vor Schreck und Entsetzen, was aus Leist geworden sei.

Ich habe ihn heut Abend noch gar nicht gesehen, antwortete er befremdet, da ich eben erst komme.

Waren Sie es denn nicht, der eben aus diesem Cabinet mit ihm hinausstürmte?

Auf seine verneinende Antwort sank sie von neuem besinnungslos zusammen; sie zuckte in heftigen Krämpfen und mußte nach ihrem Wagen getragen werden. Der ganze Vorfall war für Rehbinder ebenso dunkel als beängstigend. Melanie vermochte ihm keine andere Auskunft zu geben, als daß sie Leist mit einem schwarzen Domino,

in dem auch sie Rehbinder zu erkennen geglaubt habe, aus dem Cabinet kommen und Beide eilig durch den Saal schreiten sehen, um ihn zu verlassen.

Ringend zwischen Ohnmacht und Bewußtsein, unfähig, ein Wort hervorbringen, eine Thräne vergießen zu können, war Klara in ihr Zimmer gebracht worden, wo ihre Kammerjungfer ängstlich bemüht war, sie wieder zur Besinnung zu bringen. Sie schien keinen der sie umgebenden Gegenstände zu erkennen, ihr Blick war starr und ausdrucklos, aber bei jedem Geräusch schrak sie convulsivisch zusammen. Plötzlich hörte man einen Wagen vorfahren, es wurde im Hause laut, Männertritte näherten sich ihrer Thüre, diese wurde aufgerissen, und Klara sah sich in Nordeck's Armen.

Voll unaussprechlicher Sehnsucht, sie wiederzusehen, hatte er seine Abreise von Stockholm um einige Tage beschleunigt, und um sie desto mehr zu überraschen, fuhr er bei seiner Ankunft in Petersburg nicht vor seiner Wohnung vor, sondern stieg in einem Hotel ab, wo er seinen Leuten bis auf weitern Befehl zu bleiben gebot. Wie schmerzte es ihn, Klara nicht zu Hause zu finden; aber er war wieder in seiner Wohnung, jeder Gegenstand in Klara's Zimmer, ihr Sopha, ihre Harfe, ihr Arbeitstischchen vergegenwärtigte sie ihm so leb-

haft, daß er seiner Sehnsucht nicht länger zu gebieten vermochte, sondern sich, da er von ihren Leuten erfuhr, wo sie sei, einen Domino holen ließ, um sie aufzusuchen.

Er fand und erkannte sie erst in dem Augenblick, wo sie, von Melanie und Leist begleitet, nach dem Nebenzimmer ging, um sich zu erholen. Wir haben gesehen, auf welche Weise er hier Zeuge von ihrer Unterredung mit Leist wurde, und wie er, seines Zornes und seiner Empörung nicht länger mächtig, diesen mit sich fortriß. Im Vorzimmer nahm er die Maske ab. Meine Reisepistolen sind noch geladen, sagte er ihm, wir dürfen nur in dem Hotel, wo ich abgestiegen bin, vorfahren, um sie zu holen, und unseren Bedienten befehlen, uns zu folgen, da es bei diesem taghellen Mondenschein keiner längern Verzögerung zur Entscheidung zwischen uns bedarf.

Leist glaubte, sich keine Einwendungen erlauben zu dürfen; sie verabredeten in flüchtigen Worten mit einander, was noch zu besprechen war, und nach einer halben Stunde standen sie sich schon auf dem öden, in dieser Nachtstunde ganz einsamen Marsfelde zur Entscheidung über Tod und Leben gegenüber. Leist hatte, als Gefoderter, den ersten Schuß; seine Kugel streifte Nordeck's Schulter,

allein in der nächsten Minute sank er, schwer verwundet, nieder.

Nordeck war den Dienern behülflich, die das Blut zu stillen versuchten und ihn in den Wagen trugen. Sie haben gut getroffen, Herr Graf, sagte er matt, und vielleicht der ganzen schalen Komödie, die man Leben nennt, ein Ende gemacht. Nehmen Sie daher mein Ehrenwort, daß Sie Ihrer Frau Gemahlin nichts zu verzeihen haben, und daß ich ihr nichts vorzuwerfen habe, als eben ihre Abneigung, die Rolle eines gefallnen Engels übernehmen zu wollen.

Nordeck schwieg und eilte zu Klara zurück. Sie war ihm ein neugewonnenes Glück, dessen Werth und dessen Bedeutung für sein Leben er erst jetzt ganz zu erkennen, ganz zu empfinden gelernt hatte; und sie, aus dem bewußtlosen Schlummer kindlicher Unschuld durch Schuld und Irrthum geweckt, hatte ihr ganzes Wesen sich durch Schmerz und Reue geläutert; die Fähigkeit ihres Herzens, wahrhaft lieben zu können, war erst jetzt erweckt und sie fähig geworden, Nordeck's Werth anzuerkennen und das Glück, sein zu sein, nach seinem vollen Gehalt zu würdigen. Zum ersten Mal strahlte ihm jetzt, als er sie in seine Arme schloß, aus ihrem Blick Fülle der Liebe entgegen, sie ruhte an seinem Herzen, beseligt durch die Ahnung, daß auf diese

dunkle Prüfungszeit schöne helle Lebenstage voll Liebe, Treue, glanzloser Pflichterfüllung und frommer Demuth folgen würden.

Von jeher war es in ihr entschieden gewesen, daß er Alles erfahren müsse, was sie erlebt habe, um dann zu entscheiden, ob er, war gleich seine Ehre als Gatte unverletzt geblieben, sich doch nicht vielleicht von ihr getrennt und sich unfähig fühlte, ihr künftig unbedingt zu vertrauen, und sich zu überzeugen, daß sie eben durch diese Erkenntniß ihrer Strafbarkeit und ihrer Irrthümer erst ganz und ungetheilt sein geworden war. Alles, was ihr Herz belastet, ihre Seele geängstigt hatte, entströmte ihren Lippen.

Beruhige dich, sagte er ihr, indem er sie an sein Herz schloß, und setze bei mir kein Mistrauen, keine Besorgnisse voraus, die sowol deiner als meiner unwürdig sein würden. Du hattest einen schlüpfrigen Pfad betreten, aber der größte Theil deines Fehlers fällt auf mich zurück; ich hätte dir zur Seite bleiben, dich vor den Gefahren warnen, vor der Anfechtung schützen sollen, denen die Unerfahrenheit deiner Jugend und meiner Stellung in der Welt dich preisgaben. Die Erfahrung hat dir jetzt die Lehren gegeben, die ich dir hätte ersparen können; doch Friede sei mit der Vergangenheit,

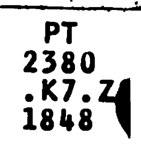
eine heitere Zukunft liegt vor uns. Du hast nun erfahren, wie dieser gifthauchende Verkehr mit der vornehmen Welt, das Eingehen und Antheilnehmen an ihren Interessen unsere moralische Kraft austrocknet und den frommen sittlichen Ernst, der die einzig sichtbare Grundlage treuer Pflichterfüllung ist, lähmt. Die Heuchelei kann den Schein mancher Tugend geben; doch Wahrheit, Geduld, Liebe und Treue sind nur das Eigenthum edler Menschen und das Kleinod jedes höhern Daseins. Bis zu dieser Prüfung war deine Tugend nur ein glücklicher Zufall; von nun an ist sie dein ehrenvoll erworbenes und bewahrtes Eigenthum.

Die Folgezeit rechtfertigte sein edles Vertrauen. Klara's Ehre blieb vor der Welt ungekränkt und Nordeck's Zweikampf mit Leist ein Geheimniß. Dieser mußte lange und schmerzlich an den Folgen seiner Wunden leiden und ging im Frühling nach Ischia, um das dortige Bad zu seiner gänzlichen Wiederherstellung zu gebrauchen. Klara hat ihn nie wieder gesehen. Ohne mit Melanie ganz zu brechen, führte Klara, von ihrem Gemahl geleitet, ihr Verhältniß allmälig in die Grenzen der Bekanntschaft zurück. Desto frischer und inniger erblühete aber ihre Freundschaft zu Therese. Gustav, der nach Petersburg gekommen war, um die Braut-

geschenke für seine Marie einzukaufen, hatte den Ring, den er einst an Klara zum Andenken einer ihm unvergeßlichen Stunde schenkte, bei einem Juwelier gefunden, erkannt und ihn wiedererstanden; Klara gestand ihm offen die Bewegungsgründe, die sie veranlaßt hatten, ihn zu veräußern, und empfing ihn zum zweiten Mal aus der Hand des treuen Freundes, um ihn lebenslang als ein Warnungszeichen und als ein Denkmal der Erinnerung an die Nichtigkeit des weltlichen Treibens und seiner Gefahren zu tragen. Noch im Lauf dieses Jahres führte Gustav Marie als seine Gattin nach Petersburg, und die schöne Ahnung, der erste Blick werde hinreichen, diese mit der theuern Jugendgespielin zu befreunden, wurde erfüllt. Aber auch die Erfüllung von Klara's innigstem Herzenswunsch begann aufzudämmern, als Rehbinder Therese nach ihrer Rückkehr genauer kennen lernte. Beide waren werth, sich einander anzugehören, und der Bund ihrer Herzen beglückte Nordeck und seine Gattin um so mehr, da Rehbinder seinen Entschluß erklärte, den Grafen, der im Spätherbst nach Deutschland zurückberufen wurde, zu folgen und sich in dem Vaterlande desselben anzukaufen.






PT
2380
.K7.Z
1848

